

**Festschrift zur Erinnerung an die Haug-Feier in Ostdorf**

Am 29. Aug. 1909

**Tübingen : Schnürlein, 1909**

**256/B998946**

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:355-ubr17080-7>

256

810

DM.

Festschrift zur  
Haug-Feier

≡ in Ostdorf ≡

am 29. August 1909.



B

998946



256/B 998946

Abgezogen in 400 nummerierten Exemplaren.

Exemplar Nr. 206

Herrn Professor Dr. Heerdegen  
hochachtungsvoll überreicht  
vom Verfasser.

aufgen. 14.10.77 Gm

Univ.-Bibliothek  
Regensburg

998946

## Den Freunden in Ostdorf

gewidmet.

من ارچه عاشقم و رند و مست و نامه‌سیاه\*

هزار شکر که یاران شهر بی کنهند

Hafis ed. Brockh. 139.2.

\*) Vgl. Kirchlicher Anzeiger für Württemberg XIII. Jahrg. S. 22 a.



D 1810

# Festschrift

zur Erinnerung an die

# Haug = Feier

in Ostdorf

am 29. August 1909

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Beit

UBR 069033032155



Lübingen

Buchdruckerei von Gg. Schnürlein.

208748

## Vorwort.

Das Hauptstück dieser Festschrift sollte ursprünglich eine möglichst ausführliche Biographie Martin Haugs bilden, die ich teils nach gedruckten Quellen, vor allem Martin Haugs eigenen Schriften und den bei seinem Tod erschienenen Nekrologen, teils nach mündlichen Überlieferungen von Haugs Landsleuten und Fachgenossen, teils endlich aus mir zugänglich gewordenem ungedrucktem Material, insbesondere Briefen von und an Haug und einer handschriftlich erhaltenen Autobiographie (datiert Göttingen 2. Nov. 1852), zusammenzustellen beabsichtigte. Als eine Vorstudie dazu war der Artikel über Martin Haug gedacht, den ich in der heurigen Juli-Nummer der Blätter des Schwäbischen Abvereins veröffentlicht habe.

Jener Artikel war schon gesetzt, als ich aus München das neu aufgefundene Manuskript einer zweiten Autobiographie Haugs erhielt. Diese, datiert Bonn 12. Mai 1859, indes nur bis zum Oktober 1854 reichend (es ist ohne Zweifel dieselbe, die auch dem Verfasser des Nekrologs in Bezzenbergers Beiträgen 1,70 ff. vorgelegen hat), schien mir für Martin Haug so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen konnte, sie hier in extenso mitzuteilen. — Außerdem entdeckte ich mittlerweile noch andere Wege, auf denen man zu weiterer Aufklärung über einzelne Perioden in Haugs Leben gelangen kann — Wege, die der Biograph selbstverständlich betreten muß, die ich jedoch in den wenigen mir noch bleibenden Wochen nicht mehr zu Ende gehen konnte.

Unter diesen Umständen glaubte ich, schon um Wiederholungen zu vermeiden, darauf verzichten zu sollen, das anekdotische Material, das die neu entdeckte Selbstbiographie bot, auch in meine Darstellung hineinzuarbeiten, und überhaupt diese so weit auszudehnen, als mir dies jetzt schon möglich gewesen wäre. Ich habe mich vielmehr für diesmal schließlich darauf beschränkt, wirkliche Lücken jenes ersten Artikels auszufüllen und einzelne Irrtümer zu berichtigen. Im übrigen gebe ich jetzt als Anhang dazu allerhand Urkunden zu Martin Haugs Lebensgeschichte: außer der erwähnten Autobiographie noch eine Reihe von Briefen von und an Haug, auch einige Beiträge zur Ostdorfer Ortsgeschichte und Genealogie und dergl.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen denen, welche mir durch irgendwelche Mitteilungen meine Aufgabe erleichtert haben, an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Vor allen wäre hier zu nennen gewesen Martin Haugs Sohn, Professor Dr. Rudolf Haug in München, dem nun aber leider diese Blätter nicht mehr zu Gesicht kommen. So kann ich mich hier nur noch an seine Witwe, Frau Lina Haug, wenden, deren Güte ich ebenfalls sehr viel wertvolles Material verdanke. Für Überlassung von Bildern bin ich auch zu lebhaftem Danke verpflichtet Herrn Dr. G. Gaiser in

Männedorf; ebenso für freundliche und ausführliche Beantwortung meiner auf Haugs Aufenthalt in Unterenfingen und Großbottwar bezüglichen Fragen den dortigen Geistlichen, Herrn Pfarrer Wacker und Herrn Stadtpfarrer Sigel. Wertvolle Auskünfte, besonders über Frau Sophie Haug und deren Familie, verdanke ich ferner Frau Julie Speidel in Stuttgart. Endlich haben mich noch mehrere Leser meines Artikels in den Abvereinsblättern durch Mitteilung von Randbemerkungen zu demselben erfreut, so insbesondere die Herren Prof. Dr. Bartholomae in Straßburg, Geh. Hofrat Dr. Bezold in Heidelberg, Prof. Dr. Jacob in Erlangen und — last but not least — mein hochverehrter Lehrer, Prof. Dr. Nöldke in Straßburg.

Eine Biographie Haugs, die diesen Namen wirklich verdient, zu schreiben, behalte ich mir nun für die Zukunft vor. Hoffentlich finde ich unterdessen Gelegenheit, auch auf indischem Boden Haugs Spuren besser nachzugehen, als ich das bisher aus der Ferne tun konnte.

Einstweilen mögen die folgenden anspruchslosen Blätter ihren doppelten Zweck erfüllen: einerseits Martin Haugs Nördorfer Landsleuten zu erzählen, was einer der Ihrigen draußen in der Welt geleistet, wie er gelebt, geliebt, gelitten hat; andererseits seine Fachgenossen und Freunde aus späteren Jahren auf den in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mutterboden hinzuweisen, in welchem sein Wesen wurzelte.

**Tübingen, den 8. Juli 1909.**

**Friedrich Witt.**



Obere Mühle bei Ostdorf.

Im Vordergrund die Gsch, im Hintergrund auf der Höhe der Kirchturm von Ostdorf.

## Martin Haug.

(Erweiterter Abdruck aus den Blättern des Schwäb. Albvereins, XXI. Jahrgang 1909, Nr 7.)

Wenn man auf der Hohenzollernbahn von Tübingen südwärts fährt, so erblickt man, sobald der Zug die Station Engstlatt verlassen hat, rechts drüben über der Gsch ein stattliches Dorf, das mit seinem weißen, weithin leuchtenden Kirchturm von dem dahinter liegenden dunklen Tannenwald sich freundlich abhebt. Das ist Ostdorf, der älteste württembergische Besiz (seit 1347) im Balingen Oberamt, und — obgleich urkundlich kaum vor dem 13. Jahrhundert erwähnt — in seinen Anfängen doch gewiß in die alt-alamannische Zeit vor der leidigen fränkischen Oberherrschaft zurückreichend, wo die Germanen zwischen Neckar, Gsch und Alb sich andern gegenüber als zusammengehörig fühlten, und demgemäß von den Siedlungen zu Nordsteti (Nordstetten), Sundhaim (Sonthof bei Zepfhan) und Ostdorffe (Ostdorf) sprachen. Als westliches Gegenstück zu Ostdorf haben wir höchst wahrscheinlich die heutige Stadt Oberndorf am Neckar anzusehen: denn auf dem Kleinen Heuberg bedeutet, gewiß schon seit ältester Zeit, „ober“ so viel als „westlich“; und gleichwie der Westwind hier zu Lande „der obere Luft“ heißt, so wird man auch von der Siedlung am äußersten Westrand des Gebiets, im Neckartal, als vom Obarin-dorffe gesprochen haben.

Man erreicht Ostdorf von den Stationen Engstlatt oder Balingen je in 1/2 Stunde, von der Endstation Stetten der hohenzollerischen Kleinbahn auf sehr hübschem Wege in etwa 1 1/2 Stunden.

Gehen wir in Ostdorf vom Rathhaus aus südwärts die „Gasse“ (vergl. darüber jetzt das Schwäbische Wörterbuch 3, 80) hinaus, so sehen wir links am Ende derselben, da wo der Weg nach Balingen scharf nach links umbiegt, etwas erhöht und von der Straße zurückliegend ein stattliches Bauernhaus. Hier wurde am 30. Jan. 1827 der bedeutendste Mann geboren, den Ostdorf bisher hervorgebracht hat, der Orientalist Martin Haug.

Zwar gehören die Haug<sup>1)</sup> nicht zu den alteinheimischen Familien, die, wie z. B. die Gög, Jetter, Koch, Schuler, Böttsch, Zimmermann, nach Ausweis der Pfarr-Registatur schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Ostdorf ansässig sind. Erst 1648 ist der erste Haug nach Ostdorf eingewandert, und zwar von Engstlatt, das damals nach Ostdorf ein-



Die „Gasse“ in Ostdorf, von Süden gesehen.

(Ganz im Hintergrund die Giebelfront des Rathhauses.)

geparrt war. „Den 17. January 1648 haben Hochzeit gehalten Jacob Haug, Hans Haugen hinderlasner Sohn von Engstlat, und Maria Hans Reißer Tochter von Ostorf“, meldet das Ostdorfer Ehebuch. Die Stammutter der Ostdorfer Haug, Maria Keyß [so wird in den ältesten Urkunden

1) Ueber die Bedeutung und Entstehung des Namens „Haug“ vergleiche weiter hinten den Abschnitt „Zur Ostdorfer Ortsgeschichte und Genealogie“.

geschrieben] gehörte einem Geschlecht an, das zwar schon 1585 in Ostdorf vorkommt, aber ursprünglich aus der Baar zu stammen scheint — nach Ausweis des Namens selbst; denn „Keß“, oder genauer: Rhais für „Käse“<sup>1)</sup> spricht man eben nur in der alle langen Vokale zu Diphthongen umgestaltenden Baar. Indes, die Nachkommen jenes Jakob Haug haben sich in Ostdorf außerordentlich stark vermehrt, und heute — nachdem allerdings inzwischen noch ein zweites Geschlecht desselben Namens hinzukommen ist, dessen Ahn, Jakob Haug genannt Maus-Jak, 1710 ebenfalls aus Engtflatt hereingeheiratet hat<sup>2)</sup> — sind die Haug in Ostdorf so zahlreich geworden, daß sie ohne Zuhilfenahme von Uebennamen gar nicht auseinander zu halten wären. Die Familie kann also jetzt, und konnte schon 1827, mit Fug als eine echt ostdorfische angesehen werden.

Nicht nur an Zahl, auch an Ansehen und Vermögen müssen die Haug in Ostdorf ziemlich rasch emporgeblüht sein. Schon ein Sohn jenes ältesten Jakob Haug, Hans, ist 1689—1702 Vogt, d. h. Schultheiß, von Ostdorf gewesen<sup>3)</sup>; und es ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie die alten Geschlechter in Ostdorf noch etwas gelten, daß ein Nachkomme jenes Vogts Hans Haug im 6. Glied nun wiederum Schultheiß von Ostdorf ist. Ein Urrentel des Vogts aber war auch Martin Haug, genannt Gaß-Marte, der Vater des Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind.

Die Ostdorfer haben noch nie dem anderwärts verbreiteten Wahne gehuldigt, sie müßten ihre Buben bei leidlicher Begabung und einigermaßen vorhandenen Mitteln womöglich in eine städtische Schule schicken und „etwas“ werden lassen — als ob man auf dem Lande und bei der Landwirtschaft nicht auch helle Köpfe brauchen könnte! Daher kam es auch dem Vater Gaß-Marte, obgleich er keineswegs unbemittelt war, zunächst durchaus nicht in den Sinn, daß sein Sohn etwas anderes zu werden bestimmt sein könnte als er selbst war, nämlich ein tüchtiger Bauer. Es lebte indes bei der Familie ein alter Onkel der Hausfrau, Martin Schuler<sup>4)</sup>, der 1800 bis 1818, also über die auch für Ostdorf unruhige Zeit der napoleonischen Kriege, Vogt daselbst gewesen war, daher er allgemein nur „s Bögtle“ genannt wurde; bei den Haug'schen Kindern, die ihre beiden wirklichen Großväter kaum mehr gekannt hatten, hieß er, kurzweg der „Aehne“. Dieser Mann, dessen Wesen mir als eine seltene Mischung von Aufklärung und Aberglauben geschildert wird, der aber jedenfalls ein begabter Kopf und ein Original gewesen sein muß, schaffte gern neu erfundene landwirtschaftliche Geräte, ja sogar — auf dem Lande ein arger Luxus! — neue Bücher an (was ihn freilich nicht abhielt, daneben fest an Hexen und Hexerei zu glauben). Er soll indes durch solche Liebhabereien in seinen Vermögensverhältnissen etwas zurückgekommen sein, ein Umstand, der jedenfalls wenig geeignet war, die Ostdorfer für fortschrittliche Experimente zu begeistern. Aber dieser Aehne, damals bereits ein Greis von 80 Jahren, ist auf die Entwicklung des jungen Martin Haug sicherlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Bei ihm lernte der Knabe, noch ehe er mit 6 Jahren der Schule übergeben wurde, lesen und schreiben, Bibelsprüche und Viederverse, er gewährte ihm später auch oft die Mittel zur Anschaffung der notwendigsten Lehrbücher.

Im Jahre 1833 kam jung Martin also wohl vorbereitet unter die Fuchtel des gestrengen, aber schon 80jährigen Schulmeisters Reiber; da ihm indes das Lernen nicht schwer fiel, so scheint der kleine Schlingel Zeit gefunden zu haben, dem alten Herrn manchen Streich zu spielen. Dann aber, als Reiber nach 3 Jahren gestorben war, kam zunächst ein sehr tüchtiger Amtsverweser, Leuthardt<sup>5)</sup>, der es verstanden zu haben scheint, den lebhaften Jungen zu beschäftigen und seinen Vertrieb zu wecken, so daß er sich nicht mehr bloß für die Vogelweiser in den Hecken interessierte. Als definitiver Stelleninhaber folgte auf Leuthardt 1837 Schulmeister Mayer, ein junger unverheirateter Mann, der sich nebenher damit abgab, sogen. „Schulinzipienten“ für das Volksschullehrfach vorzubereiten. Dieser erkannte die außerordentliche Begabung seines Schülers und schlug daher dem Vater vor, ihn ebenfalls zum Volksschullehrer ausbilden zu lassen. Nur ungern, wohl auf Fürsprache des „Aehne“, gab der Gaß-Marte nach, und so ward Martin Haug im November 1838 unter die Schulinzipienten, oder wie die Ostdorfer, denen dieses in der Tat greuliche Wort nicht mundgerecht war, zu sagen pflegten: unter die Sieben Enten<sup>6)</sup> — es waren zu-

1) Man könnte allerdings in dem Namen auch das Wort „Gehäß“ d. h. „Kleidung“ (Schwäb. Wörterb. 3, 187) vermuten: vgl. Familiennamen wie Kitzel, Schüb, Fut u. dgl. Für den oben aus dem Namen gezogenen Schluß ist das indes ohne Belang. Eine dritte Möglichkeit wäre freilich, daß darin (vgl. Schwäb. Wörterb. 3, 188) ein altes männliches Hauptwort „Gehäuf“ (althochdeutsch gahasio „Hausgenosse“: eine Wortbildung wie „Geselle“, abd. gasello, eigentl. „Saalgenosse“) stecke: dann wäre der Name mit schwäbischem el (genauer ai) zu sprechen und brauchte nicht aus der Baar zu stammen. Es käme hier alles darauf an, die richtige Aussprache des Namens zu kennen; aber leider sind die Keß schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Ostdorf im Aussterben.

2) Sein Weib war Justine geb. Gafel, sein Sohn der Joller Abraham Haug, der am 24. Juli 1742 mit Anna Maria Geiger Hochzeit machte.

3) Sein Weib war Barbara geb. Schnaiblin (die hochdeutsche Form des Namens wäre „Schneelein“), aus einer einst sehr angesehenen, aber jetzt längst verfallenen Familie, an die in Ostdorf wohl nur noch der Name der „Schnaibede-Gasse“ erinnert.

4) Oder genauer: die Familie lebte bei ihm; denn er war der Erbauer und Besitzer eben jenes Hauses, in dem Martin Haug geboren ist. Früh verwitwet und kinderlos, hatte er dessen Mutter, seine Nichte, an Kindesstatt angenommen. Diese Familie Schuler ist eine altostdorfische Müllerfamilie: schon des Bögtle's Urtroßvater, Hans Schuler, der sich 1640 mit Anna Singlin verheiratete, war Müller gewesen; sein Großvater († 1760) hieß kurzweg der „Müllerhans“. In jüngeren Jahren war das Bögtle mit den Ostdorfer Barrern, besonders mit M. R. M. E. Morgenstern befreundet gewesen; mit diesem letztern war es auch nach dessen Wegzug von Ostdorf noch in Korrespondenz geblieben. Von diesen Briefen, die noch vor nicht allzu langer Zeit auf der Bühne eines Ostdorfer Hauses herumzuführen, soll jetzt nichts mehr erhalten sein: für die Ortsgeschichte ein nicht genug zu beklagender Verlust!

5) Näheres über diesen Lehrer s. weit hinten in einer Anmerkung zur Biographischen Skizze.

6) Diese „Sieben Enten“ sollen — nach mündlicher Mitteilung — außer Martin Haug folgende gewesen sein: Matthias Geiger von Ostdorf; Gottlieb Gühring, geb. in Erzingen 13. Sept. 1824, 1852—1890 Schul-

Manch einer, der die Ostdorfer Verhältnisse nicht kennt, mag sich billig verwundern, daß die Eltern Haug sich den höher hinaus gehenden Bestrebungen ihres Sohnes, all seinen augenscheinlichen Erfolgen zum Trost, so hartnäckig immer wieder entgegenstemmen. Man muß in der That mit der Denkweise der Ostdorfer vertraut sein, um ein solches Verhalten begreifen und würdigen zu können. Der Ostdorfer Bauer ist im allgemeinen selbst heute noch ziemlich frei von der anderwärts bei seinesgleichen so häufig zu beobachtenden Neigung, sich seines Standes zu schämen und über ihn hinauszuwollen: in Ostdorf hat „Bauer“ glücklicherweise noch lange nicht aufgehört, ein Ehrentitel zu sein. Hand in Hand damit geht freilich eine höchst einseitige Einschätzung der verschiedenen Arten der Arbeit: seinerseits jahraus jahrein unverdrossen der angestrengtesten körperlichen Tätigkeit sich unterziehend, ist der Ostdorfer wenig geneigt, geistige Arbeit überhaupt als solche anzuerkennen; er hält den Geistesarbeiter, besonders den Gelehrten, gar zu gern einfach für einen Faulenzer. Daher steht er den „Herrn“ (d. h. den Studierten) im allgemeinen mit derselben mißtrauischen Abneigung gegenüber, die er andern professionellen Nichtstuern, Zigeunern, Vagabunden u. dgl. entgegenbringt. Allerdings mag, wenigstens in früherer Zeit, wo geistige Arbeit im Vergleich mit körperlicher noch sehr viel besser als heutzutage honoriert wurde, sich auch ein gewisser Neid hineingemischt haben gegen diese Tausendsaja, die mit ihrer Faulenzerei häufig mehr verdienten als der Bauer mit all seinem mühseligen Tun.

Wenn der echte Bauer vom alten Schlag bei derartigen Anschauungen, und bei den verhältnismäßig hohen Kosten, die auf alle Fälle mit dem Studium verbunden sind, seinen Sohn nur höchst ungern eine gelehrte Laufbahn einschlagen sieht, so bestärken ihn in dieser Abneigung gegen alles, was „Bildung“ heißt, besonders auch die fast in keinem Dorfe fehlenden mehr oder weniger grotesken Gestalten, die sich ihm gegenüber mit Vorliebe als Vertreter derselben aufspielen. Vielfach sind es Handwerker, die in der Welt herumgekommen sind und dort allerlei Aufklärer aufgeschnappt haben. Dazu kommen dann oft noch abschreckende Exempel von verachteten Existenten, die in höheren Schulen Schiffbruch gelitten haben. Ab und zu nämlich pflegen einzelne mehr pfiffige als begabte Jünglinge vom Lande, die allen Ernstes der Ansicht sind, daß Studium mit Nichtstun und Wohlleben tatsächlich identisch sei, den Trieb zu etwas Höherem tief im Busen zu fühlen; und wenn dann je und je ein verblendeter Vater solchem Verlangen nachgibt, so kommt regelmäßig, was eben kommen muß. Nach wenigen Jahren hat der junge Mann seine frühere Auffassung des Studiums als einen grausamen Irrtum erkannt, und kehrt nun zu den dörflichen Penaten zurück. Viel zu vornehm, und nicht selten wohl auch schon körperlich unfähig, um in der Landwirtschaft ernstlich mit Hand anzulegen, den Kopf voll von allerlei unverdauten Brocken, weiß so ein bedauernswerter Zwitter dann nicht, was er mit sich anfangen soll. Im günstigeren Fall kommt er schließlich noch in irgend einer Schreibstube unter, im ungünstigeren sinkt er rasch zu einer Art Orts-Bajazzo herab. Diese Gesellschaft, die sich meist täglich im Wirtshaus zusammenfindet, pflegt auf die „dummen Bauern“ ebenso regelmäßig mitläßig herabzusehen, wie sie für diese einen Gegenstand des Spotts und der Geringschätzung bildet. Nur ab und zu kommt für sie ein großer Tag, wenn irgend ein Herr aus der Stadt im Dorfwirtshaus einkehrt und sich an ihrem Galimathias beteiligt: dieser gute Städter ist dann meistens höchlich erbauet, unter all den unwissenden Bauern aufgeklärte Leute von so viel Wissen und Bildung anzutreffen<sup>2)</sup>.

Noch ein weiteres Moment war wohl gerade damals geeignet, die Gelehrsamkeit bei den Ostdorfern in Mißkredit zu bringen. Eigentlich religiöses Leben ist in Ostdorf wenig zu Hause: die Pietisten, die solches zu pflegen suchen, sind eben deshalb nicht sonderlich beliebt. Aber durch das unverbrüchliche Festhalten an der Ortsitte wird die religiöse Sitte wirksam geschützt. Und da es dieser religiösen Sitte unter anderem auch widerspricht, „nichts zu glauben“, so war es M. Stählen natürlich ein leichtes, einen Mann wie David Friedrich Strauß den Ostdorfern als den leibhaftigen Gottseibeiuns darzustellen. Strauß hatte sich als ganz besonders verblendeten Irrgeist noch dadurch dokumentiert, daß er die Aussicht auf eine außergewöhnlich fette Pfründe, die sich ihm, dem Stiftsrepetenten, eröffnete, durch seinen Rücktritt in's Privatleben zu nichte machte: ein Privatgelehrter, der sein Wissen nicht einmal zum Geldwerb ausnützte, mußte im Grunde doch herzlich dumm sein! So ist es leicht zu begreifen, daß der Mutter Haug der Gedanke besonders zu schaffern machte, ihr Sohn könnte, wenn er ein „Herr“ würde, in Straußens Fußstapfen treten . . . .

Daß man im übrigen Martin Haugs Begabung nicht überschätzt hatte, als man ihn für den Volksschullehrerstand bestimmte, sollte sich bald zeigen. Nicht lange stand es an, so hatte er alle seine Mit-Anzipienten, die zum Teil ganz beträchtlich, bis zu 5 Jahren, älter waren als er, weit überflügelt. Daß ihm dies deren lebhafteste Abneigung (die sich gelegentlich sogar in Tätlichkeiten umsetzte) eintragen mußte, liegt in den Schwächen der menschlichen Natur begründet. Ueberdies scheint es auch zu den weniger liebenswürdigen Zügen in Martin Haugs Wesen gehört zu haben, daß er minder Begabten gegenüber sein Licht nicht gern unter den Scheffel stellte.

meiser in Mühlhausen a. N.; H u t t e l von Balingen; S c h m i (e) d (t) von Geisingen; Joh. Friedrich S p e i d e l, geb. in Balingen 26. Sept. 1822 als Sohn des Secklers J. G. Speidel, verheiratet seit 1847 mit Eva Rosine geb. Haug, der Witwe des Schulmeisters Mayer (s. weiter hinten die Anmerkung zur „Biographischen Skizze“), 1854 bis 1863 Schulmeister in Tumlingen O. M. Freudenstadt, dann in Kirchentellinsfurt; Johann Martin B ö t t c h, geb. in Ostdorf 14. März 1824, seit 1859 Lehrer in Gengen O. M. Heidenheim.

2) Gelegentlich trichen auch ortsanfängige Geistliche oder Lehrer auf derartige Leim: diese halten sich dann für verpflichtet, auf die Wichtigkeit solcher „Leute mit höheren Interessen“ einzugehen, und merken nicht, daß sie damit lediglich irgendetwelche Hanswurste noch aufgeblähter machen, als sie schon vorher sind.

Es läßt sich denken, daß der Wissensstoff, den ihm Vater bot, dem lernbegierigen Knaben bald nicht mehr genügen wollte. Noch ehe er Inzipient geworden war, hatte er, im Jahre 1837, angefangen, Latein zu treiben. Er entlich zu diesem Zweck von dem Vater eines entgleiteten Lateinschülers, dem ehemaligen Kronenwirt J. G. Schwarzkopf, die nicht mehr benutzten lateinischen Lehrbücher seines Sohnes. Ueber die ersten Schwierigkeiten scheint ihm eben jener Ex-Lateiner, „des Schwarzkopfsen Fritze“, noch hinübergeholfen zu haben, dann aber mußte er allein weiterzukommen suchen.

Dem die einzige Persönlichkeit im Ort, die ihm beim Lateinischen hätte beistehen können und auf deren Beistand Haug auch anfangs gehofft zu haben scheint, der Pfarrer Stählen, ließ sich nicht dazu herbei. Stählen scheint, nach Haugs Schilderung, zu jener Kategorie von Geistlichen gehört zu haben, die sich mehr als Staatsbeamte denn als Seelsorger fühlen, und die denn auch ihrer Gemeinde gegenüber den Honoratioren-Dünkel ungeniert herauskehren. Er fand es jedenfalls ganz ungehörig, daß ein Bauernjunge so hoch hinaus wollte; und dabei blieb er — bis dieser trotz alledem sich den Zugang zur Universität erobert hatte. Des Knaben sehnlicher Wunsch in die Lateinschule nach Balingen geschickt zu werden, blieb unerfüllt, obgleich ihn seine Begabung gerade auf die Erlernung fremder Sprachen hinwies — ein Gebiet, das dem Volksschullehrer damals noch gänzlich verschlossen war. Trotz alledem setzte er es durch, aus Büchern, fast ohne jede Anleitung, zunächst einmal Lateinisch zu lernen.

Neben dieser intensiven Lernetätigkeit blieb dem heranwachsenden Bauernknaben — für seine körperliche Entwicklung vielleicht ein Glück — die Mitarbeit in der Landwirtschaft keineswegs gefehlt. Freilich sollten in dieser Hinsicht seine Angehörigen nicht eben viel Freude an ihm erleben. Schon die Art, wie er Sense oder Haue nachlässig über die Achsel hängen ließ, soll jedem rechten Bauern ein Greuel gewesen sein. Fuhr er mit dem Gespann aufs Feld, so gingen die Tiere ihren eigenen Weg, während der Fuhrmann in einem Buche las, bis der erzürnte Vater, wenn er dabei war, ihn durch nachgeworfene Erdschollen aus seinen Studien aufschreckte. Einmal befand sich die ganze Familie „in der Eck“, dem entlegensten Teil der Ostdorfer Markung (gegen Großelsingen), und Martin sollte mit dem Wagen dorthin nachkommen. Dieser aber empfand, wie einst Tobias Knopp, das Bedürfnis, vorher „noch etwas zu lesen“, und vertiefte sich an einem stillen, ungestörten Orte in sein Buch, bis die andern am späten Abend unverrichteter Dinge nach Hause kamen, um zu sehen, wo der Wagen so lange blieb.

In Anbetracht seiner frühreifen Entwicklung wurde Martin Haug schon im 13. Lebensjahre, 1840, konfirmiert, ohne daß dies eine wesentliche Aenderung seiner Lage und Beschäftigung bedingt hätte. Im März 1841 bestand er, angeblich als Primus, in Sölingen ein erstes Examen, entsprechend der Prüfung, der sich die angehenden Schulamtskandidaten heutzutage bei der Aufnahme in die Präparandenanstalten zu unterziehen haben. Er trat aber, da sein Vater die nötigen Mittel nicht herausrücken wollte, auch jetzt in keine derartige Anstalt ein, sondern setzte seine Fachstudien zu Hause unter Mayers Leitung fort. Einen Monat darauf starb seine Mutter, die übrigens seinen hochfliegenden Plänen stets am meisten widerstrebt zu haben scheint. Der Vater Gaß-Marte, der die Hilfe des Sohnes nun um so nötiger bei seiner Landwirtschaft hätte brauchen können, machte einen letzten Versuch, ihn bei dem Verufe seiner Ahnen zu erhalten. Doch half der Aehne dem Großneffen noch einmal über diese Krisis hinüber.

So sehr unter den obwaltenden Umständen der Vater Haug den 90jährigen Greis (mit dem er sich nie besonders vertragen zu haben scheint) in dem der weiblichen Leitung beraubten Haushalt als eine Last empfunden haben wird, so nah dürfte doch dem jungen Martin der im Februar 1842 endlich erfolgte Tod seines Aehne gegangen sein. Noch kurz vorher hatte dieser ihm eine griechische Grammatik gekauft, so daß er also beim Eintritt ins 16. Lebensjahr auch mit dem Studium der zweiten klassischen Sprache beginnen konnte.

Im übrigen brachte jenes Jahr 1842 für Martin Haug manches Gute. Vor allem: er fand einen Lehrer für seine Sprachstudien in einem Balingener Kandidaten der Philologie, Flatt, der sich kränklichkeitshalber zu Hause aufhielt. Unter dessen Leitung trieb er nun nicht nur Lateinisch und Griechisch, sondern er wurde von ihm auch ins Französische und besonders ins Hebräische eingeführt, das er schon früher einmal ohne Erfolg von jüdischen Lumpensammlern hatte lernen wollen. Und da ihn gleichzeitig der Dekan in Balingen, Fraas, mit der Stellvertretung für einen erkrankten dortigen Volksschullehrer betraute, so konnte er seinem Mentor um so näher sein, und verdiente sich dabei noch einiges Geld, so daß er sich auch die nötigsten Lehrbücher, ja sogar, mit einem väterlichen Zuschuß, die hebräische Grammatik und das teure hebräische Lexikon von Gesenius anschaffen konnte. Bei den übrigen orientalischen Sprachen, Arabisch, Sanskrit (d. h. Altindisch) und Chinesisch, an die sich der lernbegierige Jüngling damals auch schon wagen wollte, konnte freilich auch Flatt nicht helfen; und bei den äußerst mangelhaften literarischen Hilfsmitteln war hier vorerst kein Erfolg zu erwarten. Den Unterricht bei Flatt konnte Haug 1½ Jahr lang, bis zum Spätherbst 1843, nehmen. Sehr anschaulich schildert er in der Selbstbiographie von 1852, wie ihn im Winter 1842/43, nachdem seine stellvertretende Lehrtätigkeit ein Ende gefunden hatte, auch das ärgste Wetter nicht von den Gängen nach Balingen abzuhalten vermochte.

Vater Gaß-Marte vertrug auf die Dauer nicht, einen „Müßiggänger“ — denn für das wird er trotz allem seinen Sohn gehalten haben — um sich zu sehen. Daher stieß er alle Türen auf, um ihn baldmöglichst in irgend einer Schulstelle unterzubringen. Die Absicht, ihn schon im Frühjahr 1843 das 1. Dienstexamen machen zu lassen, scheiterte an seiner allzu großen Jugend. Indes, bei dem damals herrschenden Lehrermangel gelang es trotzdem, ihn schon im

November 1843, noch unexaminiert, als sogen. Schulgehilfen nach Unterenfingen O. M. Nürtingen zu bringen.

Man sollte denken, daß dem jungen Lehrer der Abschied von Heimatort und Vaterhaus, trotz manchen Widerwärtigkeiten, die er dort durchzumachen gehabt hatte, doch einigermaßen schwer gefallen sei: denn, hatte ihm, solange er zu Hause in Ostdorf war, doch wenigstens niemals des Leibes Nahrung und Notdurft, die warme Stube, die Ansprache bei Freunden und Verwandten gefehlt, so hatte er jetzt, mit 16½ Jahren als Schulgehilfe angestellt, mit jährlich 40 Gulden, die neben einer spärlichen Kost und freier Wohnung in einer unheizbaren Kammer sein ganzes Gehalt bildeten, seinen Unterhalt allein zu bestreiten. Allein es scheint, daß das Gefühl der Erleichterung, endlich einmal der drückenden Aufsicht des strengen Vaters entriekt, der unbequemen Nütigung zu landwirtschaftlichen Arbeiten enthoben zu sein, zunächst alles andere überwog. Von Heimweh finden wir keine Spur.

In dieser Hinsicht wirkte wohl günstig, daß Haug in der zu Unterenfingen gehörigen Mühle ein Stück Heimat wieder fand. Hier hauste ein alter Kamerad des Gaß-Marte, der Müller Schwarzkopf, ein Sohn des alten Kronenwirts in Ostdorf, ein „Vetter“ d. h. Onkel des früher erwähnten Fritze. Der Müller, der dem Landsmann freundlich entgegenkam, hatte eine zahlreiche Familie; dazu kamen die Kunden, die in einer solchen Mühle immer ab und zu gehen: so wird es da manchmal lebhaft und lustig genug zugegangen sein. Der junge Lehrer wurde in dieser Umgebung rasch heimisch: sobald ihn die Kälte aus dem Schulzimmer, wo er nach Schluß der Schule seinen Privatstudien oblag, vertrieb, lenkte er seine Schritte zur Mühle, wo sich stets Gelegenheit zu Unterhaltung und Kurzweil fand. Ja, es scheint, daß der kaum 17jährige hier erstmals sein Herz, und zwar an eine der Müllerstöchter verlor<sup>1)</sup>.

Doch wurde er darüber seinen Studien immerhin nicht ganz untreu: er trieb die klassischen Sprachen und das Hebräische weiter, und, nachdem er sich schon in Ostdorf mit den Elementen des Arabischen bekannt gemacht hatte, fieng er nun in Unterenfingen auch das Syrische an.

Bei seinen Vorgesetzten gereichte dies alles dem jungen Schulgehilfen keineswegs zur Empfehlung. Im Gegenteil, es wurde ihm gar sehr verdacht, daß er neben seiner Lehrtätigkeit (die er, wie er versichert, niemals vernachlässigte) noch Alotria betrieb und über seinen Stand hinauswollte. Gerade hierüber wird in den Selbstbiographien aufs bitterste Klage geführt. Der, wie es scheint, etwas verbauerte Schulmeister Zeyher meldete die Sache dem Pfarrer Hoffmann, und dieser, der 10 Jahre lang Prinzen-Erzieher gewesen war, und also seinem Namen wohl alle Ehre gemacht haben wird, hat offenbar Haug sehr wenig Wohlwollen gezeigt: der vermutlich etwas eingebilddete Provisor, der den Isaias im Urtexte las und gewiß keine Gelegenheit veräumte, das Licht seiner Gelehrsamkeit leuchten zu lassen, mag ihm ja komisch genug vorgekommen sein. Voller Hohn erteilt er ihm in einem noch erhaltenen Provisoren-Verzeichnis das Prädikat: hochgelehrt.

Freilich mag M. Hoffmann von seinem Standpunkt aus so Unrecht nicht gehabt haben, wenn er Haug warnte, seine Zeit mit derartigen Privatstudien zu vergeuden, und darüber das für ihn Nächstliegende zu veräumen. Noch stand ihm ja, im Frühjahr 1844, das Lehrgelhilfen-Examen bevor, das immerhin auch einige Vorbereitung erforderte. Und man wird es wohl in Haugs Umgebung allerseits mit unverhohlener Schadenfreude aufgenommen haben, daß der hochgelehrte Jüngling diese Prüfung statt, wie er und andere erwarteten, mit „recht gut“ mit „ziemlich gut“ bestand. Für Haugs Selbstgefühl war das freilich ein arger Dämpfer. Dazu kam, daß er, wie es scheint, auch in seiner ersten Liebe kein Glück hatte (hiemit hing es ohne Zweifel zusammen, daß er seinen „Müselauf“ von der Mühle zu dem Glaser Rumpff verlegte). So ist es leicht zu verstehen, daß ihm der Boden in Unterenfingen zu heiß wurde, und er seine Versezung betrieb.

In Großbottwar O. M. Marbach, wohin Haug im Mai 1844 befördert wurde, konnte er sich etwas freier bewegen. Sein vorgesetzter Schulmeister, Schulz, ein Junggesell, aß am selben Kosttisch mit ihm; der Stadtpfarrer Burt, nach Haugs eigener Angabe „ein humaner Mann“, kam ihm wohlwollend entgegen.

In Großbottwar war es, daß Haug im Sommer 1844 das Studium des Sanskrit, d. h. der klassischen, aber seit über 2000 Jahren nicht mehr lebendigen Kulturprache Indiens begann. Da seine Hilfsmittel nur ungenügend waren, so mußte er dabei so verfahren, wie man heutzutage etwa bei der Entzifferung einer noch unbekanntten Sprache aus einer Bilinguis zu Werke geht. Dazu gehört selbstverständlich eine nicht geringe sprachliche Begabung. Auch Haugs Opfermut, den er bei dieser Gelegenheit bewies, verdient unsere Bewunderung. Die beiden Bopp'schen Bücher zur Erlernung des Sanskrit, die er im Merkur angezeigt fand, sollten zusammen 9 Gulden 24 Kreuzer kosten; der junge Provisor aber bedachte sich keinen Augenblick, 1/6 seines Jahres-einkommens, den Gehalt von zwei Monaten, hinzugeben, um in den Besitz dieses Schazes zu kommen. Ich glaube, solche Unterlehrer sind auch heutzutage rar.

Mit alledem erntete Haug dazu noch von seiner Umgebung nichts als Spott und Hohn. In Großbottwar lebt noch ein jetzt 76jähriger Mann, der sich erinnert, wie der damalige Provisor Haug von seinen Tischgenossen zum besten gehalten wurde, da er nicht „weltwizig“ war und „eine besondere Einfalt an sich“ hatte. Er glich eben in seiner damaligen Lage dem Matros auf dem Schiffsverdeck, inmitten einer johlenden Besatzung:

<sup>1)</sup> Haug sagt (in der Biographischen Skizze) zwar nicht ausdrücklich, daß jene Liebes-Affäre gerade in der Mühle spielte; allein das ist dort, wie mir scheint, zwischen den Zeilen zu lesen.

au prince des nuées  
 Qui hante la tempête et se rit de l'archer;  
 Exilé sur le sol au milieu des huées,  
 Ses ailes de géant l'empêchent de marcher<sup>1)</sup>.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß in unserem jungen Fremde allmählich ein Entschluß reifte, in dem ihn auch Stadtpfarrer Burt bestärkte: den Schulstand zu verlassen und der Universität zuzustreben. Freilich schienen sich dem zunächst fast unüberwindliche Hindernisse wesentlich finanzieller Art entgegenzutürmen. Vergebens bestürmte seit August 1844 Martin Haug schriftlich und — bei Gelegenheit von zwei Ferien-Besuchen in Ostdorf — auch mündlich seinen Vater mit Bitten, ihm die Mittel zum akademischen Studium zu gewähren. Pfarrer Stählen hat hiebei eine verhängnisvolle Rolle gespielt und eine nicht ganz geringe Verantwortung auf sich geladen, indem er den alten Gaß-Marte in seinem Widerstand bestärkte. Vermutlich von seinen eigenen Talenten und Fähigkeiten ausgehend, hielt dieser gute Geistliche (der übrigens, aus früher — S. 6 — angedeuteten Gründen, das Emporkommen des Bauernsohns überhaupt nicht besonders gern gesehen haben wird) es für schlechterdings unmöglich, das Maturitätsexamen oder gar die schwierige Konkursprüfung (dem Haug dachte zunächst an das Studium der Theologie) zu erstehen, ohne daß man vorher jahrelang die Bänke eines Ober-gymnasiums oder niederen theologischen Seminars gedrückt hätte. Da nun das Seminar für Martin Haug schon aus Gründen des Lebensalters nicht mehr in Betracht kam, so blieb nur das Gymnasium. Und daß hiefür die finanziellen Kräfte des Gaß-Marte sich als nicht ganz ausreichend erweisen könnten, mag M. Stählen vielleicht nicht mit Unrecht befürchtet haben<sup>2)</sup>. Jedenfalls blieb Vater Haug unerbittlich, und die Situation spitzte sich so zu, daß bei dem zweiten Ferienbesuch, 1846, der Vater dem Sohn für die nächsten Jahre sein Haus verbot.

So blieb denn also für Haug, wenn er an seinem Entschluß festhalten wollte, nichts übrig als der Versuch, ohne jede Gymnasialschulung die Reiseprüfung zu erstehen und sich so den Zugang zur Universität zu erzwingen. Dazu brauchte er — neben dem Hebräischen, das dem Theologen natürlich unentbehrlich war — in der damaligen Zeit vor allem viel Lateinisch und Griechisch. Aber — o Seltsamkeit der menschlichen Natur! — jetzt, da er diese klassischen Sprachen wirklich hätte betreiben sollen, war er ihrer beinahe schon überdrüssig geworden. Nur an den seltsam krausen Schnörkeln orientalischer Schriften fand er noch wirkliches Gefallen, nur das geheimnisvolle Dunkel, das dazumal noch mehr als jetzt über dem Orient schwebte, zog ihn unwiderstehlich an.

Aber der schon damals in so manchen Schwierigkeiten gestählte junge Mann besaß glücklicherweise Energie genug, seine Weiterbildung in den klassischen Sprachen gerade jetzt, wo so viel für ihn davon abhing, trotzdem nicht zu vernachlässigen. Doch konnte er es sich niemals versagen, daneben noch am Orient herumzumarschen. Er beschäftigte sich mit Ewalds Lehrbuch der hebräischen Sprache — nach seinem eigenen Geständnis — zunächst nur, um auch aus diesem Reichen die orientalischen Rosinen herauszuklauben.

Es war etwas viel auf einmal, zu gleicher Zeit 140 Schulkinder zu unterrichten, Privatstunden zu geben, sich aufs Konkurs-Examen vorzubereiten, Orientalia zu treiben und daneben noch gegen allerlei äußere Schwierigkeiten anzukämpfen: einem solchen Uebermaß hätte auch eine eiserne Gesundheit nicht auf die Dauer standhalten können. So sehen wir denn Haug in Großbottwar erstmals auf ein mehrwöchiges Krankenlager niedersinken, von dem er sich indes, unter der sorgfältigen Pflege seiner Kostfrau, verhältnismäßig rasch wieder erholt zu haben scheint.

Unter all diesen Leiden und Kämpfen hat dem Jüngling damals die Liebe zum zweiten Male gelächelt. In Osterdingen O. A. Rottenburg lebte zu jener Zeit Maria Dorothea Speidel geb. Geiger, Witwe des schon 1830 verstorbenen Vortemwärters Georg Gallus Speidel, mit ihren Kindern, 3 Töchtern und einem Sohn, von dem Ertrag eines kleinen Kramladens. Diese Frau gehörte der Ostdorfer Familie Geiger an, deren Stammvater der Pfarrer Andreas Geiger gewesen ist<sup>3)</sup>. Ihr nächster Verwandter in Ostdorf war ihr „Vetterlein“ (d. h. Cousin) Johann Jakob Haug, und dieser hinwiederum hatte eine Schwester des Gaß-Marte zum Weib. So hatte denn unser Martin Haug, als er auf seinen beiden Ferienreisen nach Ostdorf, 1845 und 1846, Osterdingen passierte, daselbst bei der Witwe Speidel eine verwandtschaftliche Ansprache; und er hat bei dieser Gelegenheit auf die jüngste Tochter des Hauses, Marie Karoline (geb. 1. Apr. 1829), ein Auge geworfen. Ob es, wie mir von zuverlässiger Seite versichert wird, auch mit dieser jüngeren Schwester seiner späteren Gemahlin zu einer förmlichen Verlobung gekommen ist, bleibt mir doch etwas zweifelhaft, weil Haug in seinen beiden Autobiographien kein Wort davon erwähnt.

Schon bei seinem ersten Besuch in der Heimat, den er im August 1845 von Großbottwar aus abstattete, fand Martin Haug die Seinen nicht mehr in der bisherigen Wohnung, in der er

1) Charles Baudelaire, Sploen et Idéal.

2) Hätte man dagegen den Knaben — was nur unbedeutende Kosten verursacht hätte — rechtzeitig der Balingers Lateinschule zugeführt, so hätte er bei seinen Gaben zweifellos das Landexamen bestanden, und wäre auf Staatskosten zum Studium gekommen!

3) Näheres über diesen Pfarrer s. weiter hinten in dem Abschnitt „Zur Ostdorfer Ortsgeschichte und Genealogie“. — Der jüngste Bruder des Vortemwärters Georg Gallus Speidel war der anfängliche Professor, spätere Pfarrer Jakob Speidel (1803—1871), der 1859 als Pfarrer von Gochsen seine Nichte Sophie Speidel mit Martin Haug getraut hat; ein Sohn dieses Pfarrers, Theodor Speidel, ist der Begründer des großen Handelshauses Speidel in Saigon geworden; seine Witwe lebt noch jetzt in Paris. Eine Schwester der Brüder Georg Gallus und Jakob Speidel war an den Gemeinde- (oder Heiligen-?) Pfleger Luz von Osterdingen verheiratet; ihr Enkel ist der rühmlichst bekannte Kaiserl. Geh. Baurat Kapp v. Gütstein, früher in Konstantinopel.

geboren war: der Vater Haug war unterdes, 1844, in ein anderes Haus übergesiedelt, das, am oberen, westlichen Ende des Dorfs, „auf den Felsen“, gelegen, stolz ins Tal herniedersehend und zugleich einen entzückenden Fernblick auf die im Süden blauenden Albberge vom Oberhohenberg bis zum Lochenhörnle gewährt. Hier führte, nach der Mutter Tode, Martin Haugs 2 Jahre jüngere, noch jetzt am Leben befindliche Schwester Ursula das Hauswesen.

Ende August 1845 wurde Haug von Großbottwar nach Veihingen O. Ludwigsburg versetzt. Nachdem er dort etwas über ein Jahr, wie er selbst sagt, in ganz erträglichen Verhältnissen (bei 60 Gulden Jahresgehalt) zugebracht hatte, wollte er um Veretzung in eine Stadt nachsuchen, wo er bessere Gelegenheit zur Vorbereitung auf die Reifeprüfung zu finden hoffte. Er wandte sich deshalb an seinen Bezirksschulinspektor, Dekan Christlieb in Ludwigsburg; dieser aber, der dem hochstrebenden Provisor, wenn er ihn auch oft barsch behandelte, doch im ganzen nicht ohne Wohlwollen gegenüberstanden zu haben scheint, verschaffte ihm statt dessen die Lehrstelle an der Privatschule, welche die wohlhabenden Bauern zweier dicht bei einander gelegener Höfe, des zu Marktgröningen gehörigen Schönbühlhofs und des der Gemeinde Schwieberdingen zugetheilten Harthofs, für ihre Kinder eingerichtet hatten.

Diese Stelle war nun in der That für Martin Haug wie geschaffen. Einmal waren die äußeren Verhältnisse für ihn sehr vorteilhaft; er bekam 150 Gulden Gehalt, dazu noch manche Geschenke, und hatte dafür, statt wie bisher 140, nur mehr etliche 20 Kinder zu unterrichten. Dabei stand ihm das geheizte Schulzimmer stets zur ausschließlichen Verfügung, so daß er nun nicht mehr, wie bis dahin, nötig hatte, wenn er ungestört sein wollte, zur Winterszeit in seiner unheizbaren Kammer im Bette zu studieren. Sein Vorgesetzter, der Stadtpfarrer L. Chr. Hoffmann in dem etwa 1 Stunde entfernten Marktgröningen, scheint ihn für gewöhnlich ziemlich ungeschoren gelassen zu haben; auch erreichte Haug hier, was ihm in Ostdorf wohl nie gelungen wäre: diese aus anderem Holze geschnitzten Unterländer Hofbauern ließen sich von ihm imponieren. Seinem ohnehin nicht gerade kleinen Selbstgefühl wird es nicht wenig geschmeichelt haben, „die erste Person auf dem Hofe“ zu sein.

Dieses Selbstgefühl trat, wie namentlich aus der Autobiographie von 1859 hervorgeht, in jener Zeit oft in geradezu naiver Weise hervor. Wenn sich jemand vor ihm zurückzog, so kam es Haug niemals in den Sinn, daß etwa sein Wesen und Gebaren dem Betreffenden unsympathisch sein könnte: nein, es mußte notwendig Reid und die Befürchtung zu Grunde liegen, neben seinem glänzenden Geiste allzu dürftig abzuschneiden. Es wird ferner wohl manches Schütteln des Kopfes erregt haben, wenn der angehende Schulmeister z. B. die Bibelzitate in seinen Konferenz-Aufsätzen in der Ursprache anführte, oder wenn der zwanzigjährige Provisor ein großes Auditorium von Lehrern in Ludwigsburg zwei Stunden lang über indische und persische Mythologie erbaut. Haug hat auch offenbar den versteckten Spott gar nicht gemerkt, als der Konferenz-Direktor, Pfarrer Mayer in Pflugfelden, ihm darauf hin zu verstehen gab, daß er „bereits eine weit bedeutendere Bildung besäße, als sich mit dem Schulstand verträuge.“

Bediglich dem Bestreben, seinen Einfluß zu festigen, entsprang wohl auch die Idee, Sonntag Nachmittags auf dem Hofe zu predigen. Denn von irgendwelchen pietistischen Neigungen ist bei Haug, nach einer rasch vorübergegangenen Anwandlung, die ihn ihm Winter 1844/45 in Großbottwar eine Zeitlang in die Konventikel der Stundenleute geführt hatte, später nie mehr etwas zu spüren. Vielleicht hat er die Sache auch als eine Art Vorübung für den ihm damals noch vor-schwebenden theologischen Beruf angesehen. Uebrigens predigte Haug auf seine Art, mehr historisch-erregend als dogmatisch, so daß die eigentlichen Pietisten dabei natürlich nicht auf ihre Rechnung kamen.

Wenn uns dies und das in Haugs damaligem Wesen zuweilen bedenklich an den aufgeblasenen Provisor in Gottlieb Friedrich Wagners schwäbischen Dorf-Komödien erinnert, so tritt doch dazwischen hinein auch immer wieder hervor, welch' ein tüchtiger Kern in diesem jungen Mann steckte, so daß sein Selbstgefühl einigermassen berechtigt erscheint. Er verlor sein Ziel nicht aus den Augen, trieb eifrig Lateinisch und Griechisch, und meldete sich im Juli 1847 wirklich zur Konkursprüfung. Auch die Drohungen des Bezirksschulinspektors, Dekan Christlieb in Ludwigsburg, vermochten den mutigen Examenkandidaten nicht abzuschrecken; ja, sein Festbleiben scheint sogar dem Dekan schließlich Achtung abgenötigt zu haben.

Im September sollte die Prüfung stattfinden, zu der sich Haug nun unter den unerhörtesten Anstrengungen vollends vorbereitete, denen überhaupt nur seine zähe Bauernnatur standhalten konnte. Aber schließlich brach doch auch er noch vor dem Beginn des Examens zusammen,



Ostdorf. Haugs Elternhaus 1844—1852.  
Rechts im Hintergrund Lochen und Schafberg.

verfiel in eine Krankheit und mußte die Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen. Der Gedanke liegt freilich nicht so ganz fern, es könnte bei jener Krankheit auch ein wenig Kanonenfieber im Spiel gewesen sein: vielleicht fand Haug am Ende, daß es doch etwas allzu gewagt sei, sich ganz autodidaktisch auf die Univerſität vorbereiten zu wollen, und behte im letzten Augenblick vor der Möglichkeit eines Mißerfolgs zurück. Er könnte dann irgend einem Unwohlsein, das ja infolge seiner Ueberanstrengung leicht sich einstellen mochte, nicht so ganz ungerne nachgegeben und so sich selbst und andern gegenüber seinen Rücktritt vom Examen moralisch gerechtfertigt haben.

Wie dem auch sei, jedenfalls war damals ein kritischer Augenblick in Haugs Leben: er begann selbst an dem endlichen Gelingen seiner Pläne zu verzweifeln. Er raffte sich zwar bald wieder auf: aber nach zwei Richtungen hin hat jene Krisis dennoch eine Entscheidung gebracht: Haug gab erstens den Gedanken an Konkursprüfung und Theologiestudium endgültig auf, und arbeitete nur noch auf die einfache Maturitätsprüfung hin, die ihm die Möglichkeit zum Studium der Philologie eröffnen sollte. Zweitens scheint er nun zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß ohne vorhergehenden, wenn auch kurzen, Gymnasialbesuch die Prüfung auch für ihn ein allzu großes Waqnis bilde.

Noch in einer andern Hinsicht sollte jenes Jahr 1847 für Haug entscheidend werden: damals wurde sein Interesse auf das Gebiet gelenkt, auf dem er sich später am erfolgreichsten betätigen sollte, auf die Religion und Sprache der alten Perser. Da er das etwas reichlichere Gehalt, das die Stelle auf dem Hof ihm einbrachte, größtenteils auf Bücher verwandte, so begab er sich ab und zu nach Stuttgart zu einem Antiquar, und kaufte dort ziemlich planlos ein, was ihm gerade in die Augen stach. Auf diese Weise fielen ihm einige Bücher von Friedrich Morf (letzteres ein Anagramm für „Korn“) in die Hände, kritilose Kompilationen ohne allen wissenschaftlichen Wert, mit denen aber oft ein buchhändlerisches Geschäft zu machen ist und wie sie daher geschäftstundige Juden vom Schlage des Friedrich Korn gerne zusammenhämmern. Für den wißbegierigen Provisor, dem jede Uebersicht über die einschlägige Literatur fehlte, wurde nun aber das Geschreibsel des böhmischen Israeliten dennoch von größter Bedeutung, indem er daraus zuerst etwas von indischer und besonders iranischer Mythologie erfuhr. Und er fühlte sich davon sofort dermaßen angezogen, daß er sich schon damals die Uebersetzung und Erklärung des heiligen Buches der Perser, des Awesta, als Ziel seines wissenschaftlichen Strebens vorsetzte. Haug selbst erklärt die starke Anziehungskraft, die gerade dieses Gebiet für ihn hatte, mit den vielen Rätseln, die einem hier noch auf Schritt und Tritt entgegenreten. Und gewiß hat auch das mitgespielt. Ich glaube indes, die Sache läßt sich noch von einem andern Gesichtspunkt betrachten. Dem Awesta, bezw. dem persischen Religionsstifter Zarathustra (Zoroaster), geht Bauer und Bauerntum über alles. „Der Nichtbauer wird“, sagt Zarathustra einmal (Yasna 31, 10), „auch wenn er sich danach drängt, keinen Teil haben an der guten Botſchaft“. Die Förderer des Guten sind ihm die, welche „das Kind in Gau und Land zum Gedeihen bringen“ (Yasna 46, 4); ja, die Verehrung des „glückbringenden“ Kindes wird von den Zoroastriern (Parſen) dermaßen übertrieben, daß ihnen geweihter Kuh-Urin als rituelles Reinigungsmittel gilt. Sollte solche Verherrlichung des Bauerntums auf den Bauernsohn nicht doch auch, vielleicht ihm selbst unbewußt, ihren Reiz ausgeübt haben?

Es galt jetzt also für Haug, sich die Mittel zum mindestens halbjährigen Besuch eines Ober-Gymnasiums zu verschaffen. Das war aber damals für ihn eine recht schwierige Sache. Von Hause hatte er gar nichts zu erwarten, da er durch einen erfolglosen Versuch, seinen Vater durch das Ostborſer Schultheißen-Amt auf Herauszahlung seines mütterlichen Vermögens zu belangen, diesen vollends ganz sich entfremdet hatte<sup>1)</sup>.

Zunächst kam die Uebernahme einer Hauslehrerſtelle in den russischen Ostseeprovinzen in Frage. Dies wurde ihm nahe gelegt durch einen damals auf Besuch in Markgröningen weilenden württembergischen Lehrer, der eine derartige Stelle bei einem livländischen Adligen inne hatte, und beauftragt war (oder sein wollte), noch für andere baltische Adelsfamilien schwäbische Hauslehrer zu besorgen. Es war damals besonders von einer Familie Stadelberg (auf Abia bei Wolmar in Livland) die Rede: hätte Haug diese Stelle bekommen, so hätte zu seinen Schülern aller Wahrscheinlichkeit ein Mann gehört, dessen Sohn bis vor kurzem eine Zierde der Franzistik in Rußland gewesen ist<sup>2)</sup>. Allein, sei es daß jener Markgröninger Lehrer — Bolz war sein Name — ein bißchen geschwindelt hatte, sei es daß er sich irgendwie durch Haugs Gebaren abgestoßen fühlte und sich deshalb zurückzog<sup>3)</sup>, sei es endlich, daß er diesen nicht für geeignet hielt, der Hauslehrer baltischer Magnatenkinder zu werden: aus der Sache wurde nichts — und nun war guter Rat teuer.

Da ging im Frühling 1848 der freiheitliche Zug durch die Welt, der gewiß auch Martin Haug nicht unberührt gelassen hat, so wenig ihm über seinen Studien sonst Lust und Zeit zu politischer Betätigung geblieben zu sein scheint. Dazu erbot sich gerade damals ein Kollege und halber Landsmann, Ott aus Ebingen, der, elternlos und mündig, über eigenes Vermögen

1) Auch hier steckte vielleicht wieder Pfarrer Stählen dahinter: der damalige Schultheiß, Wäſch, war offenbar befreundet, dem jungen Haug zu dem Seinigen zu verhelfen. Allein der Pfarrer hatte sich gerade um 1848 herum an die Spitze einer Partei gestellt, deren Streben auf Beseitigung dieses Schultheißen ging; und so hat er ihm wohl auch beim alten Gaß-Marſe entgegengearbeitet.

2) Dieser, Baron Dr. Reinhold v. Stadelberg hat u. a. auch in Straßburg studiert und war eng befreundet mit Paul Horn. Zuletzt war er Dozent an Lazarew'schen Institut zu Moskau, wo er am 5. Januar 1908, aus gänzlich dunkel gebliebenen Gründen, durch Selbstmord aus dem Leben geschieden ist.

3) Der von Haug selbst angegebene Grund, daß Bolz seine Ueberlegenheit gefährdet und ihn deshalb von Rußland fern gehalten habe, hat doch sehr wenig innere Wahrscheinlichkeit.

verfügte, ihm einiges Geld zu leihen. So faßte Haug neuen Mut, ging gegen Ende März 1848 nach Stuttgart, stellte sich dem Rektor des dortigen Gymnasiums, M. Uebelen, dem er schon vorher schriftlich seine Verhältnisse dargelegt hatte, persönlich vor, wurde wohlwollend aufgenommen und auf Ende April zu einer Aufnahmeprüfung beschieden.

Nun sah sich also Haug vor die Entscheidung gestellt — oder vielmehr: er stellte sich selbst davor; denn er hätte recht wohl, wie ihm Stadtpfarrer L. Chr. Hoffmann in Marktgröningen nahe legte, zunächst nur zum Besuche des Gymnasiums Urlaub nehmen und so die endgültige Entscheidung hinausschieben können. Allein, er wollte, um sich gegen seine eigene Mutlosigkeit zu sichern, die Brücken hinter sich abbrechen<sup>1)</sup>, und nahm sogleich seine Entlassung.

Den Sommer 1848 brachte der im 22. Lebensjahr stehende Primaner (man wird übrigens damals am Stuttgarter Gymnasium nur von „Zehntklässlern“ gesprochen haben) in einer Stuttgarter Mansarde zu, bei karglicher Kost aufs angestrengteste arbeitend. Doch kam man ihm im Gymnasium freundlich entgegen, und er hatte das Glück, dort so treffliche Lehrer wie Christoph Ziegler zu finden: diese Gymnasiallehrer aus der guten alten Zeit machten nicht in Politik — nicht einmal anno 1848 —, noch strebten sie ins Ministerium: dafür waren sie desto mehr für den Gegenstand ihres Unterrichts begeistert und konnten desto besser Griechisch, so daß sie nicht ihre Schnitzer durch Grobheit zu verdecken brauchten.

Obgleich er dies für's einfache Maturitäts-Examen nun nicht mehr brauchte, nahm Haug doch auch an Prof. Klaiwers hebräischem Unterricht teil. Es zeigte sich aber, daß er hier vor den andern einen solchen Vorsprung hatte, daß ein Mitschüler Privatstunden bei ihm nahm. Das Honorar dafür betrug dreimal soviel als Haug einst in Großbottwar für seine Privatstunden bekommen hatte. So konnte er sich wenigstens einen Teil seines Unterhalts selbst verdienen; den Rest bestritt er von den 50 Gulden, die ihm Unterlehrer Ott nach und nach zukommen ließ. Das Schulgeld für's Gymnasium wird ihm wohl erlassen worden sein.

Der Tag der Prüfung kam heran und Haug bestand sie mit Ehren. Gegen Ende September, sobald sein Name im Merkur unter den bestandenen Abiturienten zu lesen war, glaubte er es wagen zu dürfen, den väterlichen Bann, der ihn von der Heimat fern hielt, zu brechen, und er machte sich auf den Weg nach Ostdorf. Unterwegs kehrte er wohl auch wieder bei den Verwandten in Osterdingen ein. Allein diejenige, der er hier wohl am liebsten begegnet wäre, seine Braut Marie, sollte er nicht mehr zu sehen bekommen: schon 1½ Jahre früher, am 18. April 1847, hatte sie in der Jugend Blüte der Tod hinweggerafft . . . . .

Damals scheint der alte Gaß-Marte doch einen Augenblick so etwas wie Stolz auf seinen Sohn empfunden zu haben: er nahm ihn zunächst nicht unfreundlich auf. Doch als dann die Frage des Universitäts-Studiums auf's Tapet kam, und Vater Haug mit den nötigen Geldern dazu herausrücken sollte, schlug der Wind schon wieder um: denn

von je

Tat ihm das doch gar so weh.

Aber Pfarrer Stählen, in dessen Augen Martin Haugs wissenschaftliches Streben durch den daraufgedrückten Staatsstempel des Maturitäts-Zeugnisses nun mit einemmale legitimiert war, stellte sich jetzt auf seine Seite, ja er sprang selbst mit Darlehen ein; und so kapitulierte der Gaß-Marte, zunächst einmal auf ein Semester.

Wie einem Hungerigen, der nach langem Fasten an eine reich besetzte Tafel kommt, so mag dem angehenden Studenten zu Mute gewesen sein, als er mit 90 Gulden in der Tasche, in Tübingen einzog. Schon seit Jahren hatte er mit sehnstüchtiger Neugier das zweimal jährlich in der Zeitung veröffentlichte Vorlesungsverzeichnis der Universität durchgesehen — nun war das alles mit einem Schlage auch ihm zugänglich geworden.

Freilich, gerade denjenigen unter den Tübinger Dozenten, dessen Vorlesungen ihn immer am meisten angezogen hatten, sollte er nicht mehr in Tübingen antreffen: Professor Heinrich Ewald. Dieser, der 1837 infolge des Verfassungsbruchs des Königs Ernst August von Hannover seine Professur in Göttingen hatte im Stich lassen müssen, und dann seit 1838 an der Tübinger Universität wirkte, hatte sich dort nie recht einleben können. Man sagt sowohl Schwaben als Hannoveranern, wohl nicht mit Unrecht, eine besonders einseitige Vorliebe für ihre heimischen Verhältnisse nach. Der Hannoveraner Ewald wird über die Tübinger oft ungerecht abgeurteilt haben — und diese ebenso über ihn<sup>2)</sup>. So war es nicht zu verwundern, und gewiß für beide Teile eine Erlösung, daß Ewald 1848, sobald ihm die politischen Verhältnisse die Rückkehr nach Hannover ermöglichten, Tübingens Staub wieder von den Füßen schüttelte und nach seinem geliebten Göttingen zurückeilte. Haug freilich empfand das als besonderes Pech: er hatte seinerzeit noch als Provisor an Ewald geschrieben, und hatte von ihm — das ist für die Charakterisierung des gerade in Tübingen als besonders hochmütig verschrienen Mannes nicht ganz unwichtig — eine freundlich entgegenkommende Antwort erhalten. Und nun mußte er die von ihm in Aussicht gestellte Hilfe entbehren.

Ewalds Abgang hatte für Haug die weitere Folge, daß er nun während seiner Tübinger Zeit das Studium der semitischen Sprachen ziemlich vernachlässigte. Denn die beiden Professoren, die jetzt darüber saßen, Ernst Meier (genannt Joel-Meier, weil er ein Buch über diesen Propheten verbrochen hatte) und der katholische Theolog Benedikt Welte, hatten beide zuletzt

1) Eben dies scheint mir darauf hinzuweisen, daß Haug im vorhergehenden Jahr nicht so ganz unfreiwillig auf die Teilnahme am Konkurs verzichtet hatte.

2) Sogar ein sonst so weitblickender und vorurteilsfreier Mann wie Robert Mohl (Lebens-Erinnerungen 1, 196 f.) urteilt über Ewald ziemlich ungerecht.

mit Ewald in Fehde gelebt<sup>1)</sup>; und bei Haugs blinder Verehrung für Ewald reichte wohl schon dieser Umstand hin, ihn gegen die beiden einzunehmen, sodaß er kein Vertrauen zu ihnen faßte — wobei er übrigens, das kann man ruhig aussprechen, schwerlich viel verloren haben wird.

Auch waren es ja mehr die arischen Sprachen (Indisch und Persisch), wofür sich Haug in erster Linie interessierte. Und dafür hätte er sich keinen besseren Lehrer wünschen können, als den jungen Professor Roth<sup>2)</sup>, der auf diesem Gebiet Ewald sicherlich mehr als ersetzte. Freilich sah Pfarrer Stählen den jungen Studenten nur höchst ungern unter den Einfluß jenes „ungläubigen“ Professors geraten — was indes lediglich beweist, daß dieser Geistliche an die „Gläubigkeit“ sehr weitgehende Anforderungen gestellt haben muß: denn wenn auch Roth zur Religion schwerlich je in einem innerlichen Verhältnis gestanden hat, so wird er, dem die Autorität über alles ging, doch schon aus Gründen der Staatsräson den „Unglauben“ niemals gefördert haben. Da Haug besonders für's Avesta schwärmte, so wünschte er zunächst dessen Sprache, das sogen. Zend, zu erlernen. Weil es aber eine Grammatik dieser Sprache damals überhaupt noch nicht gab, so konnte er da nicht autodidaktisch vorgehen, und er wandte sich deshalb, sobald er nach Tübingen kam, an Roth. Dieser wies ihn mit Recht darauf hin, daß für Zend-Studien vor allem eine tüchtige Kenntnis des Sanskrit unerlässlich sei. So warf sich denn Haug, unter Roth's Leitung, mit großem Eifer aufs Sanskrit. Durch Roth ward er seit 1849 besonders auch in die Vedea (die uralten heiligen Bücher der Brahmanen) eingeführt; und daß er auf diesem Gebiet seinem Lehrer sehr viel verdankte, hat Haug mehr als einmal ausgesprochen<sup>3)</sup>. — Seit 1850 las Roth dann auch Zend, auf das sich Haug nun mit wahren Feiereifer verlegte. Bei diesem Kolleg wird es wohl zuweilen etwas sonderbar zugegangen sein, wenn der Student in schädigen Rücklein anderer Ansicht zu sein wagte, als der Herr Professor, den der Studentenwitz nicht umsonst mit dem Spitznamen „Brahma“ belegt hat. Aber im ganzen scheinen Lehrer und Schüler doch während des letzteren Studentenzeit ganz lieblich mit einander ausgekommen zu sein. Erst späterhin sollte das anders werden.

Schade ist es eigentlich, daß Haug sich auch von Professor Rapp<sup>4)</sup> ferngehalten zu haben scheint, der z. B. im Sommer 1849 über Vergleichende indischeuropäische Grammatik gelesen hat oder lesen wollte. Denn wenn auch Rapps sprachwissenschaftliche Theorien, mit denen er sich in direkten Widerspruch zu Bopp, dem Vater der Indogermanistik, setzte, wohl nicht viel taugten, so wäre für Haug doch jedenfalls mancherlei Anregung bei ihm zu holen gewesen. Vielleicht hat Roth, welcher, allen Spekulationen feind, immer nur auf das Tatsächliche gerichtet war, Haug geradezu vor diesem Irrlicht gewarnt.

Natürlich konnte Haug es sich nicht leisten, sich ausschließlich mit der Orientalistik, diesem „schönen Mädchen ohne Mitgift“ einzulassen; er mußte daneben ein Brotstudium treiben. Da ihm die Theologie, nachdem er den „Konkurs“ nicht gemacht hatte, verschlossen blieb, so wählte er die „Philologie“, worunter man dazumal noch ohne weiteres Klassische Philologie verstand: „Neuphilologen“ gab es noch kaum. Haug studierte rite in philologischen Seminar bei Walz, Schwegler und wohl auch bei Teuffel<sup>5)</sup>, beschäftigte sich auch, unter Adelbert v. Kellers<sup>6)</sup> Leitung, vorübergehend mit Germanistik. Aber sympatisch ist ihm die klassische Philologie, wenigstens so, wie sie damals in Tübingen betrieben wurde, wohl niemals gewesen: er klagt, in Briefen an den gleich nachher zu erwähnenden Pfarrer Dr. Maurer, über die „langweiligen Stilübungen“ und das öde Dreschen ciceronianischer Phrasen. Am besten scheint sich Haug unter den klassischen Philologen noch mit Schwegler gestellt zu haben, der ihm auch, gegen Walz, im Sommer 1849 das Stipendium des philologischen Seminars verschaffte.

Dieses hatte Haug bitter nötig; denn jeden Zuschuß von zu Hause mußte er während der ersten Jahre seines Universitäts-Studiums von seinem zähen Vater unter endlosen Zänkereien herauskämpfen. Vielleicht haben in jenen Jahren auch Martin Haugs Geschwister, die zu

1) Ewald hatte u. a. G. Meier „wissenschaftliche Unstittlichkeit“ vorgeworfen; dieser ließ sich hierauf von einer Reihe Tübinger Professoren in der Allg. Ausgb. Zeitung befähigen, daß er im bürgerlichen Leben nicht unstittlich sei, und verklagte Ewald beim Ministerium und sogar vor Gericht!

2) Walter Rudolf Roth, geb. zu Stuttgart am 3. April 1821, Stiffler, hatte sich 1845 in Tübingen habilitiert und war daselbst 1848 Extraordinarius, 1856 Ordinarius geworden. Seit 1856 war er auch Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek. Er starb 23. Juni 1895.

3) Man vergleiche z. B., was er in dieser Hinsicht in der Biographischen Skizze sagt. — Es erscheint kleinlich und eines „Brahma“ wenig würdig, wenn Roth später (Bezenbergers Beiträge 1, 175) Justi's in diesem Punkt gänzlich unbegründete Vorwürfe gegen Haug (Abfertigung des M. Haug 14) sich zu eigen gemacht hat: denn 1) ist die Stelle in den Essays, auf die Justi a. a. O. hinweist, keine Autobiographie, 2) läßt sich darüber streiten, ob es für Haug durch den Anstand oder die Ehrlichkeit unbedingt geboten war, zu erwähnen, daß und von wessen Exemplar die ihm von Benjes geliebene Rigveda-Abschrift ihrerseits abgeschrieben war, 3) hat Haug in der Einleitung zu seiner Uebersetzung und Erklärung von Yasna 44 (Zeitschr. Morgenl. Gesellsch. 7, 314 und besonders 327) Roth als seinen „trefflichsten Lehrer“ ausdrücklich genannt.

4) Karl Moriz Rapp (1803—1883) war 1844 von Rottweil, wohin er sich zurückgezogen, wieder nach Tübingen gekommen, um daselbst Vorlesungen zu halten; seit 1846 hellebete er Titel und Rang eines Extraordinarius. Er hatte mancherlei gelehrte Schranken: so übersehte er beispielsweise die Sonette des Camoens ins Schwäbische, weil er behauptete, dieses verhalte sich zum Hochdeutschen, wie das Portugiesische zum Spanischen. Mancherlei Interessantes von ihm berichtet Graf Schack, Ein halbes Jahrhundert 1, 423 ff.

5) Wilhelm Egm. Teuffel (1820—1878), Stiffler, habilitierte sich 1845 in Tübingen für Philosophie, war dann dazwischen hinein eine Zeit lang Hilfslehrer am Stuttgarter Gymnasium und wurde 1849 als Extraordinarius wieder nach Tübingen berufen.

6) Heinrich Adelbert v. Keller (1812—1883), ein Schüler Uhlands und Moriz Rapps, war seit 1841 Professor in Tübingen. Der sonst treffliche Mann (er ist auch der Vater des Schwäbischen Wörterbuchs) hatte nur eine kleine Schwäche für Orden und Titel. Als er einmal bei irgend einer Gelegenheit, wo die Professoren der Reihe nach zu unterzeichnen hatten, nicht unterlassen konnte, seinem Namen ein „Ritter des Ordens“ beizufügen, schrieb August Ueppenstedt, der Geolog, seinen eigenen Namen mit dem Beiß „Fußgänger“ darunter: daher Kellers studentischer Spitzname Eques.

Gunsten des Bruders verkürzt zu werden fürchteten, dem Vater in den Ohren gelegen. Erst in seinem letzten Lebensjahre, besonders als dann noch, im Winter 1851/52, Vikar Hermann in Ostdorf für seinen Freund wirken konnte, ist der Gaf-Marte weicher und gütiger gegen seinen Sohn, der ihm so viel Ehre machte, geworden. Viel ist es freilich nie gewesen, was Martin Haug von seinem Vater bekommen hat: in 7 Semestern hat er von ihm im ganzen 318 Gulden bezogen. Fürwahr, ein kärglicher Wechsel! — Außer Schwegler hat auch Roth, wie er (Bezenbergers Beitr. 1, 175) selbst berichtet, seinem eifrigen Hörer Stipendien verschafft. Die freie Wohnung im Neuen Bau, die Haug vom Herbst 1849 an gehabt hat<sup>1)</sup>, scheint er durch A. v. Keller bekommen zu haben.

Die Möglichkeit, sich selbst einiges Geld zu erwerben, resultierte für Haug, wie schon in Stuttgart, so auch in Tübingen aus seiner trefflichen Beherrschung des Hebräischen. Norddeutsche Theologen kommen häufig erst auf der Universität dazu, sich die ihnen nötigen Kenntnisse in dieser Sprache zu erwerben. So wurde denn Haug im Sommer 1849 von zwei damals gerade in Tübingen sich aufhaltenden Theologiestudierenden aus der Provinz Sachsen im hebräischen Unterricht angegangen, den sie mit  $\frac{1}{2}$  Gulden pro Stunde honorierten. Ja, im darauffolgenden Winter ließen sie sich von ihm ein förmliches Privatissimum über den Isaías halten: hatte der 20jährige Provisor auf dem Schönbühlhof gepredigt — warum sollte der Student im 3. Semester nicht auch Kolleg lehren?

Seinerseits hat Haug wohl niemals hebräische oder überhaupt alttestamentliche Kollegien gehört: auf diesem Terrain stand er eben damals längst auf eigenen Füßen.

Im Jahre 1851 trat Haug brieflich<sup>2)</sup> in Beziehungen zu dem gelehrten Pfarrer Dr. Joseph Valentinus Dominicus Maurer, dessen Studien sich vorwiegend auf dem Gebiet des Alten Testaments bewegten. Maurer, ein geborener Rottweiler, der, von Haus aus katholisch und bereits zum Priester geweiht, 1821 zum Protestantismus übergetreten war und dann 20 Jahre lang erst in Leipzig, später in Stuttgart ein an Entbehrungen reiches Gelehrtenleben geführt hatte, war 1843 im württembergischen evangelischen Kirchendienst gelandet. Dieser merkwürdige, gründeheftige, aber unpraktische und, wie es scheint, etwas sinnlich veranlagte Mann, damals in Hörvelsingens Al. Uln, ist später nach Ostdorf gekommen und hier — ohne Frage weitaus der gelehrteste Pfarrer, den Ostdorf jemals gehabt hat — vier Jahre bis zu seiner Pensionierung (1867) tätig gewesen. Hernach hat er noch 7 kummervolle Jahre in bedrängten Verhältnissen in Balingen gelebt, wo der hoch in den 70ern Stehende seine Einnahmen u. a. dadurch zu mehren suchte, daß er Unterricht in den alten Sprachen, die Stunde zu 7 Kreuzer, erteilte. Nach seinem Tod fand der damalige Oberamtsrichter in Balingen, Scholl, der sich auch des Lebenden hilfreich angenommen hatte, in seinem Nachlaß, sorgfältig verwahrt, ein Päckchen Briefe von Martin Haug, die er an den damals noch lebenden Absender nach München zurückstellte. (Diese Briefe, sämtlich aus den 50er Jahren, finden sich weiter hinten im Anhang abgedruckt).

An Studienfreunden scheint es dem schon etwas angefahrten Studenten Haug (er war beinahe 22 Jahre alt, als er die Universität bezog) ebenfalls nicht gefehlt zu haben, obgleich er, schon im Hinblick auf seine beschränkten Mittel, natürlich sehr zurückgezogen leben mußte, und nicht daran denken konnte, etwa einer studentischen Verbindung beizutreten.

Am ersten Stelle ist hier zu erwähnen der Theolog und Stifter G. W. Hermann, der mit Haug zusammen bei Roth Awesta und Beda las. Die Freundschaft mit diesem nur 2 Jahre jüngeren Studiengenossen gehört zu den glücklichsten und wertvollsten, die Haug überhaupt zu Teil geworden sind: sie hat sogar seinen Tod überdauert. Hermann, der frisch von der Universität als Vikar zu Pfarrer Stählen nach Ostdorf kam, hat dort wohl in mehr als einer Richtung Haugs Interessen vertreten, hat dessen Schwester Ursula getraut, hat ihn später bei der Anlegung von Glossaren zu Beda und Awesta<sup>3)</sup> unterstützt, hat, als Haug im fernen Indien weilte, den zweiten Teil seiner „Gathas“ in Europa durch die Presse geführt, hat, als die Gemahlin Haugs zunächst allein in die Heimat zurückkehrte, dieser geholfen, den noch in der Ferne weilenden Freund über die in Europa erscheinende Fachliteratur auf dem Laufenden zu erhalten. Und nach Martin Haugs frühem Tode ist er seinem Sohn ein väterlicher Freund geblieben, bis er auch diesen noch ins Grab sinken sah.

An sonstigen Freunden wären etwa noch zu nennen: der Philolog Karl Gottfried Thön, eines Postkondukteurs Sohn, der, aus Tübingen gebürtig, später auch in Göttingen mit Haug zusammen war und nachher nach Siebenbürgen gegangen ist<sup>4)</sup>; ferner der Theolog Emil Einert aus Ebeleben im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen<sup>5)</sup>. Auch mit dem Nestor der amerikanischen Sanskritisten, W. D. Whitney<sup>6)</sup>, der damals bei Roth seinen Studien den letzten Abschluß gab, pflegte Haug geselligen Verkehr. Ob er mit Ernst Trumpp aus Alsfeld, der,

1) Im Winter 1848/49 wohnte er bei Schneider Vogtenberger, im Sommer 1849 bei Weingärtner Maier.

2) Briefen haben sich die beiden wohl erst 15 Jahre später, nach Haugs Rückkehr aus Indien, in Ostdorf. — Ueber Maurer finden sich noch einige Angaben bei F. Eser, Aus meinem Leben S. 100 f.

3) Zu meinem Besty befindet sich aus W. Haugs Nachlaß ein handschriftliches „Glossar zu den Gathas. Nach meinem deutschen Werke“, bezeichnet „M. Haug, Poona Juli 21, 1854“. Dieses Glossar, bestehend aus Oktavblättern, die auf weiße Quarzblätter aufgeklebt sind, scheint mir von der Hand Hermanns — jedenfalls in der Hauptsache nicht von derjenigen Haugs — geschrieben zu sein.

4) Ihm hat Haug seine gedruckte Preisschrift über die Quellen Plutarchs zugeeignet.

5) Ich konnte über seine Personalien und seinen Lebensweg sonst nichts ausfindig machen. Vermutlich gehörte er zum Freundeskreis der beiden preussischen Theologen, denen Haug hebräischen Unterricht erteilte. Diese werden Einert als halben Landsmann haben gelten lassen, da Schwarzburg-Sondershausen unmittelbar an den Teil der Provinz Sachsen grenzt, in dem sie zu Hause waren.

6) William Dwight Whitney, geb. 9. Febr. 1827, also fast gleichaltrig mit Haug, wurde 1854 zum Professor am Yale College zu Newhaven im nordamerikanischen Staate Connecticut ernannt. Er ist 1894 gestorben.

ein Jahr jünger als er selbst, auf dem Weg über das Landgeramen ohne Schwierigkeit schon früher zur Universität gelangt war, schon damals durch das gemeinsame Interesse für den Orient in nähere Berührung gekommen ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. — Solche Freunde brachte Haug gelegentlich auch nach Ostdorf mit, doch wohl erst gegen das Ende seiner Studienzeit, als sein Verhältnis zu seinem Vater ein besseres geworden war, und schließlich auch Vikar Hermann in Ostdorf lebte. Sogar Haugs Schwester Ursula spielte dabei, als Labung spendendes Hausmütterchen, eine gewisse Rolle; und bei ihrer Hochzeit mit dem jungen Lammwirt am 16. Juli 1852 (der der Bruder selbst, damals in Göttingen, nicht beiwohnen konnte) fand sich eine ganze Schar Tübinger Studenten ein.

Nach dem nahen Osterdingen, wo Marie Speidel begraben war, pilgerte Haug von Tübingen aus manches Mal das Steinlachtal hinaus, und pflog den Verkehr mit der Familie Speidel eifrig weiter. Von dieser lebte jetzt mit der Mutter Speidel zusammen nur noch die zweitälteste Tochter, Sophie Barbara, während die älteste Tochter Johanna Dorothea (gewöhnlich „Hanne“ genannt) seit 1845 mit dem Schulmeister des Orts, Johann Immanuel Kaiser, verheiratet war. Unser Studiosus, dem für die Dinge des praktischen Lebens, Instandhaltung von Kleidern, Wäsche u. dgl., jeglicher Sinn mangelte, fand sich hier von Mutter und Tochter nach dieser Richtung hin aufs allerbeste versorgt. Zugleich aber knüpfte sich zwischen ihm und Sophie Speidel, die seinen wissenschaftlichen Bestrebungen viel Verständnis entgegenbrachte, noch ein Band gemeinsamer geistiger Interessen, das sie einander wohl allmählich immer näher brachte, ohne daß indes in den ersten Jahren dabei von Liebe, Verlobung und Heirat die Rede gewesen sein wird: die damals schon 30jährige Jungfer hat den 8 Jahre jüngeren Studenten zunächst wohl eher etwas bemuttert.

In seinem 5. Semester, Herbst 1850, machte sich Haug an die Bearbeitung der akademischen Preisaufgabe der Frh. v. Balmischen Stiftung über die Quellen des Plutarch. Er hat im darauffolgenden Sommer (1851) den Preis auch wirklich erhalten, obgleich die Fakultät in Haugs Arbeit, bei aller Anerkennung der „lobenswerten Leistung“, ein Gesamtbild der Geschichtschreibertätigkeit Plutarchs vermisse. Immerhin war also Haugs naive-selbstgefällige Befürchtung<sup>1)</sup>, in dem Referenten, Prof. Walz, einen allzu milden Richter zu finden, grundlos gewesen.

Die Geldprämie für die Preisarbeit betrug nur 44 Gulden. Wichtiger war für Haug, daß sich ihm dadurch die Aussicht auf ein größeres staatliches Reise-Stipendium eröffnete. Denn daraus ergab sich für ihn die Möglichkeit, seine Studienzeit, die sonst schon im Herbst 1852 mit dem sog. Professorsexamen ihren Abschluß hätte finden müssen, um einige Semester zu verlängern und im Frühjahr 1852 auf ein Jahr nach Göttingen zu gehen, um dort doch noch den Unterricht des von ihm so sehr verehrten Professors Ewald zu genießen. Haug reichte also ein Gesuch um ein Reise-Stipendium ein, und erhielt im Februar 1852 dreihundert Gulden verwilligt.

Das war gewiß für den Gaß-Marte die größte Freude, die er je an seinem Sohn erlebt hat:

Er fühlt sich wie neu gestärkt,  
Als er so viel Geld bemerkt.

Auf den Doktorhut, den sich der junge Gelehrte mit der Preisarbeit auch gleich zu erwerben wünschte, hielt der Vater Haug weniger, da diese Ehre, wenigstens zunächst, nur Geld kostete, keines eintrug. Die Nachricht von der erfolgten Promotion seines Sohnes traf den Vater auf dem Sterbebette: ein Nervenfieber hatte ihn, nicht ganz 53jährig, in wenigen Tagen dahingerafft. Er starb am 11. März 1852. Der Verlust traf den Sohn ohne Zweifel schmerzlich, zumal da der Verstorbene gerade im letzten Jahre sich wieder freundlicher zu ihm gestellt hatte. Auch erfüllte ihn wohl der Gedanke an die Zukunft seiner 4 unversorgten Geschwister, von denen nur die älteste Schwester, Ursula, damals eben 23 Jahre alt geworden, schon einen „Heirat“ d. h. einen Freier (den Lammwirt Luippold) hatte, mit einiger Besorgnis. Günstig war andererseits, daß nun sein Erbe flüssig wurde, so daß er ohne finanzielle Sorgen seine Reise nach Göttingen antreten konnte.

Diese mußte, der Erbteilung wegen, etwas verschoben werden: in die Zwischenzeit fällt die komische Episode mit dem Baron Müller aus Kochersteinsfeld. Dieser Zoolog und Forschungsreisende, der damals, zur Freude der Stuttgarter, mit einem Nezer in den Straßen der Residenz herumtuschelte, wünschte sein Knopfloch mit einem preussischen Orden zu bedeckern. Zu diesem Behufe verfaßte er eine Schrift, worin er den Nachweis zu führen suchte, daß ein bekanntes Fabeltier, das Einhorn, tatsächlich existiert. Er widmete das kuriose Büchlein dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen: und für diesen Romantiker auf dem Throne war das Thema vielleicht ganz glücklich gewählt. Um der Sache einen recht gelehrten Anstrich zu geben, sollten möglichst vielerlei fremdartige Schrifttypen darin verwandt werden, indem aus allen möglichen orientalischen Literaturen auf das Einhorn bezügliche Stellen im Urtext zitiert wurden. Da aber Baron Müller sich auf diesem Gebiet — wie es scheint, nicht mit Unrecht — allzu wenig zu Hause fühlte, so suchte er einen Fachmann zur Revision dieses Teils seiner Arbeit zu gewinnen, und er konnte da in der Tat kaum eine geeigneterere Persönlichkeit finden als eben Martin Haug. Dieser machte sich denn auch mit Wucht an's Werk, und brachte es wirklich

1) Siehe weiter hinten den hierauf bezüglichen Brief Haugs an Pfarrer Maurer. — Haug ließ die Preisarbeit später im Druck erscheinen unter dem Titel: Die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen der Griechen, neu unterzucht von Dr. Martin Haug. Gekrönte Preisschrift, Tübingen, 1854. Verlag der Ständer'schen Buchhandlung, Franz Esiander, XII, 98 S. 8°.

fertig, auf wenigen Seiten so ziemlich sein ganzes Sprachen-Repertoire durchzuspielen: weder Sanskrit noch Ägyptisch durfte da fehlen.

Aber leider, leider hatte der Unerfahrene versäumt, die Honorarfrage vorher zu erledigen; und Baron Müller besaß das Talent vieler reichen Leute: am geeigneten Orte zu knickern. Er schickte das seltsame Opus als ausschließliches Produkt seiner eigenen Gelehrsamkeit in die Welt, und hielt den möglichen Mitarbeiter mit der freien Station, die er bei ihm gehabt hatte, und ein paar Büchern für hinreichend honoriert. Er reiste noch mit Haug, als dieser seine Reise nach Göttingen endlich antrat, bis Heidelberg, und trennte sich dort von ihm mit allerlei schönen Versprechungen. Als aber nichts von alledem gehalten wurde, entschloß sich Haug zu einem Schritt, wegen dessen ihm ein findiger Staatsanwalt leicht einen Erpressungs-Prozeß hätte an den Hals hängen können: er drohte Baron Müller, die Entstehungs-Geschichte des „Einhorns“ auszulaulern, wenn er ihm nicht ein anständiges Honorar bewillige. Das Ergebnis waren für Haug 200 Franken — und der endgiltige Bruch mit Baron Müller.

Das Herauskommen aus den engen Verhältnissen seiner Heimat, speziell Tübingens, hat auf Haugs geistige Entwicklung ohne Zweifel wohlthätig eingewirkt. Man kann zwar nicht grade sagen, daß er damals zum erstenmale die schwarz-roten Grenzpässe überschritten habe: auf seinen Reisen zwischen Ostdorf und dem württembergischen Unterland, ja auf bloßen Spaziergängen und Ausflügen, die er von Ostdorf aus machte, wird er oft genug ins „Ausland“ d. h. ins Hohenzollerische gekommen sein. Aber trotz alledem fühlte er sich wohl in Göttingen in eine ganz neue Welt versetzt. Denn noch mehr als heutzutage war dieses „Universitätsdorf“ damals einer der Brennpunkte wissenschaftlichen Lebens in Deutschland.

Ewald war natürlich höchlich erfreut, daß ihm gerade aus Schwaben ein so begeisterter Schüler zugereist kam. Er las für ihn sofort Privatissima über alle möglichen Sprachen: vor allem über die semitischen, mit denen sich Haug — wenn man vom Hebräischen absieht — erst jetzt ernsthaft zu beschäftigen begann; ferner über Armenisch, Türkisch, ja, wie es scheint, sogar Chinesisch). Auch gesellschaftlich nahm er sich des damals wohl noch etwas ungelenteten Schwaben an, nahm ihn auf Ausflüge mit, und so weiter. Haug hat ihm für dieses Wohlwollen bis an sein Ende eine rührende Anhänglichkeit bewahrt.

Außer bei Ewald hat Haug damals wohl nur noch bei dem Sanskritisten Benfey gehört, von dem er neben trefflichen Kenntnissen in der indischen Philologie, als verhängnisvolle Zugabe, seine etwas krausen Ansichten über vergleichende Mythologie und Sagenforschung übernommen haben dürfte. — Mit Vertheau und dem Arabisten Wüstenfeld scheint sich unser Stipendiat nicht eingelassen zu haben; auch aus den Studien bei dem klassischen Philologen K. F. Hermann, an den er sich nach den Intentionen seiner Tübinger Gönner wohl am ersten hätte halten sollen, wird schwerlich viel geworden sein.

An einer für die Sommerferien projektierten Reise nach Hamburg und Berlin wurde Haug durch eine Erkrankung verhindert. Dagegen traf es sich günstig, daß gerade im Herbst 1852 die Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Göttingen tagte<sup>1)</sup>. Bei dieser Gelegenheit wird Haug manche interessante und wertvolle Bekanntschaft gemacht haben. Es kam damals z. B. Heinrich Leberrecht Fleischer, der berühmte Leipziger Arabist; Justus Olshausen aus Kiel, der später auch auf Haugs Spezialgebiet, dem Pehlewi, tätig gewesen ist; Sub-Konrektor Grotefend aus Hannover, der erste Entzifferer der altperischen Keilschrift, u. a. m. Auch mit zwei gleichaltrigen Fachgenossen ward unser junger Doktor bei jener Gelegenheit bekannt: mit dem Bonner Professorensohn W. S. J. Bleek, später berühmt als Erforscher der afrikanischen Sprachen, und mit Paul de Lagarde (damals noch P. Bötticher). Auch zu letzterem, der dazumal, als Stipendiat der preussischen Regierung, auf der Reise nach London begriffen war, trat Haug zunächst in ein recht freundschaftliches Verhältnis, das in einem Briefwechsel seinen Ausdruck fand; die beiden gemeinsame Abneigung gegen den Erlanger Iranisten Friedrich Spiegel (den Vater der traditionellen Richtung der Iranistik), mag wohl ihr Teil dazu beigetragen haben<sup>2)</sup>. In späteren Jahren hat Lagarde (vielleicht teilweise unter Bunsens Einfluß?) über Haug wiederholt ziemlich unfreundlich, in einzelnen Fällen<sup>4)</sup> sogar geradezu ungerecht geurteilt; wenn er übrigens (Symmicta 2, 31) sagt, daß Haug „an Methode, an Mächtigkeits der Untersuchung, an dem dringend nötigen, lange dauernden Unglauben an die Ergebnisse des eigenen Studiums . . . den empfindlichsten Mangel litt“, so müssen das auch Haugs Freunde leider als nicht so ganz unzutreffend bezeichnen.

Haug's Absicht war zunächst gewesen, nach seiner Rückkehr von Göttingen sich um eine ihm in Aussicht gestellte Repetenten-Stelle an einem der vier theologischen Seminare umzutun, und dort vollends auf das Professors-Examen sich vorzubereiten. In der freieren Luft Göttingens scheint aber allmählich ein anderer Gedanke, den er schon in Tübingen gelegentlich gehegt hatte, in den Vordergrund getreten zu sein: die akademische Laufbahn. Ewald dürfte seinen

1) Schon z. B. in der Anfangs 1854 erschienenen Anzeige von Mullers' Persischem Lexikon (Gött. Gel. Anz. 1854, S. 259 ff.) zeigt Haug eine ziemlich eingehende Kenntnis des Chinesischen, die — wenn nicht ganz autodidaktisch angeeignet — doch nur von dem noch das gesamte Gebiet der orientalischen Sprachen umspannenden Ewald vermittelt sein kann.

2) Damals hielt Ewald — „ein grundwunderlicher Heiliger“, urteilte P. de Lagarde — die Eröffnungsrede, in der er u. a. von seinem Aufenthalt in Tübingen als von seiner „Anstellung im fernen Süden“ sprach: heutzutage würde man dabei mindestens an Sigilien denken.

3) Vgl. Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben . . . von Anna de Lagarde: S. 33.

4) Einen solchen Fall erwähnt z. B. E. J. Koldbeck, Zeitschr. d. Deutschen Morgenl. Gesellsch. 32, 410.

Schüler dazu mehr oder weniger ermuntert<sup>1)</sup>, oder mindestens, seinen Grundsätzen entsprechend<sup>2)</sup>, nicht davon zurückgehalten haben; und dieser konnte einen solchen Schritt damals um so eher wagen, als durch das von seinem Vater überkommene Erbeil seine Existenz vorerst gesichert schien. Wohl im Hinblick auf die Habilitation ist auch der noch erhaltene und mir vorliegende selbstgeschriebene „Lebensabris“ verfaßt, der vom 2. November 1852 datiert ist<sup>3)</sup>.

Es war zunächst doch wohl Haugs Absicht, sich in Tübingen als Privatdozent niederzulassen; und damit kommen wir zu einer der peinlichsten Episoden in seinem Lebensgang: der Entzweiung mit seinem Lehrer, Professor Roth. Dieser letztere hat nun zwar, in einer nach Haugs Tode veröffentlichten Erklärung<sup>4)</sup>, rundweg behauptet, sich nicht erinnern zu können, daß Haug ihm „auch nur die Absicht einer Habilitation mitgeteilt hätte.“ Eine Seite früher gibt aber Roth selbst zu, daß er (Roth) „ihm (Haug) abriet, sich ohne weiteres in die akademische Laufbahn zu werfen, vielmehr ihm zusprach, daß er — wie es früher sein eigener Plan war — die Prüfung für Lehrstellen erstehe.“ Man kann einem doch nur dann von etwas abraten, wenn er zuvor irgendwie Lust dazu gezeigt hat: bedenkt man dies recht, so ergibt sich etwa folgender Sachverhalt. Haug schrieb von Göttingen aus<sup>5)</sup> an Roth von seiner Absicht, die akademische Laufbahn einzuschlagen, und zwar — wenn wir Roths Erinnerung trauen dürfen — zunächst ganz im allgemeinen, ohne daß er dabei gerade von einer Habilitation in Tübingen gesprochen hätte; worauf ihm Roth in dem oben mit Roths eigenen Worten angedeuteten Sinn antwortete. Anzunehmen, daß dieser sich dabei nicht trotzdem bewußt gewesen wäre, daß Haug auf eine Habilitation in Tübingen hinarbeitete und demgemäß seine Antwort als eine Abmahnung speziell von diesem Projekt auffassen mußte — das hieße doch wohl Brahmas Scharfsinn unterschätzen: Roths soeben erwähnte spätere Erklärung läuft demnach auf eine seiner wenig würdige Wortklauberei hinaus. Dagegen wird zuzugeben sein, daß sein damaliges Verhalten gegenüber Haugs Habilitations-Absicht von seinem Standpunkt aus durchaus korrekt gewesen ist. Haug hat dies zwar in späteren Jahren<sup>6)</sup> als einen Versuch bezeichnet, ihn „in eine Sphäre hineinzustoßen, in der“ er „für immer den orientalischen Studien hätte Valet sagen müssen“. Doch wohl mit Unrecht. Roth, der, aus gefischerten Verhältnissen kommend, die dem württembergischen Theologen vorgezeichnete Laufbahn durch Seminar und Stift glatt durchlaufen hatte, und dann schmerzlos ins akademische Amt hinübergeglitten war, er konnte wohl nicht begreifen, wie man in so unsicheren Verhältnissen, wie diejenigen Haugs immerhin auch damals noch waren<sup>7)</sup>, es verschmähen könne, sich vor allem einen Platz an der Staatskrippe zu sichern; er war wohl auch Stiffler genug, einen Menschen, der nicht mit einer staatlichen Examensnote abgestempelt war, nicht ganz für voll zu nehmen. Für mich wenigstens unterliegt es unter diesen Umständen keinem Zweifel, daß jener Rat von Seiten Roths aufrichtig und gut gemeint war, ja daß dieser es geradezu für seine Pflicht hielt, Haug vor der unsicheren akademischen Laufbahn zu warnen<sup>8)</sup>.

Daß dies alles wenig nach Haugs Geschmack war, läßt sich denken, zumal er sich dadurch wohl auch in seiner Eigenliebe getränkt fühlte. Besonders aber: Haug war kein Examens-Mensch; ihm fehlte bei aller Begabung, die Fähigkeit, sich auf ihm nicht liegende Gegenstände zu konzentrieren. Und daß ihm das bei einem Examen verhängnisvoll werden konnte, hatte er schon bei dem Lehrgehilfen-Examen im Frühjahr 1844 erfahren. So sah sich dann der junge Gelehrte, anstatt den Rat seines Tübinger Lehrers zu befolgen, nach irgend einer Stellung um, die ihm ohne weiteres Examen ermöglichen sollte, sich finanziell über Wasser zu halten, bis sich ihm irgend eine Tür zur akademischen Laufbahn auftat. Er hat sich damals z. B., mit Ewalds Hilfe, ernstlich nach irgend einer Stelle als Lehrer in England umgesehen.

Darüber kam das Frühjahr 1853 heran, und Haug, der wohl noch nicht alle Brücken hinter sich abbrechen wollte, lehrte jetzt nach Tübingen zurück, wo er, in der Miete bei Gärtner Wolff, Gartenstr. 26, die nächsten 1½ Jahre als Privatgelehrter verlebte. Eine eigentliche Heimat in Ostdorf hatte er nun nicht mehr. Seine Schwester Ursula hatte im Juli 1852, kurz nach des Vaters Hinscheiden, dem Ostdorfer Lammwirt Quippold die Hand zum Ehebunde gereicht; die übrigen Geschwister gingen bald darauf nach Amerika, wo sie schließlich verschollen sind. Martin Haug zeigte von allen noch am meisten Familiensinn: wie er darauf drang, daß dem Vater ein Grabstein gesetzt werde, so sprach er damals davon, auch das Haus auf dem Felsen, wo die Familie zuletzt gewohnt hatte, nicht zu verkaufen, sondern dieser als eine Art Mittelpunkt zu erhalten. Doch scheint er damit bei seinen Geschwistern keinen Anklang gefunden zu haben, und so kam das Anwesen in fremde Hände.

1) So behauptet der Verfasser des Nekrologs in Bezzenbergers Beiträgen (I, 74), wohl nach mündlichen Mitteilungen seines Onkels Haug.

2) Vgl. z. B. seine Streitschrift „Ueber einige wissenschaftliche Erscheinungen neuester Zeit auf der Universität Tübingen“ (Stuttgart 1846) S. 8.

3) Einiges Näheres über diesen „Lebensabris“ s. weiter hinten in den Vorbemerkungen zur „Biographischen Skizze.“

4) Bezzenbergers Beiträge I, 175 f. Zu dieser Erklärung fand sich Roth veranlaßt durch den ebendasselbst I, 70 ff. veröffentlichten Nekrolog.

5) Daß diese einleitenden Schritte noch in Haugs Göttinger Zeit fallen müssen, lehrt schon die Erwägung, daß dieser nach seiner Rückkehr nach Tübingen doch irgend einen Grund gehabt haben muß, mit Roth zu schmollen. Dem Verfasser des Nekrologs in Bezzenbergers Beiträgen scheint der betreffende Brief Roths an Haug noch vorgelegen zu haben.

6) In der 1858 erschienenen Streitschrift „Ueber den gegenwärtigen Stand der Pseudophilologie“ S. 10.

7) „Haug mittellos“ wie Roth a. a. O. behauptet, ist indes Haug nach seines Vaters Tode nicht mehr gewesen.

8) Ein Liebingschüler Haugs aus seiner Münchener Zeit, der es übrigens schließlich sehr weit gebracht hat, schrieb mir noch kürzlich, er könne es Haug niemals verzeihen, daß er ihn mit seinem Wort „an die Gefahren einer Orientalistenlaufbahn gemahnt“ habe!

Um so enger schloß sich nun der junge Privatgelehrte an das Speidel'sche Haus in Osterdingen an, in dem er eine zweite Heimat fand. Dort war sein Verhältnis zu Sophie Speidel allmählich ein immer engeres geworden: von



Sophie Speidel  
als Braut.

Göttingen aus hatte er mit ihr eine eifrige Korrespondenz gepflogen, und als er nun zurückkehrte, tat er — vielleicht, weil er sonst den Verkehr in Osterdingen nicht hätte fortsetzen können, ohne das Mädchen ins Gerede zu bringen — den letzten Schritt, und verlobte sich mit ihr im Frühjahr 1853. Äußere Reize werden es kaum gewesen sein, die den 26jährigen Doktor zu der damals schon 34jährigen Jungfer, die dazu noch einen kurzen Fuß hatte, hinzogen; wohl aber Vorzüge des Geistes und Charakters. Haugs Freunde aus seiner Junggesellenzeit sind darin einig, daß der Einfluß der Braut und späteren Gemahlin auf ihn ein außerordentlich günstiger war, und daß der unpraktische Gelehrte ohne sie manchmal ganz hilflos gewesen wäre. Ob ihm — wie z. B. in Ostdorf behauptet wird — während der 6jährigen Verlobungszeit von ihr auch Beihilfe finanzieller Art zu Teil geworden ist, bleibt zweifelhaft: von einer Seite, die es eigentlich wissen mußte, wird mir versichert, daß es sich dabei höchstens um ganz unbedeutende Beträge gehandelt haben kann.

Wäre Haug ein weltfluger Streber gewesen, so hätte er nun, nach seiner Rückkehr nach Tübingen, Professor Roth umschmeichelt, um ihn schließlich doch noch seinen Wünschen geneigt zu machen. Er hätte ihm wohl auch den Gefallen getan, sich zunächst, so gut es eben ging, durch das württembergische Professorexamen durchzuschlagen. Statt dessen vergrub sich Haug vollständig in seine persischen Lieblingsstudien<sup>1)</sup> und hielt sich von Roth ganz fern, ja machte ihm nicht einmal einen Besuch. Daß das alles Roths Stimmung gegen seinen einstigen Schüler, der ihm wohl im Grunde nie besonders sympatisch gewesen

war — es mag da einerseits die traditionelle Abneigung des „Stiftlers“ gegen den „Schulmeister“, andererseits der Hochmut des Stuttgarter Honoratioren gegenüber dem Ostdorfer Bauernsohn hereingespielt haben —, nicht gerade verbesserte, läßt sich denken. Und als Haug durch Ewald, der ihm einen Brief an Roth zur Bestellung übersandte, schließlich doch noch zu einem Besuche bei diesem bestimmt wurde, da ließ ihn Roth die ganze Kälte und Geringschätzung fühlen, die ihm, wie es scheint, irgendwie mißliebigen Persönlichkeiten gegenüber stets zur Verfügung stand. Dabei scheinen von Roths Seite auch kränkende Worte gefallen zu sein, wie etwa: „Haug taue höchstens für ein Landpräzeptor“ — Worte, die gleich vergifteten Pfeilen, ihren Stachel für immer in Haugs Seele zurückgelassen haben. Damit war der endgültige Bruch zwischen Lehrer und Schüler besiegelt.

Die Darstellung, die Roth in Bezzenbergers Beiträgen von diesen Vorgängen gibt, ist auch in diesem Punkt schwerlich ganz zutreffend, weshalb hier ein Wort darüber zu sagen ist. Schon 1851 hatte Haug eine Arbeit über das 44. Kapitel des Yasna (des wichtigsten und ältesten Teils des Avesta) begonnen, die ursprünglich als Doktordissertation hatte dienen sollen. Als sich ihm aber dann die Möglichkeit gezeigt hatte, mit seiner klassisch-philologischen Preisarbeit zu promovieren, hatte Haug diese seine Erstlingsarbeit auf dem Gebiet seiner Lieblingsstudien zurückgestellt, und erst in Göttingen, unter Ewalds Augen, vollends zu Ende geführt<sup>2)</sup>. Gewiß auf Ewalds Empfehlung hin war sie dann auch in den Jahrgang 1853 der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft aufgenommen worden. Wenn nun Roth behauptet, Ewald habe ihm gegenüber eben diese Arbeit Haugs als „verunglückt“ bezeichnet, und gewünscht, er (Roth) solle „Haug auf den richtigen Weg weisen“, so erscheint das merkwürdig, da ja Ewald Haug seine Bedenken schon früher jederzeit selbst hätte mitteilen können, und Haug, bei seiner großen Verehrung für Ewald, sich gewiß von niemand lieber als von diesem hätte „auf den richtigen Weg weisen“ lassen. Ewalds Vorgehen wäre aber um so merkwürdiger, als er — wie die hinten abgedruckten Briefe zeigen — zu derselben Zeit, wo er angeblich Haug durch Roth zurechtgewiesen wissen wollte, diesem selben Haug die schmeichelhaftesten Komplimente über sein Wissen und Können machte. Eine solche Doppelzüngigkeit ist gerade Ewald doch schwerlich zuzutrauen. Vielmehr wird das Ganze darauf hinauslaufen, daß Ewald, in der wohlwollenenden Ab-

1) Damals legte er sich nach einander einen Index zu den Yaschts (einem Teil des Avesta), ein Parsi- und ein Behlwi-Glossar an, die sich jetzt sämtlich in meinem Besitz befinden. (Gensio stammt aus dieser Zeit ein „Beden-Glossar“, eingetragen in ein durchstichenes Exemplar von Benfens Glossar zum Sama-Veda.) Die Frucht dieser Studien war die Besprechung von Wettersgaards Bund ehesch in den Göt. Gel. Anz. 1854, S. 1001 ff., womit Haug in Deutschland zuerst den Grund zu einer richtigen Auffassung des Behlwi gelegt hat.

2) Die „Einleitung“ ist datiert: „Göttingen d. 11. Febr. 1853“ (a. a. O. S. 327).

sicht, Haug und Roth wieder zusammenzuführen, an beide geschrieben, und dabei Roth gegenüber vielleicht den Wunsch ausgesprochen hat, dieser möchte Haug bei seinen Zend-Studien auch fernerhin einige Anleitung geben.

Mit diesem seinem Vermittlungsversuch hat Ewald freilich, wie wir soeben gesehen haben, gerade das Gegenteil erreicht. Auf's tiefste gekränkt, wird Haug zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß in Tübingen sein Weizen niemals blühen werde. Denn es ist wohl schon damals in praxi so unmöglich als heutzutage gewesen, sich gegen den Wunsch eines für das betreffende Fach in Betracht kommenden Professors an einer Universität zu habilitieren oder gar vorwärts zu kommen<sup>1)</sup>. Bei alledem kann man Roth gerne glauben, daß Haug ihm gegenüber von der Habilitation auch mündlich nichts erwähnt hat: er wird wohl dazu seine Gründe gehabt haben. Das ihm offenbar schließlich doch nicht ganz bequeme Verdienst, Haug von der Universität seines Heimatlandes für immer vertrieben zu haben, bleibt Roth, trotz der gewundenen Erklärung in Bezzenbergers Beiträgen, ungeschmälert erhalten. Es hilft nichts, die ganze Sache auf eine krankhafte Empfindlichkeit Haugs zu schieben: ist dieser doch keineswegs der einzige, der mit Roth derartige Erfahrungen gemacht hat. Indessen ist zuzugeben, daß sich, solange Roth in Tübingen wirkte, hier nie ein Bedürfnis nach einem weiteren Lehrstuhl für die von ihm vertretenen Fächer geltend gemacht hätte, daß sich also für Haug, auch wenn die Entfremdung zwischen den beiden nicht eingetreten wäre, voraussichtlich nie eine passende Stellung in Württemberg gefunden hätte. Und dieser hat ja dann in dem Wirkungskreis, in den er sich bald darauf gestellt sah, für die Wissenschaft entschieden mehr geleistet, als er zu Hause je hätte leisten können.

Haug mußte also sein Heil außerhalb Württembergs versuchen. Es zeugt allerdings wieder von einer gewissen Selbstüberschätzung, daß er zunächst, ohne auch nur irgendwo habilitiert zu sein oder ein größeres Werk veröffentlicht zu haben, sich allen Erstes auf die im Frühjahr 1854 zur Besetzung kommende orientalistische Professur zu Kiel Hoffnung machte. Haug rechnete zwar damit, hinter dem als Mitbewerber genannten Leipziger Professor F. Tuch zurücktreten zu müssen; mußte aber dann vielmehr erleben, daß statt seiner Dillmann aus Tübingen berufen wurde. Beklagen konnte er sich darüber kaum mit Recht; denn Dillmann war verschiedene Jahre älter, und, wenn auch an Geist und Begabung Haug wohl nicht ebenbürtig, so doch an Methode und Stetigkeit der Arbeit ihm überlegen. Haug scheint zu Dillmann nie in nähere Beziehungen getreten zu sein, obgleich dieser seit 1851 als Privatdozent, seit 1853 als Extraordinarius an der Universität auch über Orientalia las, und, mindestens im Aethiopischen, doch mancherlei bei ihm zu holen gewesen wäre.

Jetzt faßte Haug die Habilitation an einer auswärtigen Universität ernsthaft ins Auge. Er dachte dabei anfangs auch an Leipzig, entschied sich aber bald für Bonn, wohl unter dem Einfluß seines Freundes Bleek, dessen Vater<sup>2)</sup> Professor an der theologischen Fakultät daselbst war. So hatte Haug dort wenigstens gleich eine freundschaftliche Ansprache; und der Ordinarius für Sanskrit, der Norweger Lassen, wünschte, schon damals schwer leidend, eine jüngere Kraft neben sich<sup>3)</sup>. Wenn Haug sich in Bonn mit den maßgebenden Kreisen einigermaßen zu stellen mußte, so hatte er alle Aussicht, mit der Zeit in Lassens Stelle einzurücken; daß dieser letztere schließlich doch noch bis 1876, also ebenso lange wie Haug selbst, leben würde, konnte dazumal niemand voraussehen.

Im Oktober 1854 verließ Haug Tübingen, um nie mehr anders denn auf der Durchreise dorthin zurückzukehren. Am 3. November habilitierte er sich in Bonn als Privatdozent für Sanskrit und vergleichende Grammatik, mit einer Eintrittsvorlesung über die Religion Zoroasters<sup>4)</sup>. Wie wir uns Haugs Aussehen in jener Zeit etwa vorzustellen haben, zeigt das lithographierte Bildnis, das in manchem Hause in Ostdorf vorhanden und von dem eine stark verkleinerte Reproduktion im Frühjahr 1909 als Haug-Postkarte versandt worden ist: ein bartloses Gesicht mit langem Lockenhaar<sup>5)</sup>.

Es gab damals mancherlei, was geeignet war, den neuen Privatdozenten den Bonnern zu empfehlen und interessant zu machen. Vor allen Dingen natürlich die Wissenschaft, die er zu lehren versprach. Während man mit der Weisheit der Zender in Bonn schon seit A. W. v. Schlegels Zeiten einigermaßen vertraut war, sah man Altperisien damals noch in dem mystischen Hell-dunkel, das seit dem Mittelalter darüber lag: wer von diesem Zauberland zu erzählen wußte, auf den fiel selbst gewissermaßen ein Abglanz von Zoroasters Heiligenschein. Weiter aber: Haug schwäbelte so reizend, wenn er von Zoroaster und vom Awestha sprach; und das Schwäbeln hörten die Bonner für ihr Leben gern — besonders wohl, weil ihnen dabei erst recht zum Bewußtsein kam,

1) Es sei denn, daß man, wie seinerzeit der Zofel-Meier (vgl. oben S. 12, A. 1) gegen Ewald, sich mit Haut und Haar irgend einer einflussreichen Clique verschreibt.

2) Friedrich Bleek (1793—1859), vorzugsweise als Bibel-Exeget tätig, war seit 1829 Ordinarius in Bonn. — Ob Haug von seinem Freunde, dem jungen Bleek, in Bonn viel gehabt hat, bleibt im übrigen zweifelhaft, da dieser bereits im Februar 1855 von neuem die Ausreise nach Natal antret, und erst 1859 vorübergehend nach Europa zurückgekehrt ist.

3) Gegen Ende 1850 trug sich F. Max Müller, der bekannte Sanskritist, mit dem Gedanken, sich in Bonn niederzulassen: vgl. dessen Essays (deutsche Ausg.) 3, 399 ff.

4) Abgedruckt in der Zeitschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 9, 683 ff.

5) Es ist dies das früheste Haug-Bildnis, das mir zu Gesicht gekommen ist; nach der Erinnerung von Haugs Schwester Urula würde es ihren Bruder im 25. Lebensjahr darstellen: er habe es damals, d. h. also Anfang 1852, um die Zeit seiner Doktor-Promotion, von Tübingen gebracht. Pfarrer A. D. Hermann glaubt dagegen, daß das Bild aus der Bonner Zeit (also 1854/56) stammt. In Ostdorf wird dieses Konterfei sehr ähnlich gefunden; nach freundl. Mitteilung von Dr. Gaiser hat es jedoch dessen Mutter, Martin Haugs Schwägerin, als nicht besonders gelungen bezeichnet. — Pfarrer Hermann besitzt, wie er mir sagte, eine Silhouette Haugs aus dessen Tübingen Studienzeiten, konnte sich jedoch leider nicht entschließen, mir dieselbe zugänglich zu machen.

wie „gebildet“ dagegen doch ihre eigene Redeweise sei. So konnte es kommen, daß der junge Privatdozent aus Schwaben bei Diners und Abendgesellschaften sogar dem alten Ernst Moritz Arndt Zuhörer weging, was diesen begreiflicherweise zuweilen verstimmt; bei einer solchen Gelegenheit rief der alte Herr einmal dem am andern Ende einer langen Tafel sein Publikum mit altpersischer Weisheit erbauenden Haug zu: „Haug, gelehrt bin ich nicht, aber g'scheit bin ich!“<sup>1)</sup>

Eine Freundschaft fürs Leben schloß Haug in den ersten Bonner Jahren mit einem Kollegen, der sich ungefähr gleichzeitig mit ihm habilitiert hatte, dem Archäologen Dr. Heinrich Brunn<sup>2)</sup>. Als Haug 1856 nach Heidelberg übersiedelte, ging Brunn nach Rom; aber sie trafen 1868 in München wieder zusammen. Nach Haugs frühem Tode stand der Freund der Witwe hilfreich bei, und ist auch der Pfleger seines Sohnes Rudolf geworden. — Auch mit den theologischen Privatdozenten Dießel und Kamphausen haben Haug wohl von vorn herein freundschaftliche Bande verknüpft.

Haug's Lehrtätigkeit in Bonn scheint nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Sein bedeutendster Schüler war damals wohl Karl v. Noorden<sup>3)</sup>, der dann allerdings bald zur Historie abgeschwenkt ist. — Von Haug feindlicher Seite wurde später behauptet, daß er „schon als Dozent in Bonn in einer den Studenten auffallenden Weise auf dem Katheder gegen geachtete Forscher loszog“<sup>4)</sup>. Etwas wird ja wohl daran gewesen sein: was die geachteten Forscher zuvor getan haben, um das Gemüt des Anfängers für immer zu verbittern — danach fragt man in solchen Fällen nicht!

Von neuem trat nun aber die Sorge um seinen Lebensunterhalt an Haug heran. Sein väterliches Erbe, für Oxforder Verhältnisse vielleicht ein ganz hübsches Vermögen, reichte zum Leben in der Welt draußen bei weitem nicht aus, und er sah die Zeit kommen, wo es vollständig aufgebraucht sein würde. Sein Landsmann Ernst Trumpp, der ihn in jener Zeit einmal besuchte, fand ihn „in einer etwas gedämpften Stimmung“: Haug mußte arg sparen, und konnte sich gelegentlich nicht einmal eine so kräftige Mahlzeit verschaffen, wie er sie bei seinem anhaltenden Studieren notwendig brauchte.

Da ward noch einmal Rat. Dr. Christian Karl Josias v. Bunsen, bis dahin preussischer Gesandter in London, war durch eine ihm feindliche Partei am Berliner Hofe von diesem Posten verdrängt worden, hatte sich ins Privatleben zurückgezogen und 1854 in Heidelberg niedergelassen. Er lebte nun ganz seiner gelehrtschriftstellerischen Tätigkeit, zu der er wissenschaftlich gebildeter Gehilfen bedurfte. Schon im Herbst 1855 war ein Bonner Privatdozent, der Theolog Adolf Kamphausen<sup>5)</sup>, als Privatsekretär zu Bunsen nach Heidelberg gegangen: seine Hauptaufgabe war die Mitwirkung bei dem sogenannten Bibelwerk, das Bunsen damals in Angriff nahm. Aber Bunsen, dieser äußerst vielseitige Mann, hatte daneben noch mehrere andere Eifen im Feuer, so namentlich das vielbändige Werk über „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“. Dazu brauchte er jemand, der mit den iranischen Dialekten vertraut war, und so kam er an Martin Haug. Kamphausen gibt an, der damals in Oxford lebende bekannte Gelehrte F. Max Müller, der Bunsen schon seit 1848 ein Freund und Helfer bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten war, habe Haug an Bunsen, und zwar „in ganz übertriebener Weise“, empfohlen<sup>6)</sup>. Aber es könnte auch die Familie Bleek dabei mitgewirkt haben, da Bunsen den Professor Bleek sehr schätzte, und überdies der junge Dr. Bleek ein Universitätsfreund von Bunsens Sohne Georg war, der ihm auch die Stellung bei der Afrikaexpedition verschafft hatte<sup>7)</sup>.

Die Beziehungen Haugs zu Bunsen waren zunächst brieflicher Natur. Am 10. März 1856 wandte sich dieser an Haug „wegen einiger harten Nüsse bei der Zoroasterlehre“<sup>8)</sup>; und am 26. April schreibt er an seine Gemahlin: „Einen ganz prächtigen Brief habe ich von Dr. Haug erhalten. Er übernimmt die Uebersetzung der großen Zend-Urkunde, „die Wanderung der Franzosen“<sup>9)</sup>. Ueber Pünktigkeit desselben Jahres war sodann Haug eine Woche in Heidelberg; und es wird keiner großen Ueberredungskünste bedurft haben, um ihn, bei seiner damaligen Lage, zu bestimmen, auf Bunsens glänzende Anerbietungen einzugehen, der anfangs für den „prächtigen Schwaben“ geradezu schwärmte.

Nachdem er vier Semester lang in Bonn gelesen, schloß also Haug Anfang August 1856 seine dortige Lehrtätigkeit vorläufig ab, und ließ sich beurlauben, um in Bunsens Dienste zu treten. Zunächst reiste er, natürlich auf Bunsens Kosten, nach Paris<sup>10)</sup>, um dort Meriosengh's

1) Ich verdanke diese Anekdote der Güte des Herrn Professor D. A. Kamphausen in Bonn, der mir noch in letzter Stunde wertvolles Material zu Haugs Bonner und Heidelberger Zeit zukommen ließ.

2) Geb. 1822 in Würzburg bei Deggau; 1865 Professor an der Universität München, seit 1888 zugleich Direktor der Glyptothek; † 23. Juli 1894 zu Schliersee.

3) Dessen Doktor-Dissertation *Symbolae ad comparandam mythologiam Vedicam cum mythologia Germanica* ist Simrock und Haug — „praecceptoribus de me meritissimis“ — gewidmet. — Geb. 1833 zu Bonn, habilitierte sich v. Noorden an der dortigen Universität 1863 für Geschichte, wurde 1868 Professor, zuerst in Greifswald, dann in Marburg, Tübingen (1873—76), Bonn, Leipzig, wo er 1883 gestorben ist. Sein Sohn ist der bekannte Wiener Kliniker.

4) K. Juffri, Abfertigung des Dr. M. Haug S. 6.

5) Geboren 1829 zu Solingen, 1863 Extraordinarius in Bonn, wo er noch lebt.

6) Max Müller ist auch in späterer Zeit für Haug und seine Arbeiten eingetreten, und hat z. B. dessen Ausgabe des Aitareya Brähmana im Saturday Review rühmend besprochen. Unklar bleibt nur, wieviel Max Müller auf Haug schon 1856 aufmerksam geworden sein soll: von einer persönlichen Bekanntschaft finde ich bis dahin keine Spur und Haugs Publikationen reifertigen damals eine solche Empfehlung noch nicht.

7) Val. Chr. C. J. Freyherr v. Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausg. . . von Fr. Hippold 3, 368. — Georg v. Bunsen (1824—1896) lebte nach seiner Verheiratung in Burg Rheindorf, Bonn gegenüber, und sein Vater war dort, im Dezember 1855, zur Kindstaufe auf Besuch (M. Müller, Essays 3, 463); vielleicht hat dieser damals schon Haug persönlich kennen gelernt.

8) Max Müller, Essays 3, 465.

9) Freyherr v. Bunsen. Aus seinen Briefen . . . geschildert u. f. w. 3, 455.

10) Eine solche Reise scheint, wie aus dem weiter hinten abgedruckten Briefe Menans an Haug hervorgeht, allerdings schon zu Anfang 1856, ehe Haug zu Bunsen in Beziehung trat, geplant gewesen zu sein.

Sanskrit-Uebersetzung des *Yasna* zu kopieren<sup>1)</sup>. Am 5. Oktober 1856, nachdem er zuvor, vom 23.—26. September, die Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zu Stuttgart (unter Roth's Präsidium!) mitgemacht, und bei dieser Gelegenheit wohl auch einen Besuch in Osterdingen und Osdorf abgestattet hatte, traf Haug sodann in Heidelberg ein.

Bisher war Haug von Bunsen nur als Uebersetzer und Berater in arischen, namentlich iranischen Dingen herangezogen worden: insbesondere hatte er für den Band Va von Bunsens Werk „*Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte*“ das eine Art Völkertafel darstellende 1. Kapitel des *Videwat* bearbeitet, ferner für das Buch „*Gott in der Geschichte*“ Uebersetzungen aus *Veda* und *Uwesta* geliefert. Nun sollte er in erster Linie am „*Bibelwerk*“ mitarbeiten; und zwar empfing er für täglich drei Stunden Arbeitszeit (von 9—12 Uhr vormittags; allerdings soll es meist 1 Uhr geworden sein, bis Bunsen seine Mitarbeiter entließ) ein Gehalt von — wenn ich recht berichtet bin — jährlich 1500 Gulden<sup>2)</sup>. Man stand damals beim *Exodus*<sup>3)</sup>. Aber schon am 5. November 1856 schreibt Bunsen an einen seiner Söhne: „Haug arbeitet nicht mehr mit uns: er arbeitet vor für sich, jetzt *Numeri* und *Deuteronomium*“<sup>4)</sup>, und macht beide fertig bis auf meine Revision und Redaktion“<sup>5)</sup>. Doch scheint man auch wieder zur früheren Arbeitsmethode zurückgekehrt zu sein; denn *Kampffausen* erinnert sich, wie er mit Haug zusammen bei einem *Rentner* *Hefker* wohnte, und dann mit ihm jeden Morgen *Neckar*-aufwärts nach Bunsens *Billa* *Charlottenberg* ging.

Wenn Haug auch nicht bei Bunsen im Hause wohnte, so hat er doch gewiß viel in seiner Familie verkehrt; und das ist für ihn zweifellos von allgeröchtem Wert gewesen. Denn Bunsen war nicht nur eine geistig hochbedeutende Persönlichkeit, sondern er führte auch ein großes, gastfreies Haus, wozu ihm durch seine Heirat mit einer Engländerin die Mittel in reichstem Maße zur Verfügung standen: kein irgendwie bedeutender Fremder, der durch Heidelberg kam, versäumte es, bei Bunsen vorzusprechen<sup>6)</sup>. Hier konnte Haug lernen, sich in der großen Welt zu bewegen, konnte auch manche wichtige Verbindung anknüpfen. So machte er z. B., etwa im April 1857<sup>7)</sup>, die Bekanntschaft des *Rektors* von *Lincoln College* in *Oxford*, *Marc Pattison*<sup>8)</sup>, durch dessen Vermittlung im Jahre darauf der Ruf nach *Indien* an ihn erging. — Selbstverständlich bot, auch abgesehen von den durch Bunsen vermittelten Beziehungen, Heidelberg als *Universitätsstadt* mancherlei Anregung. Haug war dort Mitglied eines vorzugsweise aus *Privatdozenten* bestehenden „*Kränzchens*“, zu dem z. B. auch *W. Wundt*, der berühmte Begründer der *Experimental-Psychologie*, *Heinrich Holzmann*, der spätere *Straßburger Theolog* u. a. gehörten. Auch *Mois Sprenger*, der bekannte *Arabist*, hielt sich damals, aus *Indien* zurückgekehrt, in Heidelberg auf.

Im Herbst 1857 ließ Bunsen seinen Mitarbeiter wieder auf Reisen gehen, diesmal nicht bloß nach Frankreich, sondern auch nach England, wo er im *India House* *Behlewi-Handschriften* studieren wollte. Leider liegen mir aus der Zeit dieser Reise keine Briefe vor<sup>9)</sup>; aber es muß eine schöne Zeit für Haug gewesen sein. In Paris war er schon durch seinen Aufenthalt im vorhergehenden Jahre bekannt; ohne Zweifel verkehrte er dort auch bei seinem *Landsmann Julius Wohl*, in dessen Salon alle bedeutenden Männer Frankreichs zusammenkamen. In England werden ihm Bunsens Empfehlungen besonders zu statten gekommen sein: wenn nicht schon früher (vgl. oben S. 19 U. 6), so hat er jedenfalls damals auch *Max Müller* persönlich kennen gelernt, ferner die Bekanntschaft mit *Pattison* fortgesetzt und auch sonst mancherlei Beziehungen angeknüpft<sup>10)</sup>.

Man sollte denken, daß Haug von einer Stellung, die ihm so viele Vorteile bot, höchlich befriedigt und seinem „hochverehrten Gönner“<sup>11)</sup> dankbar und anhänglich gewesen sei. Statt dessen sehen wir im Laufe des Jahres 1858 sein Verhältnis zu Bunsen sich merkbar trüben.

1) Diese Kopie Haugs befindet sich jetzt im Besitz von Geheimrat Dr. *Bezold* in Heidelberg.

2) Was ein solches Gehalt, besonders für die damalige Zeit, betragen wollte, mag man daran ermesien, daß ein reicher *Arabist* in Bayern Ende des 19. Jahrhunderts seinem orientalistisch gebildeten Sekretär und Bibliothekar, der ihm so ziemlich seine ganze Zeit zu widmen hatte, nicht mehr als 1600 *Mark* bewilligte. Ich weiß allerdings nicht, ob Haug bei Bunsen auch, wie in dem soeben angeführten Fall, freie Station hatte. Jedenfalls ist wohl zu verstehen, daß damals für Haug die Möglichkeit aufstaudte, sofort seine *Sophie* heimzuführen, was auch Bunsen (s. *M. Müller*, *Essays* 3, 485) vorausgesetzt zu haben scheint. Warum aus der Heirat damals doch noch nichts geworden ist, entzieht sich vorläufig meiner Kenntnis. Vielleicht war *Sophie* *Speidel* ihrer damals 71jährigen Mutter unentbehrlich bei der Führung des *Kramladens*: und diesen, die *Quelle* ihres Wohlstands, aufzugeben, konnte sich die *Matrone* wohl nicht entschließen.

3) Die griechische Bezeichnung für das sogen. 2. Buch *Mose*.

4) Die lateinische bezw. griechische Bezeichnung für das sogen. 4. und 5. Buch *Mose*.

5) Freiherr v. Bunsen. Aus seinen Briefen . . . geschildert u. s. w. 3, 464.

6) Vgl. *K. v. Wohl*, *Lebens-Erinnerungen* I, 252.

7) Daß diese Bekanntschaft nicht, wie man zunächst denken sollte, bei Haugs Anwesenheit in England, sondern schon in Heidelberg ihren Anfang nahm, sagt — gewiß auf Grund authentischer Angaben Haugs — *C. Orterer* in der *Beilage z. Augsburg. Postzeitung* 1876 S. 250. Den Zeitpunkt erschließe ich aus *Max Müller*, *Essays* 3, 498, woraus hervorgeht, daß *Pattison* damals in Heidelberg war. Wenn Haug später (zeitlich der *Deutich. Morgenl. Ges.* 22, 341) hervorgehoben hat, daß seine Begegnung mit *Pattison* „ohne Zutun Bunsens“ erfolgt sei, so mag das buchstäblich zutreffen; aber Haug vergißt, daß er diese Bekanntschaft eben nur in dem Milieu machen konnte, in das ihn Bunsen versetzt hatte.

8) *Marc Pattison* (1813—1884) hat eine Zeit lang erstlich daran gedacht, nach dem Vorgang *John S. Newmans* zum *Ratholizismus* überzutreten, ergab sich dann aber statt dessen schließlich dem *humanistischen* Studium. Er ist, nach einer in England verbreiteten Annahme, das Urbild des *Casaubon* in *George Eliots* bekanntem *Roman* *Middlemarch*.

9) Doch findet sich in dem hinten abgedruckten Briefe *Dr. Vleets* ein Reflex von dem Glücke, in dem Haug damals schwamm.

10) Zu meinem Besitz befindet sich z. B., aus Haugs Nachlaß, ein Exemplar der *Remains of the Rev. Richard Coe*, das ihm ein *W. Davids* zu *Colchester* „in memoriam Septembris 17i 1857“ gewidmet hat.

11) So nannte er Bunsen in der *Vorrede* des diesem gewidmeten 1. Teils der „*Gathas*“.

Die Gründe, die dazu mitwirkten, waren verschiedener Art. Einerseits scheint Haug, je mehr er sich ins Awesta vertiefte, den Geschmack am Alten Testament, mit dem er sich früher so viel beschäftigt hatte, verloren zu haben. So empfand er die Mitarbeit am „Bibelwerk“ mehr oder weniger als eine unangenehme Notwendigkeit und sträubte sich hartnäckig gegen Bunsens Versuch, ihn mehr als ursprünglich verabredet, zu dieser heranzuziehen. Er brauchte ja seine Zeit wohl auch notwendig für sein erstes größeres Werk, das er damals vorbereitete, die Uebersetzung und Erklärung der Gāthā's<sup>1)</sup>. Andererseits aber waren Bunsen und sein Privatsekretär Kamphausen, der wohl den Hauptteil der Arbeit am „Bibelwerk“ besorgt hat, von Haugs Tätigkeit an diesem so wenig befriedigt, daß Kamphausen alles, was Haug selbständig gemacht hatte, nochmals umarbeiten mußte: „so war denn“, schreibt Kamphausen, „Haug's Berufung zur Mitarbeit am Bibelwerk so gut wie nutzlos und brachte nur unnötige Kosten.“

Wenn nun aber auch Bunsen mit Haugs Tätigkeit in seinem Interesse auf biblischem Gebiet nicht so zufrieden sein konnte, wie dies offenbar in iranischen und indischen Dingen der Fall gewesen war, so hätte dieser treffliche, noble und namentlich auch überaus gutmütige<sup>2)</sup> Mann ihn deshalb doch schwerlich den Laufpaß gegeben — hätte nicht Haug selbst auf eine Trennung hingearbeitet. Dieser hatte nämlich die naive Selbstgefälligkeit, die ihn schon als Provisor auszeichnete, auch damals noch nicht verloren: nahm er es doch z. B. für bare Münze, als ihn, den Alleswisser, ein Mediziner im Kränzchen damit hänselte, er hätte auch einen trefflichen Gynäkologen gegeben! So mußte er es natürlich ziemlich ungnädig aufnehmen, daß man seine Arbeit für's Bibelwerk einer Revision bedürftig fand. Auch scheint Haug der Ansicht gewesen zu sein, daß Bunsen in seinen Büchern nicht genügend anerkenne, welchen Anteil er, Haug, daran habe, scheint sich also von ihm in unberechtigter Weise ausgenutzt gefühlt zu haben. Und als dann vollends, im Mai 1858, der erste Ruf nach Indien an ihn erging, steigerte sich Haug's Selbstgefühl wohl zu einem solchen Grade, daß man gegenseitig die Notwendigkeit der Trennung ein sah.

Wenige Tage, nachdem Haug die Berufung nach Indien erhalten hatte, am 15. Mai 1858, starb die Mutter seiner Braut, die Witwe Speidel in Osterdingen. Sophie Speidel fand vorläufig eine neue Heimat bei ihrem Onkel, dem Pfarrer Speidel in Gochsen<sup>3)</sup>, und hat von dort aus, wie es scheint<sup>4)</sup>, auch einen Besuch in Heidelberg gemacht. Sie war nun im Besitze ihres Erbtells, und mit im Vertrauen auf diesen Rückhalt hat es wohl Haug damals gewagt, zunächst, während die Verhandlungen mit Indien schwebten, nach Bonn zurückzukehren, und seine Tätigkeit als Privatdozent wieder aufzunehmen.

Anfang September 1858 hat Bunsen also Haug ziehen lassen — erleichtert, wie Kamphausen annimmt, den als fernerhin ungeeignet erkannten Gehilfen auf gute Art losgeworden zu sein, ohne daß er selbst ihn fortzuschicken brauchte. Ob Bunsen in den zwei Jahren, die ihm nach Haugs Weggang noch zu leben vergönnt war, seiner im Guten oder im Bösen gedacht hat, weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls hat er einen förmlichen Bruch zu vermeiden gewünscht und vermieden. (Vgl. auch hinten C. v. Bunsens Brief an Haug.) Haug jedoch hat Bunsen von da an zeit lebens gegrollt: noch 1868 erließ er eine unnötig scharfe Gegenerklärung<sup>5)</sup>, als jemand geäußert hatte, er habe die Stelle in Indien durch Bunsen erhalten. Man kann Haugs Verhalten in diesem Fall vielleicht entschuldigen mit der Bitterkeit, die seine Tübinger Erfahrungen in ihm zurückgelassen haben mochten; aber rechtfertigen läßt sich sein Benehmen gegen Bunsen leider nicht ganz. Mag dieser immerhin in wissenschaftlichen und besonders in religiösen Dingen manche Schrullen gehabt haben, mit denen nicht leicht zurechtkommen war: über seine Herzensgüte und seinen Edelstimm ist nur eine Stimme. In Anbetracht des vielen Guten, das er von Bunsen empfangen, hätte Haug manches, was ihm weniger gefiel, wohl in den Kauf nehmen können.

In dem Winter 1858/9, den Haug wieder in Bonn verlebte, scheint er, da ihm frühere Freunde wie Brunn und Kamphausen fehlten, der alte Professor Bleek aber auf dem Sterbebette lag<sup>6)</sup>, sich vor allem an den damals eben zum Extraordinarius ernannten Theologen Diestel<sup>7)</sup> angeschlossen zu haben, der später, 1872—1879, Professor in Tübingen gewesen und hier gestorben ist.

Mit dem Ruf nach Indien verhielt es sich folgendermaßen. Der Direktor des Unterrichtswezens in der Präsidentschaft Bombay, E. J. Howard, wünschte für die Leitung der Sanskritstudien am College (d. h. der Eingeborenenhochschule) in Bana, dem Hauptstij der Sanskritgelehrsamkeit im westlichen Indien, einen europäischen Gelehrten zu gewinnen. Er wandte sich deshalb an seinen Freund Pattison in Oxford, der ihn auf Haug aufmerksam machte. Nun waren aber damals, unmittelbar nach dem schrecklichen Aufstand der Sepoys (richtiger sipāhī's,

1) Gāthā, eigentl. „Weisen, Lieder“, heißen die vermutlich von Zoroaster selbst herrührenden, in einem besonders altertümlichen Dialekt verfaßten ältesten Bestandteile des Awesta.

2) Eine Probe davon steht z. B. in Max Müllers Essays (3, 437) zu lesen. Ein Bunsen persönlich unbekannter „Sanskritaner“, Schüz in Bielefeld, bat ihn, der damals (1853) noch preussischer Gesandter in London war, „um Gastraum für seine als Gouverneur nach Liverpool ziehende Tochter“: und Bunsen ging „mit wahrer Freude“ darauf ein. Man stelle sich bloß vor, daß heutzutage ein derartiges Ansuchen an den deutschen Gesandten in London gestellt würde!

3) Vgl. oben S. 8, Anm. 3.

4) Bunsen scheint sie persönlich gekannt zu haben: vgl. Max Müller, Essays 3, 512.

5) In der Zeitschr. d. Dtsch. Morgenländ. Ges. 22, 341.

6) Er ist am 27. Febr. 1859 gestorben.

7) Ludwig Diestel, geb. 28. Sept. 1825 zu Königsberg, seit 1851 in Bonn habilitiert, wurde dort 1858 zum Extraordinarius ernannt. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche“. Ich besitze einen Band von Macaulay's Essays, den L. D. seinem Freunde Haug zu Weihnachten 1858 geschenkt hat.

d. h. Soldaten<sup>1)</sup>, die indischen Finanzen sehr in Unordnung, und es konnte für die Stelle nur ein ganz ungenügendes Gehalt ausgeworfen werden, wenigstens für indische Verhältnisse, wo die Europäer zahlreicher Dienerschaft bedürfen usw. Haug wurde noch rechtzeitig (durch Moiss Sprenger) auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, so daß er nicht ohne weiteres annahm, sondern bessere Bedingungen zu erlangen trachtete. Die Verhandlungen zogen sich infolgedessen ein volles Jahr lang hin, ohne daß Haug schließlich etwas erreicht hätte.

Indes bot sich ihm hier immerhin eine zwar vorläufig sehr bescheidene Existenz, aber, wie Howard bestimmt versicherte, mit der Aussicht, sich in absehbarer Zeit wesentlich zu verbessern. Es wurde auch allmählich Zeit, dem Brautstand, der nun schon 6 Jahre dauerte, ein Ende zu machen, und in die Ehe zu treten. Und da doch zweifelhaft war, ob er so bald einen Ruf an eine deutsche Universität bekommen würde, und ferner die Möglichkeit, nach Indien zu kommen, ihn schließlich auch sehr lockte, so entschloß sich Haug Anfang 1859 trotz alledem zur Annahme, und teilte dies Howard privatim mit. Über inzwischen waren der Regierung in Bombay Bedenken gekommen über ihre Verechtigung, Haug, wie Howard wünschte, direkt von sich aus anzustellen, und sie hatte die Angelegenheit dem Indischen Amt in London übergeben. Im Frühjahr 1859 wartete nun Haug in Bonn von Tag zu Tag darauf, daß ihm die Stelle in Puna offiziell von London aus angetragen würde. Seine Wohnung hatte er bereits aufgegeben und nächtigte auf einem Sofa bei seinem Freunde Kamphausen, der inzwischen auch nach Bonn gekommen war und zwei Zimmer am Münsterplatz inne hatte. Damals hat er, vielleicht bloß pour passer le temps, die Biographische Skizze aufgezeichnet, die weiter hinten abgedruckt ist. Endlich, nach wochenlangem Harren, traf am 4. Juni die ersehnte offizielle Berufung ein; und nun ging alles Schlag auf Schlag. Jetzt konnte Haug daran gehen, einen eigenen Hausstand zu gründen, und seine Sophie heimzuführen. Rasch wurde Hochzeit gemacht, und am Pfingstmontag, den 13. Juni, hat Pfarrer J. Speidel, das nicht mehr ganz junge Brautpaar (er war 32, sie 40 vorbei) in Gochsen zusammengegeben.

Fünf Wochen später, am 18. Juli traten sie miteinander die Reise nach Indien an. Das war damals noch nicht, wie heute, ein bloßer Ferienausflug; der Weg ging, vor Eröffnung des Suezkanals, ums Kap der guten Hoffnung herum. Die Neuvermählten fuhren den Rhein hinunter nach England, und am 1. August schifften sie sich dort ein, um, nach teilweise stürmischer Fahrt, erst nach 97 Tagen, am 6. November, in Bombay zu landen. Am 10. Nov. 1859 traf Haug an Schauplatz seiner künftigen Tätigkeit, in Puna ein, von Direktor Howard, der gerade dort anwesend war, herzlich empfangen. Und damit begann für ihn die Zeit, die ohne Frage als der Höhepunkt seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu betrachten ist.

Es waren in der Tat keine kleinen Aufgaben, die hier, in der alten Hauptstadt der tapferen Marathen, des Schwaben harrten. Das schon länger bestehende Sanscrit College war mit dem damals neu begründeten Deccan College verschmolzen worden, an dessen Spitze (bis 1861) Edwin Arnold stand, der später durch seine im Sinne des Buddhismus geschriebenen Bücher (besonders *The Light of Asia*), sowie durch seine Heirat mit einer Japanerin bekannt gewordene englische Literatur. Das Sanskritstudium, das bisher ganz nach orientalischer Weise betrieben worden war, mußte neu organisiert und für die in 18 Klassen eingeteilten etwa 300 Studenten mußten Lehrpläne entworfen werden. Daneben galt es noch, geeignete Lehrbücher zu verfassen, und eine vorhandene reichhaltige Sammlung wertvoller Handschriften zu ordnen und zu katalogisieren. Auch hatte Haug, außer seiner Stellung in Puna, noch die eines Professors an der Universität in dem in der Luftlinie 125 km entfernten<sup>2)</sup> Bombay inne, und mußte infolgedessen öfter zu Prüfungen u. dgl. dorthin reisen. „Ein reiches Feld der Wirksamkeit eröffnet sich mir“, so schrieb er schon am 24. November 1859 an Prof. Brockhaus nach Leipzig<sup>3)</sup>, „so groß wie ich es in Europa nie hätte finden können.“

Haug war nicht der erste schwäbische Orientalist, der nach Indien kam. Schon 5 Jahre früher war Dr. Trumpp, ebenfalls ein Schüler Roths (f. o. S. 13 f.), im Auftrag einer englischen Missionsgesellschaft nach Indien gegangen, um dort gewisse neuindische Sprachen zu studieren, in welche die Bibel übersetzt werden sollte. Dieser treffliche Gelehrte, an praktischer Sprachkenntnis Haug vielleicht noch überlegen, war damals, im August 1854, auch in Puna gewesen, und hatte mit den dortigen Brahmanen gesprochen. In einem Briefe an Prof. Roth<sup>4)</sup> schilderte er den Unterrichtsbetrieb an dem von einem Major Candy geleiteten damaligen Government Sanscrit College. Die jungen Brahmanen begannen erst im 15. oder 16. Lebensjahr ihr Studium mit dem Lesenlernen. „Sie sitzen auf dem Boden umher mit untergeschlagenen Beinen; ein jeder hält ein Brettchen auf dem Schoß, das mit seinem Sande bestreut ist. Der Guru [Lehrer] malt den Buchstaben vor. Die Schüler machen ihn nach, bis sie ihn verstehen. . . . Die Böglinge besuchen die Anstalt oft 30 und 40 Jahre lang. Die Vedas werden nicht gelesen, . . . weil sie den Neuen unverständlich sind. . . . Es ist kein veda-vid guru [veda-kundiger Lehrer] hier. . . . Es ist eine schöne Sammlung von Sanskrit-Handschriften in Puna, . . . alle mit Staub bedeckt und in Vergessenheit begraben. . . .“ Man sieht, es gab da manches zu reformieren, wobei Haug die Erfahrungen seiner Provisoratszeit gelegentlich zu gute gekommen sein mögen.

1) Dasselbe (ursprünglich neu persisch) Wort steht in der Benennung der nordafrikanischen Spahi's.

2) Heutzutage macht man die Reise ganz mit der Eisenbahn in 6 Stunden; damals war es noch nicht so bequem: man fuhr zunächst in 2 Stunden mit der Bahn bis Mandana, mußte dann mit irgend einer andern Gelegenheit eine Strecke von 10 km über das Gebirge, die Ghor Ghatta, zurücklegen bis Kamputi, von wo man wiederum mit der Bahn in etwa 3 1/2 Stunden vollends nach Bombay hinunter gelangte.

3) S. Zeitschr. d. Deutsch. Morgenländ. Ges. 14, 295.

4) Abgedruckt in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenländ. Gesellsch. 9, 265 ff.

Trumpps Aufenthalt in Puna war zu kurz gewesen, auch trat er, als Missionsagent und Geistlicher der englischen Kirche, den Eingeborenen wohl nicht immer mit der wünschenswerten Unbefangenheit in religiösen Dingen gegenüber, so daß es ihm nicht gelang, ihnen näher zu kommen. Ganz anders Haug. Voller Begeisterung und Bewunderung für ihre alten heiligen Bücher kam er den indischen Brahmanen, den parsiſchen Deſturs und Mobeds (Priestern) entgegen. Und auch abgesehen davon scheint er ein merkwürdiges Talent gehabt zu haben, mit den Eingeborenen umzugehen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sein selbstbewußtes Auftreten schadete ihm bei diesen nicht, da sie von ihren einheimischen Gelehrten nichts anderes gewohnt waren<sup>1)</sup>. Nur so wurde es Haug möglich, seinen größten und dauerndsten Erfolg zu erreichen: einerseits der europäischen Wissenschaft und ihren Methoden in Indien Eingang zu verschaffen, andererseits eben diese europäische Wissenschaft durch die nur im vertrautesten Umgang mit den Orientalen zu erlangende genaue Kenntnis ihrer Sitten und Gebräuche zu befruchten.

Wie Haug hiebei zu Werke ging, und welche Schwierigkeiten immerhin zu überwinden waren, davon mögen die folgenden Einzelheiten einen Begriff geben.

Der Pandit (indische Gelehrte) vermeidet es im allgemeinen sorgfältig, seine heiligen Texte in Gegenwart eines Mlettscha („Barbaren“, d. h. Europäers) zu rezitieren; kann er es einmal doch nicht vermeiden, einen Spruch daraus vor einem solchen anzuführen, so macht er nach jedem Wort eine Pause, wodurch nach indischer Auffassung das heilige Fluidum entweicht und somit vor der Entweihung bewahrt bleibt<sup>2)</sup>. Haug wünschte nun sehr, die bis dahin noch keinem Europäer bekannte Vortragsweise der Brahmanen beim Rezitieren der Vedas kennen zu lernen. Wie er dies erreichte, wollen wir ihn selbst erzählen lassen<sup>3)</sup>: „Obſchon ich gleich nach meiner Ankunft in Indien mein Augenmerk auf diesen Punkt richtete, so war es mir doch lange unmöglich, einen der veda-kundigen Brahmanen, die sich nur mit der größten Zurückhaltung zum Verkehr mit mir herbeiließen, zu bewegen, mir den Veda zu lesen. Daß ich überhaupt je Gelegenheit fand, die Rezitation der Vedas von kundigen Brahmanen zu hören, verdanke ich einem besondern glücklichen Umstände. Alljährlich versammelten sich nämlich in Puna . . . 700—800 Brahmanen aus allen Teilen des Dekhan, um ihre Dakſhina, d. h. ein Stipendium, auf das sie kraft eines früher erfolgreich bestandenen Examens in den verschiedenen Zweigen des indischen Wissens Anspruch hatten, in Empfang zu nehmen. Die Mehrzahl dieser bestand immer aus sog. Bhatta's, wie die professionellen Rezitierer der Vedas heißen. Um in nähere Beziehungen zu diesen Kennern der Vedas treten zu können, ließ ich mich durch den Direktor des öffentlichen Unterrichts (Howard) zum Präsidenten dieser Stipendienverteilung ernennen, was ein nichts weniger als angenehmes Amt war. Ich hatte nämlich viele Tage mit der Prüfung der Legitimationen der Empfänger zu verbringen, bei welcher Gelegenheit ich auch Fragen über ihren Bildungsgang und ihre Studien an sie richtete. Ich fand meist sehr geringes Entgegenkommen, und namentlich die Veda-Kenner von einer ganz abergläubischen Furcht vor mir erfüllt. Nach langen Bemühen gelang es einem meiner Pandits (Lehrer, die unter Haugs Aufsicht am College tätig waren), der sehr anhänglich an mich war, zwei des Rig- und Atharva-Veda kundige Brahmanen zu bewegen, nachts in aller Stille zu mir in mein Haus zu kommen, und mir Veda-Verse zu rezitieren. Sie wurden nach und nach vertraulicher und setzten ihre Vorträge ungefähr vierzehn Tage lang fort. Ich gab mir nun viel Mühe, das kunstgerechte Rezitieren von ihnen zu lernen . . .“

Das war im Jahre 1861. Im folgenden Jahre hatte Haug einen neuen Erfolg zu verzeichnen.

In alten Zeiten, vor mehreren tausend Jahren, hatten die indischen Arier — eben die, denen die Vedas ihren Ursprung verdanken — weder Tempel noch Götterbilder, sondern sie brachten ihren Göttern nach einem sorgfältig bis ins kleinste geregelten Ritual im Freien Opfer dar. Heutzutage, wo in Indien wenigstens das Volk seine (meist scheußlichen) Götzen in Tempeln aufzustellen und zu verehren gewohnt ist, sind diese alt-vedischen Opfer ziemlich selten geworden, werden aber immerhin ab und zu noch vollzogen. Europäische Zuschauer werden jedoch davon aufs strengste ferngehalten: dem Tübinger Professor von Garbe ist es noch 1886 in Benares trotz aller Mühen nicht gelungen, zu einem solchen Opfer zugelassen zu werden<sup>4)</sup>; dagegen bot sich dem Kieler Professor Paul Deußen, der besonders gute Beziehungen zu Brahmanenkreisen hatte, 1892 in Bombay Gelegenheit, sich etwas derartiges anzusehen<sup>5)</sup>. Zu Haugs Zeit war die Sache natürlich noch weit schwieriger. „Ich hatte . . . große Mühe“, schreibt er an Prof. Brockhaus<sup>6)</sup>, „einen Ritw-idsch (Opferpriester) zu bewegen, in meiner Gegenwart die Hauptzeremonien des Agni-shtoma (ein Soma-opfer)<sup>7)</sup> zu vollziehen. So etwas einem Fremden zu zeigen, gilt bei den Brahmanen für eine entsetzliche Entweihung des Allerheiligsten. Die Zeremonien dauerten 4 Tage, während welcher ich auf einem Stuhle sitzend alles ruhig betrachten und meine Bemerkungen nieder schreiben konnte. Nur erst habe ich einen Begriff von diesen Dingen. Indes ein Opfer gesehen zu haben ist nicht zurreichend. Ich muß versuchen, noch zwei oder drei andere in

1) Val. z. B. Richard von Garbe, Indische Reiseſkizzen S. 94 f.

2) H. a. D. S. 92.

3) Ueber das Wesen und den Wert des vedischen Akzents S. 14.

4) R. von Garbe, Indische Reiseſkizzen S. 106.

5) P. Deußen, Erinnerungen an Indien S. 40 f.

6) Brief vom 9. August 1862, abgedruckt in der Zeitschr. d. Dtsch. Morgenländ. Ges. 17, 389 f.

7) Soma heißt eine Echingpflanze aus der Familie Asclepias, aus deren Saftern ein bei gewissen Opfern gebrauchter Rauschtrank bereitet wird; agni-shtoma bedeutet eigentlich „Feuer-Hymnus“.

meiner Gegenwart vollziehen zu lassen. Diese Experimente sind indes sehr teuer; und ohne sehr hohe Bezahlung ist kein Ritw-idsch zu bewegen, so etwas zu tun.“ Die Frucht dieser Studien war Haugs zweibändige Ausgabe des *Uitaraya-Brahmana* (Bombay 1863). Dieses Sanskritwerk, ein weiterschweifiger Kommentar zum Ritual des Somaopfers, war — ohne Anschauung von dem Hergang bei einem solchen Opfer — bis dahin für Europäer schlechterdings unverständlich gewesen. Erst Haug konnte es wagen, eine Erklärung des schwierigen Textes zu versuchen; und wenn ihm dabei — wie besonders der Berliner Akademiker Weber gezeigt hat — auch nicht wenige Irrtümer mit unterlaufen sind, und der Bonner Professor Aufrecht 1879 eine weit bessere Ausgabe veranstalten konnte, so bleibt unserem schwäbischen Landsmann doch für alle Zeiten das nicht geringe Verdienst, hier die Bahn gebrochen zu haben.

Wie wir soeben gesehen haben, hat bei Haugs Beziehungen zu den Brahmanen neben seinen persönlichen Eigenschaften doch auch das Geld eine Rolle gespielt. Es hatte sich eben damals in Indien ein ähnlicher Umschwung vollzogen, wie wir ihn in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erlebt haben: die Aufklärung, und in ihrem Gefolge der Materialismus hatte seinen Einzug gehalten. Dadurch waren die Preise aller materiellen Güter gewaltig gestiegen, und die Leidtragenden waren die Brahmanen, welche solche Güter nicht produzierten: da bei außerordentlich verteuertem Lebenshaltung ihre eigene dem Materiellen abgewandte Tätigkeit immer geringer honoriert wurde, so versanken sie fast allgemein in drückende Armut, die sie sogar den Wünschen der *Mletschha's*, wenn diese nur gehörig mit dem Geld in der Tasche klinkerten, gefügig machte. Haug schrieb damals an eine deutsche Zeitschrift<sup>1)</sup>: „... die Händler aller Art... kommen sehr auf. Am übelsten daran sind die Brahmanen; diese müssen fast verhungern, da sich hier kein eingeborener Fürst mehr findet, der sie für das Auswendiglernen eines der *Bedas* oder von *Panini's* Grammatik, von den Regeln der indischen Logik mit allen dazugehörigen Kommentaren und ähnliche Dinge bezahlt. Die alte Sanskritgelehrsamkeit ist leider im Aussterben begriffen, und in etwa 20 Jahren wird es fast unmöglich sein, hier irgend einen Pandit zu bekommen.“ In letzterer Hinsicht hat nun Haug doch etwas zu schwarz gesehen: es kommt glücklicherweise allemal auch wieder eine Zeit, wo der Materialismus abgewirtschaftet hat, und Pandits gibt es noch jetzt in Indien die Menge. Auf alle Fälle aber kamen jene brahmanischen Studien den wißbegierigen europäischen Gelehrten recht teuer; und es ist Haug um so höher anzurechnen, daß er noch für solche Zwecke Geld übrig hatte, als sein Gehalt, wie gesagt, anfangs ganz ungenügend war (es betrug zuerst nur  $\frac{1}{3}$  von dem seiner englischen Kollegen am College; späterhin hat ihm allerdings Direktor Howard, seinem Versprechen gemäß, wiederholt Aufbesserungen verschafft, bis er zuletzt in ganz auskömmlichen Verhältnissen lebte).

Mit dem Sanskrit und seiner Literatur hatte sich Haug in Puna ex officio zu beschäftigen. Aber es stand ihm von vornherein fest, daß der Aufenthalt in dem Land, wo die Anhänger Zoroasters vor muslimischer Bedrückung Zuflucht gefunden hatten, auch seinen iranischen Lieblingsstudien zu gute kommen müsse. Im Vorwort zum 2. Teil seiner „*Gathas*“, den Haug unveröffentlicht in Europa zurückließ, und dessen Drucklegung dann sein Freund G. W. Hermann überwacht hat, ist diesem Voratz freudiger Ausdruck gegeben. Und Haug hatte Glück. Schon am 4. Febr. 1860 konnte er aus Puna an Prof. Brockhaus schreiben<sup>2)</sup>: „... Ich habe die Bekanntschaft des Destur oder Oberpriesters der hiesigen Parsengemeinde, *Muschirwandjchi Dschamaspdjchi*, gemacht, der für einen der gelehrtesten und geschicktesten Desturs in ganz Indien gilt. Er ist gewöhnlich von einer Schaar *Mobeds* umgeben. Diese Leute sind ungenügend artig und zuvorkommend. Der Destur hat eine prächtige *Zend-, Behlewi-, Parsi-, neupersische* und *Gudscherati-Bibliothek*; sie ist weit reicher als die von Anquetil nach Paris gebrachte. Ich mache soeben Gebrauch von seiner vorzüglichen Kopie der Sanskritübersetzung des *Yasna* von *Neriosengh*. ... Er weiß den ganzen *Zendawesta* auswendig, und ebenso seine *Mobeds*. Ueber alle Fragen der Tradition gibt er bereitwilligst Auskunft; kürzlich schenkte er mir *Homa*<sup>3)</sup> und einen kleinen *Granatenzweig*, der bei der Bereitung des *Homa* zerstoßen wird, zeigte mir genau die Zubereitung desselben, gab mir die Verse an, die dabei gesprochen werden müssen u. s. w. ...“

Die Parsen sind die Nachkommen von Persern, die im Laufe des Mittelalters aus ihrem in die Gewalt der Muhammedaner gekommenen Vaterlande auswanderten, als sie dort um ihres alten zoroastriischen Glaubens willen Bedrückungen ausgeübt waren. Sie kamen zunächst nach *Gudscherat*, und von dort weiter bis herunter nach *Bombay*, wo jetzt manche unter ihnen zu großem Reichtum gelangt sind. Sie sind ein trefflicher, intelligenter Menschenschlag, und zeichnen sich namentlich auch durch Opferwilligkeit für ideale Zwecke aus. Vermutlich dem nun schon ein halbes Jahrtausend dauernden Leben in der *Diaspora* ist es zuzuschreiben, daß die indischen Parsen manche Züge (*Geschäftsfinn* u. dgl.) mit unsern europäischen Juden gemein haben<sup>4)</sup>. Zu diesen Zügen gehört wohl auch eine gewisse Beweglichkeit des Geistes, welche die Parsen für die Resultate der europäischen Forschung über ihre alte Religion verhältnismäßig leicht empfänglich machte; ja sie wußten sich sogar den Methoden der europäischen Wissenschaft anzuschmiegen und

1) Das Ausland 1864, S. 998 f.

2) Zeitschr. d. Deutsch. Morgenländ. Ges. 14, 557.

3) Das persische *Homa* entspricht lautlich und sachlich genau dem indischen *Soma*; s. o. S. 23 Anm. 7.

4) Vgl. Deussen a. a. O. S. 36, der darauf hinweist, daß Parsen und Juden auch gewisse körperliche Merkmale teilen. Deussen's Erklärung dieser Erscheinung (daß sich nämlich die Perser nach Eroberung Babyloniens gemischter semitisiert hätten) kann ich mir jedoch nicht aneignen: eher wird eine und dieselbe sowohl in Persien als in Palästina vorhandene Urvölkerung im Spiele sein.

sich den Anschein selbständiger Mitarbeit in der Iranistik zu geben, wobei freilich — ganz wie bei den jüdischen Gelehrten Europas — die orientalische Denkweise unter dem Firnis der westlichen Kultur nur zu leicht wieder hindurchschimmert.

Haug hat die vortreffliche Gelegenheit, die ihm die Berührung mit den Parsen bot, redlich benützt. Er hat so manches bisher unbekannte Werk der mittelpersischen (Pehlewi-) Literatur aus den indischen Bibliotheken ans Licht gebracht, hat auch die persische Tradition für die Avestaforschung nach Kräften herangezogen. Freilich brachte ihn das in einen wunderlichen Konflikt mit seiner wissenschaftlichen Vergangenheit auf diesem Gebiet. Er war hier, was die Methode anbelangt, bislang getreulich in den Fußstapfen seines Lehrers Roth gewandelt, der, als das Haupt der école védisante in der Iranistik, das Avesta lediglich aus sich selbst bzw. aus dem Veda, jedoch unter grundsätzlicher Nichtberücksichtigung der (in Europa damals besonders von Spiegel — vgl. oben S. 15 — hochgehaltenen) Tradition, vor allem der mittelpersischen (Pehlewi-) Uebersetzung des heiligen Buches, erklärt wissen wollte. Wenn nun Haug auf einmal auf seine durch eigene Anschauung gewonnene Kenntnis der Tradition pochte, so lag darin allerdings ein Widerspruch, der besonders seinen Gegnern<sup>1)</sup> nicht entgangen ist.

An Haugs Geldbeutel fehlten die großenteils wohlhabenden Parsen selbstverständlich keinerlei Ansprüche. Seine wissenschaftliche Belehrung war alles, was sie als Gegenwert für ihre Auskünfte dankbar annahmen. Hier hat Haug einen großen und im allgemeinen gewiß segensreichen Einfluß ausgeübt; er hat die Parsen besonders auch darauf hingewiesen, welcher Reichtum an literarischen Schätzen ihrer Hut anvertraut sei, und suchte ihnen die Wege zu weisen, wie dieselben nutzbar zu machen seien. Natürlich beschränkten sich Haugs Beziehungen zu den Parsen keineswegs auf die in Puna wohnenden, sondern dehnten sich bald besonders auch auf die große Parsengemeinde in Bombay aus. Wenn Haug den Parsen in Bombay Vorträge über ihre Religion hielt, begahlten diese für eine Eintrittskarte 5 Rupien (etwa 9 M.) die Person; bei einem einzigen Vortrag konnten so bis zu 1500 Rupien (= 2700 M.) eingehen, die Haug zur Stiftung von Stipendien für Parsistudenten verwandte. Speziell für indische Leser schrieb Haug in den ersten Jahren seines indischen Aufenthaltes seine Essays on the Sacred Language, Writings, and Religion of the Parsees (Bombay 1862), ein Buch, dessen Herausgabe die Parsen durch zahlreiche Subskription ermöglichten: reiche Mitglieder ihrer Gemeinde in Bombay wie Sir Dschamsettschi Dschidschibhoy subskribierten für sich allein auf bis zu 30 Exemplare. Das Buch hat aber auch im Abendland oft geradezu begeisternd gewirkt. „I shall never forget“, schreibt z. B. der bedeutendste Iranist Amerikas, Prof. Williams Jackson, „the inspiration I received from his [Haug's] Essays when I began to study Avestan in 1884—85“<sup>2)</sup>.

Einen Nachteil hatte jedoch die Verpflanzung europäischer Wissenschaft auf indischen Boden immerhin im Gefolge: das europäische Gelehrtengezügel wurde dabei als Parasit ebenfalls mit übertragen. Außer Haugs altem Widerpart Spiegel<sup>3)</sup> erstand ihm gerade damals ein weiterer Gegner in dem Marburger Ferdinand Justi<sup>4)</sup>, der 1864 ein Handbuch der Zendsprache herausgab, dem auch ein Wörterbuch angehängt war. Nun hatte Haug als Anhang zu seinen „Gatha's“ schon seit Jahren ebenfalls eine Zend-Grammatik und ein Zend-Glossar angekündigt; die Outline of a Grammar of the Zend Language war denn auch in den eben erwähnten Essays erschienen, aber mit dem Glossar war ihm jetzt Justi zuvorgekommen — ein Umstand, der Haug den angehenden Fachgenossen vielleicht etwas unfreundlicher empfangen ließ, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Und Haug erlebte nun das Leid, daß die Parsen in wissenschaftlichen Dingen bereits so viel Selbständigkeit besaßen, daß sie sich nicht ohne weiteres von ihm gegen seine unter den Parsen ebenfalls Abnehmer für ihre Publikationenwerbenden europäischen Konkurrenten einnehmen ließen. Die Folge war, daß damals indische Zeitungen, der Rast Gostar, die Times of India u. a., von dem Feldgelehrten: Sie Haug! Sie Spiegel und Justi! widerhallten — ein Schauspiel, das die Achtung vor der europäischen Gelehrtenwelt bei den Indern wohl nicht gerade erhöht haben wird. Immerhin: les absents ont tort — so gewann auch Haug schließlich bei den Parsen die Oberhand. Sein Ansehen stieg immer mehr, und am 27. Okt. 1864 konnte er an Prof. Brockhaus schreiben: „Es ist wirklich merkwürdig, aber buchstäblich wahr, daß ich, wenn auch nicht dem Namen nach, doch de facto die Stelle eines geistigen Oberhauptes der indischen Parsengemeinde einnehme“<sup>5)</sup>.

Freilich sollte Haug aus seinem Verhalten zu den Eingeborenen von einer andern Seite eine erbitterte Gegnerschaft erwachsen, nämlich von Seiten der christlichen Mission. Während der christliche Missionar z. B. den afrikanischen Negern gegenüber stets und unter allen Umständen der Vertreter einer höheren Kultur ist und als solcher, vom religiösen Gebiet ganz abgesehen, segensreich wirkt, ist seine Stellung in Indien weit schwieriger. Denn hier treten ihm philosophisch durchgebildete Religionsysteme gegenüber, die auch ihrerseits bereits auf eine jahrtausendlange Entwicklung zurückblicken können und nicht so leicht einfach als heidnische Torheit abzutun sind. Daher ist begreiflicher Weise den Missionaren jedes Mittel gut genug, wenn es gilt, die alten einheimischen Religionen zu diskreditieren. Wie die Fehde mit den Missionaren anfang, mag

1) Vgl. namentlich Justi, Abfertigung des Dr. M. Haug, S. 6, 12.

2) Briefliche Mitteilung an mich, d. d. 18. 3. 1909.

3) Friedrich Spiegel, geb. 11. Juli 1820 zu Kitzingen, 1849—1890 Professor f. orient. Sprachen in Erlangen. Gestorben zu München 1905.

4) Geb. 2. Juni 1837 zu Warburg in Hessen-Kassau, aus einer alten Theologen-Familie stammend; habilitierte sich daselbst 1861 und wurde 1869 Ordinarius f. vergleich. Grammatik. Er starb 1907.

5) Zeitschr. d. Dtsch. Morgenl. Ges. 19, 305.

uns Haug wieder selbst erzählen: „Von dieser [Spiegels Awesta-Uebersetzung] erschien im Jahre 1864 auf Kosten eines reichen, aber sehr orthodoxen Parsi eine englische Uebersetzung, der sich dadurch bei seinen Landsleuten in Gunst setzen und ein Verdienst um seinen Glauben erwerben wollte. Der gute Mann fand sich aber etwas enttäuscht; die sachkundigsten Priester erklärten die Uebersetzung für unzuverlässiger als die ihrigen in der Gudscheratisprache. Da sie voll sinnloser Stellen ist, so wurde das Buch von Missionaren sofort gebraucht, um die Absurdität des ganzen Zoroastrismus zu beweisen und Zoroaster selbst als einen Narren zu verschreien. Ich trat diesen auf völliger Unkenntnis der Sache beruhenden Entstellungen sofort energisch in öffentlichen Blättern entgegen, zog mir aber dadurch das Uebelwollen hauptsächlich der protestantischen Missionare zu“<sup>1)</sup>. Und so ging es dann weiter. Haug mag seiner Hochschätzung der indischen und persischen Religionsysteme gelegentlich etwas zu überschwenglichen Ausdruck gegeben haben, manche unvorsichtige Aeußerung ist wohl auch in übertriebener und entstellter Gestalt weiter getragen worden: die gebildeten Inder und Parsen, die sich die Missionare von jeher möglichst vom Leibe zu halten suchten<sup>2)</sup>, ließen sich in jenen Jahren die Gelegenheit jedenfalls nicht entgehen, den befehrungseifrigen Herrn gegenüber darauf hinzuweisen, daß auch Europäer wie Haug ihre heiligen Schriften, die Vedas, das Awesta usw., zu schätzen wissen. Die Missionare aber, wie alle Neuerer und Fortschrittsphilister besonders empfindlich, wenn jemand ihnen gegenüber das gute Recht dessen, was sie beseitigen wollen, zu verteidigen wagt, fanden Haugs Einmischung in ihre Tätigkeit natürlich im höchsten Grade taktlos, gehässig, niedrig, ja gemein, und beeilten sich, Haug in Acht und Bann zu tun. Und nach Europa drangen nun törichte Gerüchte, wie z. B., daß Haug von den reichen Parsen bestochen oder gar, daß er kein Christ mehr sei und als parsischer Oberpriester fungiere, u. dgl. mehr. An alle dem war natürlich kein wahres Wort; aber als Haug einige Jahre später für die Münchener Professur in Vorschlag kam, wurden die alten Geschichten, um ihm zu schaden, noch einmal hervorgehoben. Hätte Haug — s. die Biographische Skizze — als Provisor nicht bloß Schiller, sondern auch Platen gelesen, so hätte er in dessen „Verhängnisvoller Gabel“ einen Vers gefunden, den er bei dieser Gelegenheit vielleicht mit Nutzen beherzigt hätte:

Und die Pfaffen necke keiner, weil sie unverzöhnlich sind!

Gesundheitlich scheint Haug das Leben in Indien anfangs merkwürdig gut ertragen zu haben. Während sonst die Arbeitskraft der Europäer in den Tropen stark abnimmt, erscheint die feinige geradezu verdoppelt. Neben all seinen vielen Amtsgeschäften sehen wir ihn noch öffentliche Vorträge halten und Buch um Buch veröffentlichen, darunter allerdings manche bloß Lehrbücher für seine Studenten, manche aber doch auch rein wissenschaftliche Arbeiten von größtem Wert. Er lachte fast derer, die ihm von den Gefahren des indischen Klimas sprachen. Zum Teil mag dies auch mit seinem Wohnsitz in der über 500 m höher als Bombay gelegenen und daher verhältnismäßig gesunden Gebirgsstadt Puna zusammenhängen.

Im Winter, das bedeutet in Indien: in der kühlen, angenehmen Jahreszeit 1863/64 unternahm Haug eine Reise in die nördlich von Bombay gelegene Provinz Gudscherat, vor allem nach Ahmedabad, und zwar im Auftrag der indischen Regierung, um dort für deren Rechnung alte wertvolle Handschriften aufzukaufen. Es war das erstemal, daß die indische Regierung eine solche Expedition unterstützte, für die Haug, bei seiner Gabe, mit den Leuten umzugehen, besonders geeignet gewesen sein wird. Jedenfalls war die Regierung von dem Ergebnis so befriedigt, daß sie in der Folge noch öfter Gelehrte in dieser Weise beauftragte, besonders den Dr. Bühler<sup>3)</sup>, der seit 1863 am Gphinstone College in Bombay eine ähnliche Stellung inne hatte, wie sie Haug in Puna bekleidete. Auch für sich selbst hat Haug während seines Aufenthalts in Indien eine reichhaltige Sammlung wertvoller indischer und persischer Handschriften (im ganzen 377 Nummern) zusammengebracht, die nach seinem Tode von der Münchener Bibliothek angekauft wurde. Eine solche Reise als Regierungskommissar hatte ihre großen Annehmlichkeiten: Haug erhielt Zelte und Leute zur Bedienung gestellt, ferner wurden ihm je ein Brahmane und ein parsischer Destur als Gehilfen beigegeben. Der letztere war der junge Destur Hoshang Dschamasp, ein Bruder des Oberpriesters am Feuertempel zu Puna. Haug wußte sich in ihm einen gelehrigen und anhänglichen Schüler zu erziehen, der ihm auch aus der Ferne noch zehn Jahre lang ein treuer Mitarbeiter blieb, als Gebirg und Meer den Heimgelehrten von Indien trennten.

Schon träumte der unermüdete Gelehrte von weiteren derartigen Reisen, zunächst nach dem auf der Halbinsel Gudscherat gelegenen Eingeborenen-Staat Kathiawar, dann auch in die südlich von Puna gelegenen Gebiete, bis in die Präsidentschaft Madras hinein. Allein nichts von alledem sollte sich mehr verwirklichen: auch Haug begann nun die Wirkungen des indischen Klimas zu verspüren. Zunächst mußte er, im Jahre 1864, seine Gemahlin, die ihm schon im Mai 1860 sein erstes und einziges Kind, einen Sohn Rudolf, geschenkt hatte, eines Ueberleidens wegen in die Heimat zurückschicken. Sie nahm den Knaben mit sich, zumal dieser, wie alle Europäerkinder in Indien, aus physiologischen Gründen (u. a. wegen der unter der heißen Sonne sonst allzu früh eintretenden Pubertät) in einigen Jahren doch hätte in ein kühleres Klima gebracht werden müssen. Damals, im Juni 1864, ist, wohl aus Anlaß der zeitweiligen Trennung von

1) Ueber den gegenwärtigen Stand der Zendphilologie S. 14, Anm. 1.

2) Vgl. P. de Lagarde, *Sammita* 1, 25.

3) Georg Bühler, geb. 19. Juli 1837 zu Vorstel in Hannover, seit seiner Rückkehr aus Indien, 1880, Professor f. Sanskrit u. ind. Philol. an der Wiener Universität; er ist am 8. April 1898 im Bodensee ertrunken. S. über ihn die Schrift von J. Jolly (Straßb. 1899).

Frau Sophie, das umstehend (S. 28 oben) wiedergegebene Bild angefertigt worden, soweit mir bekannt, die erste photographische Aufnahme Haugs.

Dieser selbst scheint sich zunächst noch aufrecht gehalten zu haben: er machte zwar im Winter 1864/5 keine größere Reise, aber er besuchte wenigstens im November mit einem Freunde die etwa 220 km nordöstlich von Puna, schon im Gebiet des Nizam von Saidaarabad, gelegenen Felsen-tempel von Ellora<sup>1)</sup>. Allein der Sommer 1865 war selbst für indische Verhältnisse außergewöhnlich heiß, und Haug sah sich genötigt, sich mit seinem Schüler und Mitarbeiter, dem Destur Hoshang, während der der Regenzeit vorangehenden heißesten Monate April und Mai nach dem 70 km südwestlich von Puna im Hochgebirge (1438 m ü. d. M.) gelegenen Luftkurort Mahabaleschwar zurückziehen, wo die Temperatur im Schatten statt, wie in Puna, ca. 35° Cels. nur etwa 22° betrug. Aber trotzdem mußte er, nach Puna zurückgekehrt, am 30. Mai 1865 an die Zeitschrift „Das Ausland“ berichten, daß die Hitze ihren erschlassenden Einfluß auch auf seine sonst gute Konstitution auszuüben anfangte<sup>2)</sup>.

Dazu gesellten sich sonst noch unerquickliche Verhältnisse, die wohl mit dazu beitrugen, Haugs Kräfte vollends aufzureiben. Indien machte 1864 eine Art „Gründerzeit“ durch: die Aktien-Gesellschaften schossen wie Pilze aus dem Boden, und es wurden dabei vielfach in wenigen Tagen viele Hunderttausende verdient. Natürlich wollte nun jedermann schnell reich werden, niemand aber mehr ernstlich arbeiten: sogar Pferdeburshen und Straßenkehrer spekulierten damals in Aktien. Die Folge war eine allgemeine ganz heillose Verteuerung der Lebenshaltung, und Leute, die nicht ihre Einnahmen durch Spekulationsgeschäfte erhöhen mochten, reichten mit ihren Gehältern oft einfach nicht mehr aus. Auch Haug hat offenbar unter diesen Verhältnissen gelitten: er klagt z. B. über die hohen Kosten, als er mit seinem ganzen Haushalt (zu einem indischen Haushalt gehören immer mindestens ein Duzend Diener) in die Sommerfrische nach Mahabaleschwar übersiedeln mußte. Er hat wohl auch nicht verstanden, seinen indischen Dienstboten — die das oft sehr nötig haben sollen — gehörig auf die Finger zu sehen, und ist häufig betrogen worden. — Der Aktienchwümel hat übrigens bald ein jähes Ende genommen: noch im Jahre 1865 brach ein schauderhafter Finanzkrach herein.

Eine neue Richtung, die damals im indischen Unterrichts-wesen sich geltend machte, ging Haug auch sehr gegen den Strich: man begann die indischen Universitäten nach dem Muster von Oxford zu reformieren. Es sollte nur mehr Latein und Griechisch, und natürlich vor allem englisch getrieben werden: die einheimischen Sprachen, auch das Sanskrit, versielen der äußersten Beringschätzung, ja es schadete — wie Haug behauptet — geradezu in der Karriere, sie zu verstehen. In Bombay wurden für die jungen Brahmanen gar Colleges im Oxford-er Stil — eine Art Internate — eingerichtet, was zu äußerst komischen Situationen führte, da die indischen Studenten mit 18 Jahren bereits Weib und Kind zu haben pflegen. Haug fühlte sich, wie es nicht anders sein konnte, berufen, auch in diesem Fall für das gute Recht der einheimischen, indischen Kultur ins Zeug zu gehen: „daß ich als Deutscher diese Narrheiten und Unbilligkeiten bekämpfe, so gut ich kann, versteht sich von selbst“, schrieb er damals an „Das Ausland“ (1865 S. 287). Aber auf solche Weise bekam er natürlich die Dyonians und Anglomanen auf den Hals, und deren Gegnerschaft hat ihm wohl manchmal ernstlich zu schaffen gemacht: diese Leute hatten eben mehr Einfluß als die Missionare. Es scheint, daß sein Auftreten in jener Sache seine indische Karriere wesentlich beeinträchtigt hat: er klagte damals, daß bei Beförderungen in Indien stets nach Günst verfahren werde; er selbst aber wird sich die Günst der maßgebenden Persönlichkeiten durch sein Vorgehen schwerlich errungen haben.

Kurzum, sei es, daß er die sorgsame leibliche Pflege der Gattin vermisse, sei es, daß der beruhigende Einfluß der verständigen Gefährtin ihm fehle: die Strohwitwerschaft scheint Haug gar nicht gut bekommen zu sein. Gerade in der letzten Zeit seines indischen Aufenthalts, so lange er allein war, haben ihm, scheint's, seine Nerven öfters einen Streich gespielt, indem sie ihn die Selbstbeherrschung mehr als wünschenswert verlieren ließen. Und ehe noch zwei Jahre um waren, sehen wir ihn, im März 1866, zunächst durch ein Ueberleiden, das auch bei ihm zu seiner wohl schon länger vorhandenen Nervosität hinzugetreten sein soll, ebenfalls genötigt, das Land zu verlassen. Indes gestaltete sich Haugs Abschied von Indien doch sehr ehrenvoll. Seine Schüler vom Deccan College überreichten ihm, nebst einer Adresse, einen wertvollen, gold-durchwirkten Schal<sup>3)</sup>. Besonders aber wurden ihm seitens der Parzen zahlreiche Ehrungen und auch kostbare Geschenke (goldene Uhr nebst Kette u. a. m.) zu Teil, die er später, wie Trunpp erzählt<sup>4)</sup>, gleich Trophäen vorzuzeigen pflegte.

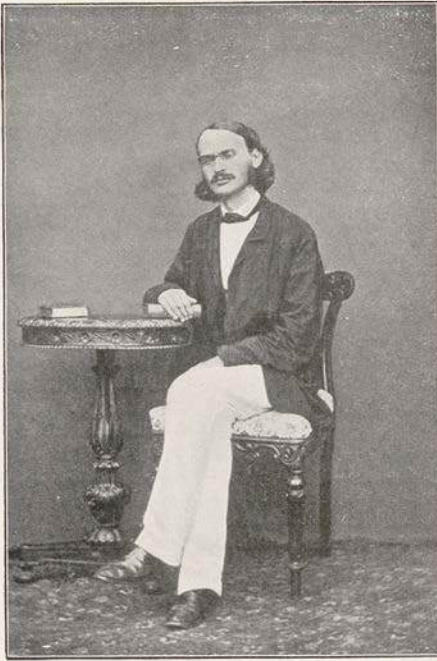
Ob Haug diesen Abschied damals als einen endgültigen betrachtet hat, wage ich nicht zu entscheiden; in späteren Jahren hat er jedenfalls von einer Rückkehr nach Indien geträumt. Aber er sollte das Land seiner Neigung nicht wiedersehen. Es ist, als ob das heimtückische Klima seine Kraft unmerklich untergraben hätte, bis er plötzlich und unvermutet zusammenbrach. Damit hatte er zugleich den Höhe- und Wendepunkt seines Lebens überschritten. Mag er später in München noch verschiedene Jahre leiblicher Gesundheit sich erfreut haben, mag sein rastloser Geist nach wie vor ganz in den Problemen seiner Wissenschaft aufgegangen sein: er war ein anderer, war alt geworden. Das spiegelt sich besonders deutlich auch in der Physiognomie wider.

1) Das Ausland 1865, S. 253 ff.

2) U. a. D., S. 751.

3) S. weiter hinten unter den „Briefen und Urkunden“.

4) In dem Nekrolog in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876, Nr. 182.



Martin Haug im 38. Lebensjahr.  
Aufgen. zu Puna in Ostindien 1864.

auf jener Reise, der junge Destur Hoſchana Dſchamaſp, hatte dann jene Handſchriften, noch unter Haugs Aufſicht, zum Druck vorbereitet, nachdem die indiſche Regierung die Herausgabe der wichtigen Urkunden auf ihre Koſten beſchloſſen hatte. Nun führte Haug in Stuttgart zunächſt einmal das Zend-Pehlevi-Gloſſar durch die Preſſe. Es wurde gedruckt in derſelben Buchdruckerei „Zu Guttenberg“, die 15 Jahre früher dem Baron Müller gehört und deſſen ſamomeſ „Einhorn“ ans Licht gebracht hatte (ſiehe oben Seite 14 f.).

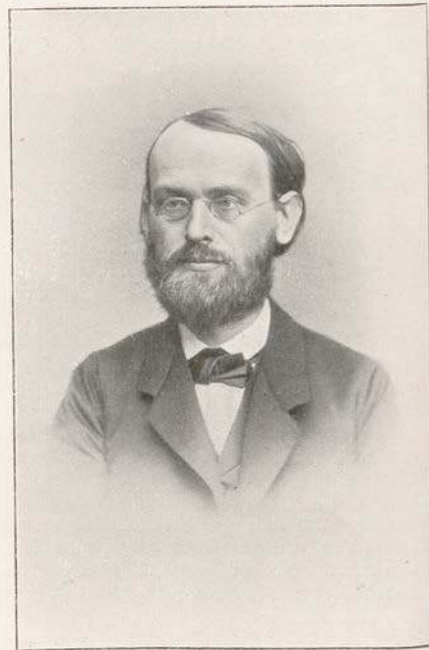
Auf Haugs Veranlaſſung ſind damals (1868) einige weitere Curioſa aus jener Druckerei hervorgegangen. Es handelte ſich dabei für ihn darum, ſeinem alten Lehrer Ewald, mit dem ihn fortgeſetzt ein pietätvolles Verhältnis verband, eine Gefälligkeit zu erweiſen. Ewald trat nämlich, nach der Annexion Hannovers durch Preußen, als eifrigſter Anwalt eben des weſſiſchen Königshauſes auf, vor dem er 1837 aus Göttingen hatte weichen müſſen — eine Haltung, die dem alten Herrn von neuem ſeine Profeſſur koſtete<sup>1)</sup>. Er ſchrieb nun, wie es ſeine Art war, Broſchüren gegen Bismarck und die preußiſche Regierung. Da aber dieſe Schriften, aus begreiflichen Gründen, in Norddeuſchland keinen Verleger fanden, ſo wandte er ſich an Haug mit dem Anſinnen, ihm einen ſolchen im Süden aufzutreiben. Dieſer hat denn

1) Ewald wurde 1867, wegen Verweigerung des Guldi-gungsſeids, von der preußiſchen Regierung entlaſſen, übrigens unter Verlaſſung ſeines Gehalts. Im Oktober 1868 wurde ihm „aus politiſchen Gründen“ auch die venia loquendi entzogen. Veranlaſſung dazu gab vor allem die Broſchüre „Lob des Königs 2c.“, die ihm auch eine Anklage wegen Majeſtätſbe-leidigung eintrug. Sein Nachfolger iſt 1869 Paul de Lagarde geworden: vgl. P. v. L., Erinnerungen aus ſeinem Leben von Anna de Lagarde S. 89 f. Seit 1869 wurde dann Ewald von den Welfen in den Reichstag gewählt, wo er, der Gelehrte von europäiſchem Ruf, nach R. v. Mohl (Lebens-Erinnerungen 2, 170) „unwillkürlich die Rolle eines Hofnarren der Verſammlung“ ſpielte. Er ſtarb am 4. Mai 1875 im 72. Lebensjahre.

Sehen wir die Bilder, die von Martin Haug vorhanden ſind, der Reihe nach durch, ſo finden wir nirgends einen ſo ſcharfen Einſchnitt, wie zwiſchen dem hier links wiedergegebenen indi-ſchen Bild von 1864 und der untenſtehenden nur zwei Jahre ſpäter, nach ſeiner Rückkehr aus Indien, angefertigten Photographie: der Unterſchied iſt ſo groß, daß man faſt an der Identität der Perſönlichkeit zweifeln möchte!

Als Haug hinauszog, hatte in Oberitalien der franzöſiſch-öſterreichiſche Krieg getobt; als er heimkehrte, kam er in den Krieg zwiſchen Preußen und den Südstaaten hinein. Im Juni 1866 war Haug in Reutlingen bei ſeiner Frau, die hier ſeit zwei Jahren in der Nähe ihrer älteren Schweſter Hanne Kaiſer lebte (Schulmeiſter Kaiſer — vgl. oben S. 14 — war ſchon 1854 von Öſter-lingen als Oberlehrer nach Reutlingen verſetzt worden). Während der Trennung von ihrem Gemahl hatte Frau Sophie dieſem wenigſtens dadurch eine Gehilfin zu ſein geſucht, daß ſie ihn durch Auszüge aus Zeiſchriften und Zeitungen über die Vorgänge daheim auf dem Laufenden hielt. Nun lebten die Wiedervereinten noch eine Zeit lang in Reutlingen, dann zogen ſie (im September 1866?) nach Stuttgart, wo ſie, bis zu ihrer Ueberſiedelung nach München, ein Quartier in der Olgaſtraße innehatten.

Als bald nahm Haug auch ſeine wiſſenſchaftliche Tätigkeit wieder auf. Er hatte auf jener Reiſe in Gudſcherat Handſchriften von Gloſſaren der Zend- und Pehlewiſprache entdeckt, die in früheren Jahrhunderten von einheimiſchen Gelehrten zuſammengestellt waren. Sein Begleiter



Prof. Martin Haug  
kurz nach ſeiner Rückkehr aus Indien.

auch Ewalds Streitschriften: „Ueber seine zweite Amtssetzung an der Universität Göttingen“ und „Lob des Königs und des Volkes. An die Preußen“ in Stuttgart bei Carl Grüniger untergebracht. (S. weiter hinten die hierauf bezüglichen Briefe Ewalds an Haug, die ein interessantes Streiflicht auf die Stimmung jener Tage werfen.)

Haug bezog von der indischen Regierung keine Pension: er hatte wohl, bei seiner Unerfahrenheit und Sorglosigkeit in diesen Dingen, versäumt, sich eine solche zu sichern. Denn wenn man bedenkt, daß Haugs Nachfolger Kielhorn<sup>1)</sup>, der ja allerdings doppelt so lang (1866 bis 1881) in Puna ausgehalten hat, später als Professor in Göttingen eine Pension aus Indien bezog, die sein Göttinger Professorengeloh weit überstieg, so sollte man denken, daß Haug für seine 7 Dienstjahre doch auch etwas gehört hätte. Freilich scheint es damals bei der indischen Regierung ziemlich strikte Regel gewesen zu sein, erst nach 15 Dienstjahren eine Pension zu bewilligen<sup>2)</sup>. So war er nun auf die Ersparnisse, die er in Indien allerdings gemacht hatte (oder sollte er anno 1864 auch ein Bißchen spekuliert haben?), und auf das wohl vorhandene, aber schwerlich bedeutende Vermögen seiner Frau angewiesen: zum Leben reichte das, mochte die Familie auch klein sein, auf die Dauer kaum. Haug verdiente zwar damals einiges Geld durch Korrespondenzen für die Allgem. Ztg.; aber trotzdem hatte er wohl allen Anlaß, sich nach einer Lebensstellung mit sicherem Einkommen umzusehen.

In erster Linie kam da natürlich eine Professur an einer deutschen Universität in Betracht; und auf eine solche scheinen sich ihm auch bald Aussichten geboten zu haben; denn Indologen, die das Land ihrer Neigung aus eigener Anschauung kannten, waren damals noch seltener und ebendeshalb gesuchter als heutzutage. Von einer Seite wird mir, allerdings mit Vorbehalt, angegeben, daß damals für Haug auch ein Ruf nach Berlin in Frage kam; doch ist mir dies, so kurz nach 1866, wenig wahrscheinlich. Dagegen wird, als im Winter 1867/8 in München die Errichtung einer neuen Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft geplant wurde, Haug als Süddeutscher, wiederum zunächst aus politischen Gründen, von vornherein beträchtliche Chancen gehabt haben. Auch saß in der Münchner Fakultät sein Freund aus der Bonner Zeit, der Archäolog Heinrich Brunn; ferner Marcus Joseph Müller<sup>3)</sup>, der sich damals wohl ganz auf die Semitistik zurückgezogen hatte, aber als einer der ersten Pioniere auf dem Gebiet der Pehlewi-Forschung<sup>4)</sup> für den Pehlewi-Kenner Haug sicherlich viel übrig hatte. Es wurde denn auch Haug in erster Linie für den neuen Lehrstuhl in Aussicht genommen und wegen der Ueberrahme desselben mit ihm verhandelt. Indessen rührten sich auch seine Gegner — und ihrer waren bei seiner fortwährenden Polemik nicht wenige —, indem sie z. B. einen gegen ihn gerichteten Schmähartikel „vom Neckar“ in eine ultramontane bayrische Zeitung lancierten. Trotzdem führten die Verhandlungen zum Ziele, und mit dem Sommersemester 1868 begann Haug seine Lehrtätigkeit in der bayrischen Hauptstadt.

Die Machinationen gegen seine Berufung nach München scheinen die nervöse Ueberreizung, die Haug von Indien mitgebracht hatte, vollends aufs äußerste gesteigert zu haben. Und so finden wir ihn gerade im Jahr 1868 in eine Reihe von literarischen Fehden verwickelt, die ihm notwendig das Leben verbittern mußten. Als seine Hauptgegner figurieren dabei wieder seine alten Konkurrenten: Spiegel, und namentlich der jüngere und feurigere Justi.

Die Vorgeschichte war folgende. In dem 1867 erschienenen Zend-Pahlavi-Glossary (s. vor. Seite) hatte sich Destur Hoshang Dschamasp ziemlich absprechend über Spiegel und Justi geäußert, wobei die Vermutung nahe lag, daß dieses Kuckucksei dem harmlosen Destur von seinem Mitarbeiter und früheren Lehrer Haug in's Nest gelegt worden sei, um der europäischen Gelehrtenwelt einen Begriff zu geben von der weitgehenden Geringschätzung, deren sich die genannten Franzisten bei den Parsi's erfreuten. Darauf reagierte zunächst Justi mit einer Rezension jenes Buches in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (22, 345 ff.). Ferner aber wandten sich die Angegriffenen nach Indien selbst; und im Februar 1868 erschien jetzt in der (in Gudscherati-Sprache geschriebenen) Parsen-Zeitschrift Dscharatofschti Abhias ein Artikel eines Herrn Cama, worin besonders Spiegel aus allen Registern gelobt, dem armen Destur aber (und damit indirekt auch seinem Hintermann Haug) tüchtig der Kopf gewaschen wurde<sup>5)</sup>. Haug replizierte darauf in der Times of India (13. Mai 1868); aber nun stellte sich noch ein anderes Parsiblatt, der Rast Gostar, auf die Seite seiner Gegner.

Im Ganzen kann man sagen, daß Haug in dieser Angelegenheit, zunächst einmal vor dem indischen Forum, nicht gerade glänzend abschnitt. In Deutschland ließ er nun, schon von München aus, ein Pamphlet erscheinen: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Zend-philologie, mit besonderer Rücksicht auf Ferdinand Justi's sogen. altbaktrisches Wörterbuch“ (Stuttgart, Carl Grüniger, 1868). In dieses Büchlein ergoß Haug alle Bitterkeit, die er gegen seine Fachgenossen, z. B. auch gegen Roth<sup>6)</sup>, auf dem Herzen hatte. Jetzt aber setzte Justi noch

1) Lorenz Franz Kielhorn, geb. 31. Mai 1840 zu Osnaabück, wurde nach seiner Rückkehr aus Indien Professor an der Universität Göttingen, wo er am 19. März 1908 gestorben ist.

2) Vgl. das Ausland 1865 S. 287.

3) Geb. 3. Juni 1809 zu Kempten, 1839 Extraordinarius, seit 1847 Ordinarius für die „nichtbiblische orientalische Literatur“ in München, 1852–1870 Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse der Bayr. Akademie der Wissenschaften. Er starb am 28. März 1874. Einige interessante Nachrichten über diesen Gelehrten bei Graf Schach, Ein halbes Jahrhundert 1, 338 ff.

4) Er veröffentlichte schon 1839 im Journal Asiatique einen Essai sur la langue pehlie.

5) S. den hinten abgedruckten sehr interessanten Begleitbrief des Desturs, mit dem er die betreffende Nummer der Dscharatofschti Abhias an Haug schickte.

6) Ein Neffe Haugs, stud. theol. Eugen Gotthold Gaiser, hörte dazumal in Tübingen bei Roth ein Kolleg über Religionsgeschichte; obgleich nun Roth von den Beziehungen seines Vaters zu Haug gewußt haben

im gleichen Jahre auf den groben Klotz einen noch gröberen Keil in Gestalt einer „Abfertigung des Dr. Martin Haug.“ Dem Motto: *contra impudentem stulta est nimia ingenutias* entspricht auch der Inhalt von a bis z. Da steht z. B. gleich auf der zweiten Seite zu lesen, daß „Herr Haug als ein zwar talentvoller Autodidakt, aber auch als höchst reizbarer, zankfüchtiger Mensch und oberflächlicher Forscher unter allen Fachgenossen zur Genüge bekannt und verrufen ist, der den allgemeinen Unwillen der Orientalisten über sein grobes Benehmen und seinen grenzenlosen Dünkel in einem Grade erregt hat und fort und fort erregt, daß ihn diese Eigenschaften bei weitem mehr berüchtigt gemacht haben, als seine von Flüchtigkeiten, Inkonssequenzen und Fehlern aller Art strohenden Schriften.“ Und in diesem Stil geht es 64 Seiten lang fort. Natürlich geht eine Charakteristik, wie die soeben mitgeteilte, viel zu weit, und auch sonst schießt Justi wohl da und dort über's Ziel hinaus. Aber man muß doch leider zugeben, daß mancherlei an dem, was Justi seinem Gegner vorwirft, nicht so ganz unbegründet ist, und besonders, daß Haug ihn provoziert hatte.



**Ostdorfer Idyll:**  
zwei streitende „Güler“ (Gähne).

Dies alles ist wenig erfreulich; aber man hat, um Haug gerecht zu beurteilen, nicht nur seine zeitweilige nervöse Ueberreizung, sondern besonders auch seinen gesamten Lebensgang in Betracht zu ziehen: dann finden manche Schattenseiten seines Charakters ihre Erklärung.

Bis er zu Stuttgart das Gymnasium bezog, d. h. also bis in sein 22. Lebensjahr hinein, war Haug kaum mit andern Menschen in Berührung gekommen als mit solchen, die er geistig überragte. Es erscheint begreiflich, daß sein Selbstgefühl durch diesen Umstand eine übermäßige Steigerung erfuhr, daß er den richtigen Maßstab zur Beurteilung seiner eigenen Fähigkeiten verlor und sich auch dann nicht mehr ganz zurechtfinden konnte, als ihn sein Lebensweg mit ebenbürtigen und überlegenen Geistern zusammenführte. — Daneben aber hat Haug gewiß von Jugend auf viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen müssen. Schon der Ostdorfer Dorfklatsch wird dem Buben, der anders sein wollte als die übrigen und nicht „mit der Herde ging“, oft übel mitgespielt haben. Und den „überspannten Provvisor“ hat man späterhin gewiß oft und viel belächelt. Auch auf der Universität, wo Haug kaum irgend einer „Verbindung“ angehört haben dürfte, hat er wohl eben deshalb manches zu leiden gehabt. Dann kam die Behandlung durch Roth; und auch in Bonn und Heidelberg hat man schwerlich verfehlt, den Schwaben gelegentlich zu hänseln. Belege für das alles wird der aufmerksame Leser in dem bisherigen Bericht über Haugs Schicksale da und dort angedeutet finden. Daß der oft schwer um seine Existenz ringende Bauernsohn, während er dabei noch stets gegen derartige Anrempelungen auf der Wacht sein mußte, sich allmählich einen gereizten, ja groben Ton angewöhnt hat, darf uns da billigerweise nicht in Erstaunen setzen; und wir dürfen unter jolanen Umständen wegen mancher befremdenden Schroffheit mit ihm nicht allzu streng in's Gericht gehen<sup>1)</sup>. Nimmt man noch den entnervenden Einfluß des indischen Klimas hinzu, so ist es wahrlich kein Wunder, wenn der vielgeprüfte Mann gelegentlich die Selbstbeherrschung verlor und in seinen Ausfällen zu weit ging.

Bei seinen Zeitgenossen, welche die Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, nicht näher kannten, hat sich Haug durch sein schroffes Wesen begreiflicherweise viele Sympathien verschert. Hierfür nur ein paar Beispiele.

Seinem Freund Kamphausen, der ihm (s. o. S. 22) während der letzten Wochen in Bonn Obdach gewährt hatte, schrieb Haug, kaum in Puna angekommen, einen Brief, worin er, auf Kosten der deutschen Regierungen, die einen Mann wie ihn haben ins Ausland ziehen lassen, die englische herausstrich — dieselbe englische Regierung übrigens, die für den deutschen Gelehrten ein Drittel des Gehalts seiner englischen Kollegen für genügend erachtete! Kamphausen widersprach; und nun erfolgte aus Indien der Bescheid: er (Haug) bekäme jetzt so viele neue Freunde, daß er welche von den alten abtun müsse. Daß damit der Briefwechsel ein jähes Ende fand, läßt sich denken.

Der Berliner Akademiker Albrecht Weber hatte im 9. Bande seiner Indischen Studien eine Rezension von Haug's Ausgabe des *Uitareya Brahmans* veröffentlicht, worin zwar viele und schwere Irrtümer Haugs gerügt, die Gebote der Höflichkeit aber sonst durchaus nicht verletzt waren. Weber hatte diesen Band nach Indien an Haug gesandt, der aber inzwischen zurückgekehrt, ihn erst in Stuttgart erhielt. Haug schickte das Buch umgehend an Weber zurück, mit der Bemerkung: „Diese Schreibung ist für mich völlig zwecklos; ich habe sie gar nicht gelesen. Sie folgt hiemit zurück mit der Bitte, mich mit der Zusendung invidioser Ergüsse dieser Art zu verschonen.“ Weber hat diese Zeilen — gewiß die würdigste Antwort — ohne weitere Bemerkung im folgenden Band seiner „Studien“ als „Quittung“ zum Abdruck gebracht.

1) Soll, hielt er doch für passend, bei Gelegenheit vom Katheder aus auf Haug zu sticheln: hierauf bezieht sich z. B. die Stelle in Haugs „Zendphilologie“ S. 14 Anm. 1.

2) Paul de Lagarde, dessen Lebensgang in mancher Hinsicht eine gewisse Ähnlichkeit mit demjenigen Haugs aufweist, sagt einmal (Mitteil. 4, 188) von sich: „Ich habe ohne Leitung meinen Pfad finden müssen, und trage die Schmarren der Dornen, die mich verfehrt, im Gesichte, die Schwielen der Urwaldsagt an den Händen; ich werde Niemandem vorwerfen, der ein Pionier ist, daß er nicht wie ein *maitre-do plaisir* aussieht.“ Das muß auch Haug zu gute kommen.

Doch es wird Zeit, daß wir uns Haugs Wirksamkeit in München zuwenden. Diese kann im ganzen als eine sehr erfolgreiche bezeichnet werden. Bald begann sich ein stattlicher Kreis wißbegieriger Schüler, auch aus dem Auslande, um Haug zu scharen; und er hat es offenbar verstanden, diese durch seinen Idealismus mit sich fort zu reißen. Selbst für seinen Gegenstand begeistert, mußte er diese Begeisterung auch andern einflößen. Besonders wird gerühmt, daß er seinen Schülern stets auch außerhalb der Kollegien zugänglich war, und ihnen im persönlichen Verkehr eigentlich noch mehr bot als auf dem Katheder. Von seinen Münchner Schülern können hier natürlich nur einzelne genannt werden. Zu diesen gehörte seit Herbst 1868 auch ein junger Student, der inzwischen zu einer der meistgenannten und einflußreichsten Persönlichkeiten Bayerns geworden ist: Georg Orterer, jetzt Oberstudienrat und Präsident des bayerischen Abgeordnetenhauses<sup>1)</sup>. Da dieser zugleich Haugs Sohn Rudolf Unterricht erteilte, so hat er viel bei ihm im Hause verkehrt und jahrelang an seinem Tisch gesessen. Die treue, pietätvolle Anhänglichkeit an seinen einstigen Lehrer und dessen Familie, die Dr. v. Orterer noch in allerletzter Zeit betätigt hat und die ihm selbst nicht weniger als Haug zur Ehre gereicht, beweist, wie nachhaltig dieser letztere auch auf solche Hörer zu wirken verstand, die ihr Lebensweg schließlich in anderer Richtung geführt hat. — Von Schülern, die später beim Fache geblieben sind, seien aus der früheren Münchener Zeit hier erwähnt Heinrich Hübschmann<sup>2)</sup>, Julius Jolly<sup>3)</sup> und der Belgier Ph. Colinet<sup>4)</sup>, aus späteren Jahren Adalbert Bezzenberger<sup>5)</sup>, Alfred Gillebrandt<sup>6)</sup>, der Spanier F. Garcia Ayuso<sup>7)</sup> und der Cyprier L. Myriantheus<sup>8)</sup>. Haugs letzter und jüngster Schüler wird ein Primaner des Münchener Maximilians-Gymnasiums gewesen sein, dem Haug 1874—1876 privatim linguistischen Unterricht, besonders im Chinesischen, erteilte: Karl Bezdold<sup>9)</sup>, der sich später hauptsächlich der Assyriologie zugewandt hat. Wir sehen daraus nebenbei, daß Haug auch das entlegene, ostasiatische Gebiet der Orientalistik bis an sein Lebensende kultivierte.

Man darf allerdings nicht vergessen, daß Haug, so ausgedehnt sein Wissen sein mochte, doch auch wieder in gewisser Hinsicht recht einseitig war; seine Interessen waren auf Linguistik und Geschichte im weitesten Sinn beschränkt, das Aesthetisch-Literarische lag ihm nicht; daher hat er auch im Neupersischen, wo die poetische Literatur die Hauptsache ist, weder als Lehrer noch als Gelehrter Erfolge aufzuweisen gehabt, ja er soll sich gegen den schöngeistig gerichteten Hermann Ethé, der sich dazumal in München habilitierte, geradegu ablehnend verhalten haben. In dasselbe Kapitel gehört die von seinem Schüler Ayuso als besondere Merkwürdigkeit erwähnte Tatsache, daß Haug in seinem ganzen Leben höchstens ein paar Mal im Theater gewesen ist<sup>10)</sup>. Es lag das wohl teilweise an dem Milieu, in dem er aufgewachsen ist. Daneben werden wir bei Haug auch einen gewissen Hang zum Fachsimpeln voraussetzen dürfen: er lebte und webte eben ganz in seiner Wissenschaft, ja er verzehrte sich in ihrem Dienst. Er bot wohl das typische Bild des gelehrten Professors, wie er in den Witblättern figurirt: wie oft er seinen Regenschirm stehen ließ und seine Brille verlegte, darüber schweigt die Geschichte; aber eine andere Anekdote, die allerdings vor die Münchener Zeit fällt, mag hier ihren Platz finden: Einst war Haug bei Onkel Speidel in Gochsen zu Besuch, und vertiefte sich mit dem würdigen Pfarrherrn in ein religionsgeschichtliches Gespräch. Auf dem Tisch stand eine Schale mit Konfekt, und Haug, der im Sprechen hin und her ging, nahm sich öfter, wenn er an dem Tische vorbeikam, ein Stück davon, und schob es „im tauben Dicht“ in den Mund. Aber etwas ließ er doch übrig, und späterhin bot man ihm wieder davon an. Unser Professor aber wies die Schale jetzt voll Abscheu zurück: solche Sachen esse er nie!

Nichts desto weniger hat sich Haug rasch eine geachtete und einflußreiche Stellung in der bayerischen Hauptstadt geschaffen. Er war Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften; auch gehörte er zur „Gesellschaft der Zwanglosen“, welche die geistige Aristokratie Münchens in sich vereinigte. Selbst ein bayrischer Orden (das Ritterkreuz I. Kl. des H. Michael) stellte sich mit der Zeit bei ihm ein. Bei alledem scheint er indes auch das, was man, besonders außerhalb Schwabens, als spezifisch schwäbisch-biederer Wesen ansieht und gern hat, gelegentlich herausgehört zu haben. Auch das Schwäbeln hat er wohl damals noch so gut wie seinerzeit in Bonn verstanden, überhaupt immer eine gewisse Vorliebe für sein Heimatland bewahrt. Ist er doch auch Jahr für Jahr mit Weib und Kind in Ostdorf aufgetaucht, und hat die Beziehungen zu seinen dortigen Verwandten nie einschlafen lassen. Nicht in letzter Linie dem Einfluß Haugs hatte sein Freund und Landsmann Trumpp<sup>11)</sup>, der nach seiner endgültigen Rückkehr aus Indien und vorüber-

1) Georg Ritter v. Orterer, geb. 30. Okt. 1849 zu Wörth, seit 1902 Gymnasialdirektor in München.

2) Geb. 1. Juli 1848 zu Erfurt, habilitierte sich 1875 in Leipzig, seit 1877 Ordinarius für vergl. Sprachwissenschaft in Straßburg. Ueber ihn vgl. F. d. Lagarde, *Symmicta* 2, 108 ff.; Aus d. Dtsch. Gelehrtenleben 88 ff.

3) Geb. 28. Dez. 1840 zu Heidelberg, habilitierte sich 1872 in Würzburg, seit 1886 daselbst Ordinarius f. Sanscrit u. vergl. Sprachwissenschaft.

4) Jetzt Professor f. Sanscrit, Pali u. altdeutsche Sprachen a. d. Universität Löwen.

5) Geb. 14. April 1851 zu Kassel, habilitierte sich 1874 in Göttingen, seit 1879 Professor f. Sanscr. u. vergl. Sprachwissenschaft zu Königsberg.

6) Geb. 15. März 1853 zu Großnählich b. Breslau, habilitierte sich daselbst 1877, seit 1888 ebendaf. Ordinarius f. Sanscr. u. vergl. Sprachforschung; zugleich Mitglied d. preuß. Herrenhauses als Vertreter der Universität.

7) Verfasser des Buches: Iran, o del Indo al Tigris. Description geogr. de los países Iranios, Afghanistan, Beluchistan, Persia y Armenia. Madrid 1876.

8) Schrieb über: Die Aemins oder arischen Dioskuren. München 1876. Vgl. F. de Lagarde, *Symmicta* 2, 29.

9) Ernst Christian Karl Bezdold, geb. 18. Mai 1859 zu Donauwörth, habilitierte sich 1883 in München, war 1888—1893 am British Museum in London angestellt, seit 1894 Ordinarius in Heidelberg.

10) *Revista de Espana* 54, 491.

11) Ernst Trumpp, geb. 13. März 1828. Im übrigen vgl. oben S. 22 f. Auch hier war es wieder Roth, der den Fachgenossen und — Konkurrenten in Tübingen nicht auskommen ließ. Es hat allerdings den Anschein, als ob Trumpp, wenigstens für das Fach, das er in München vertreten sollte (semitische Sprachen), nicht

gehender Tätigkeit im württembergischen Kirchendienst sich in Tübingen habilitiert hatte, hier aber nicht vorwärts kommen konnte, seine Berufung nach München auf den Lehrstuhl des 1874 gestorbenen Marcus Joseph Müller zu verdanken.

Wenden wir uns nun noch Haugs literarischer Tätigkeit während der letzten 8 Jahre seines Lebens zu. Die Polemik hatte mit Justi's Streitschrift ihren Höhepunkt erreicht, und begann von da an rasch abzuflauen. Haug gab in München zunächst, noch im Auftrag der indischen Regierung, zwei weitere Pehlwi-Werke heraus, und zwar in derselben Weise, wie das 1867 erschienene Zand-Pahlavi Glossary: Destur Hoshang Dschamasp bereite in Indien den Text vor, worauf ihn Haug in München revidierte und in Stuttgart in der Druckerei zu Gutenberg drucken ließ. Die Mitarbeit des wackeren Parsi, so nützlich, ja unentbehrlich sie an sich sein mochte, brachte indes doch Haug auch wieder in eine schwierige Situation: während der Destur beständig seine Autorrechte reklamierte, und gegen dies und das, was Haug vom Standpunkt der europäischen Wissenschaft aus für nötig hielt, im Interesse seines Renommées bei seinen indischen Landsleuten Vermahnung einlegte<sup>1)</sup>, während daneben auch die Haug feindliche europäische Kritik gelegentlich die Arbeit des Desturs geradezu für das einzig Gute an den ganzen Büchern erklärte, wollte die Mehrzahl der europäischen Rezensenten hinwiederum überhaupt nur Haugs Arbeit ernst nehmen und „den mehr anspruchsvollen Dilettantismus des Destur Hoshangschis seinem Schicksal überlassen“<sup>2)</sup>. Es wird oft nicht ganz leicht für Haug gewesen sein, sich zwischen den einander widersprechenden Forderungen hindurchzuwinden und den richtigen Mittelweg einzuschlagen. — Uebrigens hatte sich Haug bei der Herausgabe der Pehlwi-Bücher von Anfang an auch der Mitwirkung eines europäischen Gehilfen zu erfreuen, des Dr. E. W. West. Dieser Engländer war, nachdem er 21 Jahre, zuletzt als Chef-Ingenieur der Eisenbahn-Direktion Bombay, in Indien zugebracht hatte, durch Haug für die Wissenschaft, speziell für die Pehlwi-Forschung gewonnen worden. Er kam nach Deutschland, brachte z. B. den Winter 1866/7 mit Haug in Stuttgart zu und ließ sich später für längere Zeit in München nieder. Reich und unabhängig, hat West den ganzen Rest seines Lebens (er ist erst vor einigen Jahren in London gestorben) dem Pehlwi gewidmet, hat auf diesem Gebiet seinen Meister später weit überflügelt, und hat lange Zeit mit Recht für den besten lebenden Kenner der schwierigen Sprache gegolten<sup>3)</sup>. — Die Pehlwi-Werke, die Haug, von den genannten beiden Mitarbeitern unterstützt, während seiner Münchener Zeit bearbeitet und herausgegeben hat, sind das Pahlavi-Pazand Glossary (1870) und eine ins Gebiet der Wisons-Literatur gehörige, in mancher Hinsicht an die Göttliche Komödie erinnernde Schrift: The book of Arda Viraf (1872) nebst Glossar und Index zu letzterem Werk (1874).

Diese Text-Editionen, im ganzen vielleicht das wichtigste, was Haug überhaupt publiziert hat, bildeten gewissermaßen einen Ausläufer seiner indischen Tätigkeit. Daneben hat er dann, entsprechend seinem neuen Wirkungskreis, in den Schriften der bayrischen Akademie der Wissenschaften eine stattliche Reihe von Abhandlungen erscheinen lassen. Auch hat er seit 1866 zahlreiche wissenschaftliche Korrespondenzen und Bücheranzeigen für die Beilage zur Allgemeinen Zeitung geliefert.

Im Herbst 1871 reiste Haug zusammen mit Dr. West nach Kopenhagen, um ein dort verwahrtes sehr altes und wertvolles Manuskript des Arda Viraf einzusehen, das der dänische Sprachforscher Rask seinerzeit aus Indien mitgebracht hatte. Bei dieser Gelegenheit hat er wohl auch seinem alten Lehrer Ewald in Göttingen einen Besuch abgestattet.

Im Jahre 1874 ging Haug mit seinem neuen Kollegen Trumpp als Vertreter der bayrischen Regierung zum II. Internationalen Orientalisten-Kongress nach London. Vor der arischen Sektion dieses Kongresses hielt er am Nachmittag des 17. September in den Räumen der Royal Institution einen Vortrag On the Interpretation of the Veda. Viele seiner Fachgenossen haben ihn wohl in jenen Tagen zum letzten Mal gesehen — einige, wie z. B. Th. Nöldeke, zugleich zum ersten Male. (Damals ist auch noch eine sehr gute Photographie von Haug aufgenommen worden, die in einer künftigen Biographie nicht wird fehlen dürfen.) — Bei dem Bankett, das der Lord Mayor von London zum Schluß, am 19. September, dem Kongress zu Ehren gab, hielt u. a. Sir Henry Rawlinson eine Ansprache, in der er ausführte, die Orientalisten, dieses genus irritabile, werden jetzt, da sie ihre wissenschaftlichen Gegner persönlich kennen gelernt, gefunden haben, daß dieselben doch auch Menschen und Gentlemen seien, und gab der Hoffnung Ausdruck, sie werden nunmehr, da sie mit einander an einem und demselben gastlichen Tische gesessen, in ihren künftigen Kontroversen adopt to each other a more kindly tone.

Bei Haug schien das in der Tat zutreffen: seine Polemik, die schon seit 1868 an Schärfe merklich verloren hatte, ist von da an noch milder geworden; er hatte wohl auch nicht mehr Zeit, so viel nach rechts und links zu schauen und zu hauen: der unermüdbliche Arbeiter mußte sich eilen, die Ernte unter Dach zu bringen, die ihm jetzt aus den Mühen seiner sieben indischen Jahre so überreich heranreifte.

Es war höchste Zeit dazu: Haugs Lebenskraft schien sich rasch vollends zu erschöpfen. Die nervöse Aufregtheit, die er von Indien mitgebracht hatte, wollte nicht mehr von ihm weichen, ja sie wurde durch seine rastlose Tätigkeit noch gesteigert: Erholung und die Land-

so ganz geeignet gewesen wäre. Auch Haug selbst soll den Mißgriff in den 2 Jahren, die er mit Trumpp zusammenwirkte, noch erkannt haben, was angeblich gegen Ende seines Lebens zu einer Trübung seines Verhältnisses zu Trumpp geführt hätte. Dieser letztere ist erst 1885 gestorben.

1) Hoshang wünschte vor allem den Anschein zu vermeiden, als ob er ohne Haugs Nachhilfe überhaupt nicht selbständig wissenschaftlich arbeiten könne — und dabei konnte er wenigstens 1867 noch keinen englischen Satz ordentlich stilisieren: vgl. seine hinten abgedruckten Briefe.

2) E. E. Sachau in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenländ. Gesellsch. 24, 713.

3) Th. Nöldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte S. 154 ff. 4.

küßigen Vergnügungen kannte er kaum. Noch andere Leiden kamen hinzu. Schon bald nach seiner Rückkehr aus Indien begannen ihn Balggeschwülste am Kopf zu befallen; der Keim dazu muß von Geburt an in ihm gelegen haben, da auch seine Schwester noch jetzt von demselben Uebel heimgesucht ist. Haug ließ sich operieren; aber die Wunden wollten nicht recht verheilen; es blieben stets empfindliche Stellen am Kopfe zurück.

Im August 1875 brach Haug erstmals völlig zusammen. Er ging nach der Schweiz, ohne indes wesentliche Bänderung für seine Leiden zu finden. Den Winter brachte er, unter abwechselnder Besserung und Verschlimmerung seines Zustandes, zu Hause in München zu, begann sogar zeitweise wieder zu lesen; am 4. Dezember trug er letztmals in der Akademie vor: über vedische Rätselsfragen und Rätselsprüche. Für das Sommersemester 1876 hatte Haug noch Vorlesungen über Sakuntala und Atharva-Veda angekündigt. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen: sein Tag ging zur Neige. Ende Mai 1876 reiste er abermals nach der Schweiz; er suchte Bänderung in den Bädern von Ragaz, wo er sich noch einige Tage verhältnismäßig wohl fühlte. Da machte am Samstag den 3. Juni Mittags ein Schlaganfall unerwartet seinem Dasein ein Ende. Auf dem Friedhof jenes Kurortes, wo auch der Philosoph Schelling seine letzte Ruhestätte gefunden hat, liegt Ostdorfs größter Sohn begraben.

An der Bahre des so früh Vollendeten (er ist nicht ganz 50 Jahre alt geworden) trauerte seine Gemahlin mit ihrem 16jährigen einzigen Sohn Rudolf. Die Familie blieb in München wohnen; Rudolf Haug, der bald nach des Vaters Tode die Universität bezog, hat sich dem Studium der Medizin zugewandt. Er widmete sich speziell der Ohrenheilkunde, habilitierte sich 1889 für dieses Fach an der Münchener Hochschule, und wurde dort im Jahre 1901 zum Professor ernannt. Am 13. Mai 1896 starb, in ihrem 77. Lebensjahre, seine Mutter, Frau Sophie. Diese hatte schon 1886 ein 11jähriges Mädchen, eine Doppelwaise, in ihr Haus aufgenommen, und sie in Gemeinschaft mit deren Tante, die ihr schon länger als Stütze diente, erzogen. Mit dieser jungen Dame, die ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, bei der Anfertigung von Präparaten u. dergl., bereits früher eine nützliche Gehilfin gewesen war, verlobte und verheiratete sich nun der sonst ganz alleinlebende nahezu 40jährige Privatdozent. Die sehr glückliche Ehe ist leider kinderlos geblieben. Rudolf Haug aber, der seiner Geburt in den Tropen ebenfalls ein Leberleiden verdankte, fing bald an zu kränkeln; und während sein Großvater (Saß-Marte mit 53<sup>1)</sup>, sein Vater mit nicht ganz 50 Jahren in's Grab gesunken ist, hat ihn selbst nun, am 14. April 1909, ein tragisches Geschick hinweggerafft, noch ehe er sein 49. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Damit ist Martin Haugs Geschlecht erloschen. . . . .

Nunmehr bleibt uns noch übrig, zu fragen, welche Stelle Martin Haug in der Geschichte seiner Wissenschaft einnimmt? ob er unsere Erkenntnis auf den Gebieten, auf denen er tätig war, erheblich gefördert hat? ob seine Werte dauernden Wert behalten werden?

Darauf ist zunächst in der Kürze zu antworten: Martin Haug hat vor allem segensreich gewirkt durch die Anregung, die er nach so vielen Seiten zu geben mußte; er hat aber auch, so manches Mal er daneben in der Irre ging, die positive Erkenntnis nicht unwesentlich gefördert. Seine Schriften freilich, und zwar gerade die, welche einst die wichtigsten gewesen sind, werden in absehbarer Zeit — teilweise schon heute — nur noch historischen Wert haben.

Im Konversationslexikon und von solchen, die ihre Weisheit dorthin beziehen, wird Haug in der Regel als Sanskritist bezeichnet, wohl weil sein Lehrauftrag in München (und auch schon in Bonn und Puna) auf diese Sprache lautete. Aber was Haug, der ja gewiß ein trefflicher Kenner und Lehrer des Sanskrit war und der auch auf diesem Gebiete, wie wir bereits (s. o. S. 23 f.) gesehen haben, nach gewissen Richtungen hin bahnbrechend wirkte, hier geleistet hat, tritt doch weit in den Hintergrund gegenüber seiner Tätigkeit auf dem Felde der iranischen Philologie.

Schon daß er der erste war, der sich ernsthaft an den schwierigsten Teil des Awesta, die Gathas, gewagt hat, ist kein so ganz kleines Verdienst, so sehr jetzt auch seine Uebersetzungen und Erklärungen überholt sein mögen. Aber Haugs bedeutendste Leistungen fallen doch in das Gebiet des Pehlewi. Den Gedanken allerdings, daß die reichliche Beimischung semitischer Bestandteile in den auf uns gekommenen Denkmälern dieser Sprache nur eine orthographische Eigentümlichkeit darstellt, die in der gesprochenen Sprache nicht vorhanden war — diesen Gedanken hat nicht Haug zuerst ausgesprochen: das tat, ganz nebenher in einer Anmerkung<sup>2)</sup>, der treffliche Däne N. V. Westergaard. Wohl aber hat Haug zuerst eingesehen, daß die soeben erwähnte Eigentümlichkeit der zoroastrischen Pehlewi-Schrift darauf beruht, daß hier eine ursprünglich semitische Schriftsprache unter den Händen von Iranern allmählich in eine iranische umgewandelt worden ist<sup>3)</sup>.

Ich darf hierüber — für der Sache ferner Stehende — wohl etwas ausführlicher reden. Das Pehlewi steht zwar lautlich dem uns genau bekannten Neuperfischen schon recht nahe und wäre somit an sich leicht zu verstehen; aber die Schriftart, in der es uns überliefert ist, gehört zu den verzwicktesten, die überhaupt existieren. Im Reiche der Urskriften nämlich, wo diese Schrift sich herausgebildet hat, verfaßte man die Urkunden nicht in der Sprache des Landes, persisch, sondern vielmehr aramäisch, ähnlich wie die deutschen Kaiser des Mittelalters sich in ihren Schrift-

1) Sein Großvater Speidel ist gar nur 37 Jahre alt geworden.

2) Zendavesta or the religious books of the Zoroastrians I, 20 N. 2.

3) In der zuerst in den Gött. Gel. Anz. (1854) erschienenen Rezension von Westergaards Bundehešč. Daß Haug hierbei das semitische Element für assyrisch hielt, ist vielleicht nicht einmal so töricht, wie gewöhnlich angenommen wird. Das Aramäische ist am Ende doch nur die spätere Weiterentwicklung der gewöhnlich als „Assyrisch“ bezeichneten Keilschriftsprache, welche letztere offenbar eine sehr frühe, aber als Schriftsprache Jahrtausende lang festgehaltene Entwicklungsstufe darstellt.

stücken nicht des Deutschen, sondern des Lateinischen bedienten. Bald aber begann man im Perserreich zwar immer noch aramäisch zu schreiben, aber das aramäisch Geschriebene persisch vorzulesen. Um sich dies zu erleichtern, hängte man an die aramäischen Wörter gern die persischen Endungen an, wie wenn man etwa bei uns für „König“ rexinig, oder für „Schwester“ sororister schreiben würde. Man ging hierin allmählich immer weiter: schon die ältesten auf uns gekommenen Pehlewi-Denkmäler sind ersichtlich, obgleich fast ausschließlich aus semitischen Wörtern bestehend, rein persisch konstruiert, und daher wohl auch rein persisch zu lesen. Unter den Sassaniden mischte man unter die aramäischen Wörter mehr und mehr rein persische, hörte auch auf, die aramäischen Wörter zu flektieren, hängte vielmehr an eine beliebige aramäische Form die gerade passende persische Endung: also wie wenn wir etwa im Deutschen statt „sie befehlen“ iusseruntahlen, aber für „ich befehle“ ebenfalls iusseruntahle schreiben wollten. Das seltsame bleibt eben nur, daß man den letzten Schritt, den ganzen semitischen Ballast einfach über Bord zu werfen, nicht getan hat. Bedenkt man daneben noch, daß dies alles in einer äußerst flüchtigen, vieldeutigen Schrift ohne jede Unterscheidung der aramäischen und persischen Bestandteile geschrieben wurde, daß wir ferner Aramäisch und Mittelpersisch doch keineswegs so gründlich kennen, wie Latein und Deutsch, so erhält man ungefähr einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden waren.

Es ist vielleicht auch für Laien von Interesse, daß Westergaards These (wonach die semitischen Bestandteile in der Orthographie des bis vor kurzem allein bekannten zoroastriischen Pehlewi nicht der gesprochenen Sprache angehörten) — daß diese These in neuester Zeit endlich eine ebenso überraschende als glänzende Bestätigung gefunden hat. In den Sandwüsten von Chinesisch Turkistan haben verschiedene neuere Reisende, darunter auch der bekannte Sven Hedin, die Ruinen ganzer Städte gefunden, welche, einst blühend, schließlich durch den immer weiter vordringenden Flugland ihren Untergang gefunden haben. Dort hausten vor mehr als 1000 Jahren u. a. auch Anhänger Mani's, eines persischen Religionsstifters, der viele christliche Züge in sein System aufgenommen hatte — wofür er dann von den orthodox-christlichen Kirchenvätern als Erzfeind verabscheut wurde. Seine Schriften (die man bisher verloren glaubte) verfaßte Mani ebenfalls in der zu seiner Zeit geltenden mittelpersischen (Pehlewi-) Sprache; aber, von den sassanidischen Königen verfolgt, bediente er sich nicht der amtlichen Schrift, sondern eines ganz einfachen, auch dem Volk verständlichen Alphabets: er schrieb wohl so ziemlich wie er sprach. Und nun sind diese Schriften aus dem Sande großenteils wider ans Tageslicht gekommen, und zeigen, daß Westergaard und später Haug Recht hatten, wenn sie behaupteten, daß zu jener Zeit im Perserreich zwar teilweise aramäisch geschrieben, jedoch nur rein mittelpersisch gesprochen wurde.

Aber die Klarstellung des Wesens der zoroastriischen Pehlewi-Schrift ist nur ein Teil von dem, was Haug für's Mittelpersische geleistet hat. Auch die Pehlewi-Literaturgeschichte verdankt ihm außerordentlich viel — wie ebenfalls schon früher (S. 25) erwähnt wurde. Und schließlich — last but not least —: hätte Haug nicht den Destur Hoschang herangebildet, und den Ingenieur West für's Pehlewi gewonnen — wie stünde es jetzt wohl mit unserer Kenntnis dieses Gebiets?

Hören wir zu guter Letzt noch, wie ein gewiß kompetenter Beurteiler, der geistreiche französische Iranist James Darmesteter, sich drei Jahre nach Haugs Tod über ihn geäußert hat<sup>1)</sup>: „Donné de qualités scientifiques du premier ordre, il manquait à Haug le sang-froid intellectuel: fécond en combinaisons, en rapprochements souvent heureux, mais incapable d'en apprécier lui-même la valeur définitive; travailleur infatigable, d'une érudition très étendue et toujours en progrès, mais ne la dominant pas et toujours prêt à tout expliquer par les dernières acquisitions de son érudition: faisant du zend un dialecte sanscrit et de l'Avesta un feuillet détaché des Védas, quand il étudiait les Védas; ramenant tout à la tradition, quand il eut fait connaissance avec les prêtres Parsis. Dans de telles circonstances, il semblerait qu'il dût rester peu de chose de son oeuvre scientifique: il n'en est rien, et il est une branche de la science qu'il a renouvelée et où il garde une supériorité incontestable, l'étude du pehlvi. Le premier il songea à éclairer le pehlvi des manuscrits par le pehlvi des inscriptions, et par là il fixa la lecture des éléments les plus essentiels de la langue, et si l'on songe à l'immense importance des documents pehlvis pour la connaissance de l'histoire de l'Iran et pour l'intelligence de l'Avesta, on pardonnera aisément à Haug les quelques échappées de fantaisie qu'il a laissées là comme ailleurs, . . . et on lui donnera place, dans une histoire définitive de la science, parmi ceux dont l'oeuvre, non seulement laisse un progrès réalisé, mais en provoque de nouveaux après elle“.

Bei alledem ist noch zu bedenken: Haug ist „auf dem Wege“ gestorben. Nur mit Behmut kann man daran denken, daß sein früher Tod uns gerade um die reifsten Früchte seines Lebens und Strebens betrogen hat: um die Neubearbeitung der Essays, die Uebersetzung des Avesta und Veda und anderes, was er bis zuletzt geplant haben soll. Wenn irgend etwas, so hat das Bewußtsein, diese Lieblingspläne nicht mehr ausführen zu können, dem sterbenden Gelehrten den Tod bitter gemacht. Doch auch ihm galt ja Firdu'si's Wort:

کسی کو جهان را بنام بلند  
بکیرد برفتن نباشد نژد

1) Revue Critique, 1879, 9 Août. Wieder abgedruckt Études Iraniques 2, 38 f.

# Verzeichnis

der mir bisher bekannt gewordenen

## Schriften Martin Haugs.

### Vorbemerkung.

Dem nachstehenden Verzeichnis liegt das in Bezzenbergers Beiträgen I, 78 ff. veröffentlichte zu Grunde. In dem Nekrolog auf M. Haug in den Sitzungsber. d. Bayr. Akad. d. W., philol.-philol. u. hist. Kl. 1877, S. 37 bezeichnet v. Brantl jene Bibliographie unzutreffenderweise als „durchaus vollständig“. Auch was ich im folgenden geben kann, ist — des bin ich mir sehr wohl bewußt — weit davon entfernt, vollständig zu sein. Besonders in indischen Zeitchriften dürften sich noch zahlreiche Artikel Haugs zerstreut finden. Aber diese sind wohl größtenteils nur in Indien selbst, oder allenfalls in London zu erreichen. Ich bitte also, meine Arbeit nur als einen vorläufigen Versuch ansehen und als solchen nachsichtig aufnehmen zu wollen. Ausdrücklich möchte ich noch betonen, daß ich die Zeitschrift-Artikel, deren Titel ich aus *BB. a. a. D.* übernahm, nicht alle selbst gesehen habe.

- Erklärung Persischer wörter des Alten Testaments. Ewalds Jahrb. d. Bibl. wissensch. V, 1853. 151 ff. — Anzeige von: Spiegel, Grammatik der Pärsisprache. GGA. 1853, S. 1937 ff. — Zendstudien I. ZDMG 7, 314 ff. 506 ff.
- Die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen der Griechen neu untersucht. Gekrönte Preisschrift. Tübingen 1854. — Drei. KZ. 3, 150 ff. — Anzeige von: Vullers, Lexicon Persico-Latinum. Fasc. I. GGA. 1854, S. 241 ff. — Anzeige von: Bundelesh . . . descriptis . . . N. L. Westergaard, GGA. 1854 S. 1001 ff. (Auch als S.-M.: Ueber die Pehlewisprache und den Bundelesh. Aus den G. g. M. Vollständiger Abdruck. Göttingen 1854.) — Ueber den ältesten Namen der sogen. Indo-Germanen und ihren Stammgott. Allgemeine (Kieler) Monatsschrift f. Wissensch. u. Literatur Jahrg. 1854 S. 785 ff.
- Zendstudien II. III. ZDMG. 9, 683 ff. — Anzeige von: Norris, Memoir on the Scythic Version of the Behistun Inscription. GGA. 1855 S. 761 ff. (Auch als S.-M.: Ueber Schrift und Sprache der zweiten Keilschriftgattung. Göttingen 1855.)
- Das erste Kapitel des Vëndidâd, übersetzt und erläutert, in Dr. Bunsen's Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. 5. Buches 4. u. 5. Abteilung S. 104 ff. [Auch als S.-M.]
- Anzeige von: Spiegel, Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen I: Grammatik der Huzväresch-Sprache. GGA. 1857 S. 673 ff. — Zur Erklärung des ersten Kapitels des Vëndidâd. ZDMG. 11, 526 ff.
- Bunsen and Haug, On the Zend Account in the Vëndidâd of Zoroaster, respecting the primitive Migrations of the Bactrians to the Land of the Indus. [From Bunsen's Egypt, Vol. 3.] London 1858. — Die fünf Gâthâ's oder Sammlungen von Liedern und Sprüchen Zarathustra's, seiner Jünger und Nachfolger. Herausgegeben, übersetzt und erklärt. Erste Abtheilung. Die erste Sammlung (Gâthâ ahunavaiti) enthaltend. Leipzig 1858. [Abhandlungen der DMG. I. Band. Nro. 3.] — Ueber die Lieder Zarathustra's, seiner Jünger und Nachfolger und seine Religionsstiftung. Das Ausland. 1858 Nr. 51. 52.
- Schreiben des Hrn. Prof. M. Haug an Prof. Brockhaus. ZDMG. 14, 295 ff. — Aus einem Briefe des Hrn. Prof. M. Haug an Prof. Brockhaus. ZDMG. 14, 557. — Die Gâthâ's des Zarathustra [f. v.]. Zweite Abtheilung. Die vier übrigen Sammlungen enthaltend. Nebst einer Schlussabhandlung. Leipzig 1860. [Abhandlungen der DMG. II. Band. Nro. 2.]
- Lecture on the Origin of the Parsee Religion, delivered on the 1<sup>st</sup> of March 1861 at the United Service Institution of Western India. Poona, o. J.
- Essays on the sacred Language, Writings and Religion of the Parsees. Bombay 1862. [Daraus S.-M.: Outline of a Grammar of the Zend Language.] — Von Herrn Prof. Haug. ZDMG. 16, 273 ff.
- Von Herrn Prof. M. Haug. ZDMG. 17, 389 f. — A Contribution towards a right Understanding of the Rigveda. [From the „Times of India.“] Bombay 1863. — The Aitareya Brah-

- manam of the Rigveda. Bombay 1863. 2 voll. — Lectures and Notices on the Vedas-Poona 1863. — The Origin of Brahmanism. Poona 1863. — Lecture on Confucius, the Sage of China, delivered at the United Service Institution of Western India, on the 14th October, 1863. Poona 1863. — Ueber die vedischen Accente. ZDMG. 17, 799 ff.
1864. Account of a Tour in Gujarat. Undertaken in the cold Season of 1863—64. — Aus Briefen des Herrn Prof. M. Haug. ZDMG. 18, 304. — Von Herrn Prof. M. Haug. ZDMG. 18, 833. — Nachrichten aus Südbindien. Das Ausland. 1864, S. 998 ff.
1865. Die Tempel von Ellora. Das Ausland. 1865, S. 253 f. — Mittheilungen aus Indien. Das Ausland. 1865, S. 286 f., 751 ff. — Aus einem Briefe des Herrn Prof. M. Haug an Prof. Brockhaus. ZDMG. 19, 304 f. — A Lecture on an original Speech of Zoroaster, (Yasna 45.) with remarks on his age. Bombay 1865. — Ueber die Unzuverlässigkeit der Pehlewi-Übersetzung des Zendawesta. Ein Schreiben . . . an den Herausgeber . . . ZDMG. 19, 578 ff.
1866. Zu Pettenkofer, Die atmosphärischen Niederschläge und die Cholera in Indien. Beil. z. Allg. Ztg. 1866 Nr. 328.
1867. Ueber den gegenwärtigen Zustand des Studiums orientalischer Sprachen und Literatur in Ostindien. Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 7. 8. — An old Zand-Pahlavi Glossary. Edited in the original characters with a transliteration in Roman Letters, an English Translation and an Alphabetical Index by Destur Hoshengji. Revised with notes and introduction by Martin Haug. Published by order of the Government of Bombay. Bombay, London, Stuttgart 1867. — Selbstanzeige vorstehenden Werkes. GGA. 1867 S. 1631 ff. — Anzeige von: Dunder, Geschichte der Arier in der alten Zeit. 3. Aufl. Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 235. — Anzeige von: Lassen, Indische Altertumskunde, erster Band. 2. Aufl. Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 255. — Anzeige von: Brandis, Das Münz-, Maß- und Gewichtsweisen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen. Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 265. — Bemerkungen über den Artikel „Die natürlichen Anlagen der menschlichen Rassen. Nach Farrar.“ Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 282. — Anzeige von Pott, Wurzelwörterbuch d. indogerman. Sprachen. Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 319. — Franz Bopp († 23. X. 67). Beil. z. Allg. Ztg. 1867 Nr. 333. 334.
1868. Anzeige von: Max Müller, Chips from a German workshop. Beil. z. Allg. Ztg. 1868 Nr. 42. — Anzeige von: ZDMG 21. Beil. z. Allg. Ztg. 1868 Nr. 102. — Anzeige von Dr. Leitner's Werk über die Völker und Sprachen von Dardistan. Beil. z. Allg. Ztg. 1868 Nr. 158. — Berichtigung. ZDMG. 22, 341 f. — Anzeige von: Mongolische Märchensammlung, hrsg. v. Bernh. Jüllg. Beil. z. Allg. Ztg. 1868 Nr. 243. — Ueber den gegenwärtigen Stand der Zendphilologie mit besonderer Rücksicht auf Ferdinand Justi's sogenanntes altaktrisches Wörterbuch. Ein Beitrag zur Erklärung des Zendawesta. Stuttgart 1868. — Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Wortes brahma. Sitzb. d. Ak. d. Wiss. z. München 1868 II, 80 ff. [Auch als S.-N.]. Das achtzehnte Kapitel des Wendidad übersetzt und erklärt. (Als Probe einer vollständigen Uebersetzung dieses Werkes.) Sitzb. d. Ak. d. Wiss. z. München 1868 II, 509 ff. [Auch als S.-N. 1869.]
1869. Ueber den Charakter der Pehlewisprache mit besonderer Rücksicht auf die Inschriften. Im Auszuge mitgeteilt. Sitzb. d. Ak. d. Wiss. z. München 1869 I, 85 ff. [Auch als S.-N.]
1870. An old Pahlavi-Pazand Glossary edited with an Alphabetical Index by Destur Hoshangji Jamaspij Asa. Revised and enlarged with an introductory Essay on the Pahlavi Language, by Martin Haug. Published by order of the Government of Bombay. Bombay & London 1870. — Selbstanzeige vorstehenden Werkes. GGA. 1870 S. 841 ff. — Ueber das Ardaï Viraf nâmehr und seinen angeblichen Zusammenhang mit dem christlichen Apocryphon „die Himmelfahrt des Jesaja“ betitelt. Sitzb. d. Ak. d. Wiss. z. München 1870 I, 327 ff. [Auch als S.-N.] — Uebersetzung der heiligen Bücher der Sais. Beil. z. Allg. Ztg. 1870 Nr. 32. — Inschrift des Moabiterkönig Mesa. Beil. z. Allg. Ztg. 1870 Nr. 106.
1871. Anzeige von: Alex. Cunningham, The ancient Geography of India I. Beil. z. Allg. Ztg. 1871 Nr. 28. — Brahma und die Brahmanen. Vortrag in der öffentlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1871 zur Feier ihres einhundert und zwölften Stiftungstages gehalten. München 1871. — Der spätere Parsismus. Beil. z. Allg. Ztg. 1871 Nr. 154.
1872. Die Ahuna-vairya-Formel, das heiligste Gebet der Zoroastrier, mit dem alten Zend-Commentar (Jasna 19). Uebersetzt und erklärt. Sitzb. d. Ak. d. Wiss. zu München 1872 I, 89 ff. [Auch als S.-N.]. — The Book of Arda Viraf. The Pahlavi Text prepared by Destur Hoshangji Jamaspij Asa, revised and collated with further MSS., with an English Translation and Introduction, and an Appendix containing the Texts and Translations of the Gosht-i-fryano, and Hadokht-nosk by Martin Haug, assisted by E. W. West. Published by order of the Government of Bombay. Bombay & London, 1872. — Ueber eine Arabische Siegelinschrift aus vorechristlicher Zeit. Sitzb. d. philos.-philol. Cl. d. Ak. d. W. z. München 1872. 5. [Auch als S.-N. 1873.]
1873. Die Sprache der Afghanen. Beil. z. Allg. Ztg. 1873 Nr. 138. 139. — Die Kosmogonie der Inder. Beil. z. Allg. Ztg. 1873 Nr. 155. 156. — Ueber das Wesen und den Werth des wedischen Accents. Abh. d. Ak. d. W. z. München I. Cl. XIII. Bd. II. Abt. 1 ff. [Auch als S.-N. 1874.]
1874. Anzeige von: Max Müller, Einleitung in die Religionswissenschaft. Beil. z. Allg. Ztg. 1874 Nr. 4. 5. — Die alten persischen Inschriften der Thomaschriften in Südbindien. Beil. z. Allg. Ztg. 1874 Nr. 29. — Die trojanischen Inschriften. Beil. z. Allg. Ztg. 1874 Nr. 32. — On the Inter-

pretation of the Veda. Report of the Proceedings of the Second International Congress of Orientalists held in London 1874, S. 24 ff. [Wieder abgedruckt in: Transactions of the second Session of the International Congress of Orientalists. Held in London in September, 1874. Edited by Robert K. Douglas. S. 213 ff.]. — Glossary and Index of the Pahlavi Texts of the Book of Arda Viraf, the Tale of Gosht-i fryano, the Hadokht Nosk, and to some Extracts from the Din-Kard and Nirangistan; prepared from Destur Hoshangji Jamaspji Asa's Glossary to the Arda Viraf Namak, and from the original Texts, with Notes on Pahlavi Grammar by E. W. West, revised by Martin Haug. Published by order of the Government of Bombay. Bombay & London 1874.

Anzeige von: Vedische Chrestomathie mit Anmerkungen und Glossar von B. Delbrück. GGA. 1875. 1875 S. 65 ff. — Anzeige von: Wörterbuch zum Rig-Veda von Hermann Grassmann. GGA. 1875 S. 577 ff. — Anzeige von: L'immortalité de l'âme chez les Chaldéens, par J. Oppert. Beil. z. Allg. Ztg. 1875 Nr. 70. 71. — Vedische Räthselfragen und Räthselprüche. Uebersetzung und Erklärung des Dirghatamás-Liedes Rigv. 1, 164. Sitzb. d. philos.-philol. Cl. d. Ak. d. W. z. München 1875, Bd. II, Heft 3. [Auch als S.-M. 1876].

Verzeichnis der orientalischen Handschriften aus dem Nachlasse des Professor Dr. Martin Haug in München. München, Theodor Ackermann. 1876.

**Nekrologe** und biographische Notizen über Martin Haug sind mir, abgesehen von den Artiteln in den verschiedenen Konversationslexika, bisher folgende bekannt geworden:

Schwäbischer Merkur: Schwäbische Kronik Nr. 138 (13. Juni 1876) S. 1317. H.

Beilage zur Allgem. Zeitung 1876 Nr. 182 (30. Juni), S. 2789 f. C. Trumpp.

Beilage zur Augsburg. Postzeitung 1876 Nr. 63. 64 (2. bezw. 5. August) S. 249 ff. 253 f. G. Orterer.

Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgeg. von A. Bezzenger und W. Prellwitz. Bd. I, S. 70—80. [E. Gaiser].

Mémoires du Congrès International des Orientalistes. 1<sup>re</sup> Session — Paris — 1873. Tome III [1876] p. 38 sq. K. Schoebel.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 12. Jahrgang. 2. Hälfte. (1876) S. 305.

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe der K. bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München. Jahrgang 1877, S. 32—37. v. Prantl.

Revista de España. Décimo año. — Tomo LIV. Numero 216 (28 de Febrero de 1877) p. 485—493: Noticia necrológica del Doctor M. Haug. F. Garcia Ayuso.

Essays on the Sacred Language, Writings and Religion of the Parsees. By Martin Haug. 3<sup>d</sup> edition, enlarged by E. W. West (London 1884) p. XVII sqq.

Allgemeine deutsche Biographie. Elfter Band, S. 54—56. J. Jolly.

VII. und VIII. Jahresbericht (1888—89) des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie . . . unter Redaktion von E. Metzger. (Stuttgart 1890) S. 111.

Blätter des Schwäbischen Abvereins. XXI. Jahrgang (1909) Nr. 7 Sp. 209—224. J. Weit.



Anhang I.

Eine

Autobiographie

Martin Haugs.

---

## Vorbemerkung.

Ueber die Entstehungsgeschichte der nachstehenden Biographischen Skizze vgl. oben S. 22. Viel ausführlicher als der Lebensabriß von 1852 (s. o. S. 16), unterscheidet sie sich von diesem auch dadurch, daß sie die Farben nicht so stark aufträgt: der Verfasser war eben inzwischen um 5 Jahre älter geworden. Bemerkenswert ist aber immerhin, daß Haug noch 1859, wenn er sich gehen ließ — und das hat er deutlich im vorliegenden Falle getan —, einen so, ich möchte sagen: provisoralen Stil schrieb: wenn uns der Bonner Privatdozent von seinem „brennenden Durst nach Erlernung der Sprache Kanaans“ erzählt, oder, wie er „ganz für den Orient erglühte“ u. s. f., so meint man noch immer eine der Sieben Enten (s. o. S. 4) aus dem Anfang der 40er Jahre schnattern zu hören.

Bei der Herausgabe des interessanten Dokuments hielt ich für überflüssig, die Orthographie des Originals beizubehalten; auch offenbare Schreibfehler habe ich ohne weiteres berichtigt, und einige versehenlich ausgelassene Wörter stillschweigend ergänzt. Ferner bin ich in Beziehung auf Interpunktion und Absätze selbständig verfahren. Davon abgesehen schließt sich jedoch mein Abdruck streng an das Manuskript an: zu irgend welchen Aenderungen stilistischer Natur hielt ich mich natürlich nicht für berechtigt.

F. B.



**Ostdorf**, von Süden gesehen.  
Im Vordergrund die Gipsmühle im Kunterbach-Tal.

## Biographische Skizze.

In einer schönen und fruchtbaren Ebene, zwischen der Schwäbischen Alb und dem Schwarzwald, unfern des Hohenzollern, liegt in der Nähe der Eyach mein Geburtsort Ostdorf, der zu dem württembergischen Oberamte Balingen gehört. Der Ort zeichnet sich durch Wohlhabenheit, Rechtschaffenheit und Biederkeit seiner Bewohner ganz besonders aus. Die physischen wie die moralischen Zustände desselben sind auch jetzt noch ganz ausgezeichnet.

Meine Familie, deren nähere und entferntere Glieder sehr zahlreich in der Gemeinde sind, wanderte im Jahr 1650<sup>1)</sup> von dem Nachbarorte Engstlatt ein. Alle meine Vorfahren waren Bauern, zum Teil nach den Verhältnissen des Dorfes sehr begütert. Mein Vater war Martin Haug<sup>2)</sup>, geboren den 20. März 1799, meine Mutter Anna Maria geborene Jetter<sup>3)</sup>. Ihre Ehe wurde Frühling 1826 geschlossen; sie wurde mit 6 Kindern gesegnet, von denen 5 noch leben<sup>4)</sup>. Das älteste war ich, geboren den 30. Januar 1827.

Meine Eltern hatten anfänglich kein eigenes Haus, sondern sie wohnten in dem Hause des alten Schultheißen Martin Schuler, eines Oheims meiner Mutter, dem sie viele Jahre schon das Hauswesen geführt hatte. Dieser merkwürdige Mann hatte zu viel Einfluß auf meine erste Bildung, daß es nicht der Mühe wert sein sollte, ihn mit einigen Worten zu schildern. Er stand schon in sehr hohem Alter (er starb 1842, 92<sup>5)</sup> Jahre alt), war aber geistig noch sehr frisch. Namentlich zeichnete ihn eine große

1) Genauer 1648: s. o. S. 3. Obige Angabe, die in letzter Linie auch nur auf die Ostdorfer Pfarr-Registratur zurückgehen kann, stammt wohl zunächst von Haug's „Mehne“, dem Bögtle, der sich viel mit Genealogie beschäftigt haben muß; eine Ostdorfer Familie verwahrt noch einen von ihm geschriebenen Stammbaum der Familie Geiger.

2) Genannt Gaß-Marte. Dessen Vater, unseres Martin Haug wirklicher Großvater (vgl. oben S. 4), war Gottlieb Haug, geb. 27. Okt. 1753; dessen Vater hinwiederum war der Müller Martin Haug (6. Dez. 1718 bis 15. Sept. 1804), Sohn des Müllers Matthias Haug (24. Febr. 1691 bis 27. Nov. 1772). Des Matthias Haug Vater war der Vogt Hans Haug; s. o. S. 4.

3) Tochter des Gottlieb Jetter (geb. 18. Dez. 1755) und der Anna Maria geb. Geiger. Ihr Großvater war der Schreiner Samuel Jetter (3. März 1708 bis 27. Dez. 1793), Sohn des Bauern Andreas Jetter († Febr. 1737) und der Barbara geb. Schlagenhaut († 1738). Dieses Andreas Jetter Vater hieß wiederum Samuel Jetter (Börg's Sohn); er starb am 6. Mai 1689, am selben Tag mit seiner zweiten Frau Maria.

4) Drei davon sind später in Amerika verschollen: vgl. oben S. 16.

5) In Wirklichkeit nicht ganz 91: er war geboren den 8. März 1751. Vgl. auch oben S. 4.

Berechtigkeitsliebe, die er während seiner 20jährigen Amtsführung aufs glänzendste bewährte, sowie ein freimütiges, rücksichtsloses Urteil vorteilhaft aus. Seine Kenntnisse waren für einen einfachen Dorfbewohner ungewöhnlich. Er war zugleich Geometer, und besaß eine kleine Bibliothek, namentlich mathematischen und religiösen Inhalts, unter denen wirklich wissenschaftliche Werke wie die mathematischen Schriften von Wolf<sup>1)</sup> und Biot<sup>2)</sup> sich befanden. Unter den religiösen fehlten die Schriften von Bengel über die Offenbarung Johannis<sup>3)</sup>, sowie die Stunden der Andacht (von Zschokke<sup>4)</sup>) nicht. Auch besaß er eine Reihe Schriften über Zauberei, die ich später mit großem Interesse las. Mit den frühern Pfarrern seiner Gemeinde, die er lange als Schultheiß (gewöhnlich Vogt genannt) leitete, stand er in stetigem geistigem Verkehr<sup>5)</sup>, der ihm viel zur Bereicherung seiner Kenntnisse verhalf. Er war kinderlos und besaß ein kleines Vermögen, das ihm ziemlich sorgenfrei zu leben gestattete. Meine selige Mutter führte die Wirtschaft. Wir Kinder nannten ihn gewöhnlich Ehni<sup>6)</sup> (Großvater), denn er sorgte auch wahrhaft großväterlich für uns. Mit meinem Vater hatte er viel Streit, da er als ehemaliger Herr des Dorfes zu herrschen und befehlen gewohnt war. Von ihm empfang ich den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben.

So kam es, daß ich schon vor Besuch der Dorfschule, wozu in Württemberg die Kinder erst im 6ten Jahre verpflichtet sind, schon lesen und schreiben konnte. Auch wußte ich bereits die meisten Sprüche des Spruchbuchs, sowie einige Lieder des Gesangbuchs auswendig. Die Dorfschule zerfiel in zwei Hauptklassen, die jüngere (Kinder von 6—11 Jahren) hieß die kleine, die ältere (Kinder von 11—14 Jahren) die große Schule. Jede Klasse hatte einen besonderen Lehrer; der der jüngern war der Gehilfe, der der ältern der Schulmeister selbst. Der Schulmeister und sein Gehilfe standen, wie es früher öfter der Fall war, im Verhältnis von Vater und Sohn<sup>7)</sup>, und unterrichteten die liebe Ostdorfer Jugend viele Jahre. Der Schulmeister (Reiber) war schon über 80 Jahre alt, und hatte meinen Vater und meine Mutter ebenfalls unterrichtet; er galt für sehr geschickt, doch habe ich wegen seines vorgerückten Alters sehr wenig bei ihm gelernt.

Der Pastor des Dorfes, Mag. Stählen<sup>8)</sup> von Ulm, war ein in seinem Amte zwar sehr pünktlicher Mann, hatte aber für höhere Dinge wenig Interesse und Verständnis; das Geld war ihm über alles lieb, wie auch seiner Frau, die gemeinhin für so geizig galt, daß es in Ostdorf eine sprichwörtliche Redensart wurde: „so geizig als die Pfarrerin“.

Da ich weder durch den Schulmeister noch durch den Pfarrer auf die rechte Weise angeregt wurde, so wandte sich mein lebhafter Sinn auf andere Dinge. Sehr viel Interesse hatte ich für Vögel, deren ich immer eine kleinere Zahl<sup>9)</sup> in meiner Stube hielt. Ich

1) Gemeint ist wohl der preussische Philosoph und Mathematiker Christian Freiherr v. Wolff († 1754), der unzählige Schriften hinterlassen hat.

2) Jean Baptiste Biot (1774—1862), ein ausgezeichnete französischer Physiker, dessen Schriften, speziell ein *Essai de géométrie analytique*, teilweise auch ins Deutsche übersetzt worden sind.

3) Johann Albrecht Bengel († 1752), der bekannte schwäbische Theolog, veröffentlichte 1740 ein „Erklärte Offenbarung Johannis“, worin er u. a. den Eintritt des tausendjährigen Reiches auf den Sommer 1836 berechnete.

4) Johann Heinrich Daniel Zschokke, geb. 1771 zu Magdeburg, seit 1796 in der Schweiz lebend, gab 1800 bis 1816, zunächst anonym, eine Art rationalistisches Gebetbuch heraus unter dem Titel „Stunden der Andacht“.

5) Vgl. oben S. 4 Anm. 4.

6) Richtiger und genauer wäre die Schreibung „Aehne“.

7) Oder auch Schwäher und Tochtermann: der 1701 verstorbene Schulmeister Hans Wörle zog sich z. B. in dem Mann seiner Tochter Maria, dem Bäcker Hans Böttsch (1669—1745), einen Nachfolger heran.

8) Dies ist die authentische Namensform: in Haug's Manuskript steht unrichtig „Stähelin“. M. Johann Georg Stählen, geb. zu Ulm am 8. Jan. 1784, wurde 1816 Pfarrer in Ebingen, und von dort 1826 nach Ostdorf befördert. Das war damals eine der besten Dorfpfarreien im Land, weitaus die beste im Dekanat Balingen: die Besoldung betrug 1253 Gulden.

9) Die Zahl war wohl nicht immer so ganz klein: es sollen einmal nicht weniger als 18 gewesen sein.

durchstöberte alle Hecken und Büsche, namentlich des Sonntags, um Vogelnester zu finden. Hatte ich welche gefunden, so versuchte ich sie mit einem sogenannten Schlagkäfig zu fangen. Meine Vogelliebhabelei war so stark, daß mein seliger Vater oft sagte, er wolle mich dem Vogeljörg in Erlaheim (ein Vogelfänger eines benachbarten Orts) in die Lehre geben, worüber ich mich unbändig freute. Auch verfiel ich in allerlei Unarten, wegen welcher ich von meinem Vater, der sehr streng war, gewöhnlich hart körperlich gezüchtigt wurde.

Ein Wendepunkt in meinem geistigen Treiben trat durch die Berufung eines jungen, frischen, kenntnisreichen Lehrers als Amtsverwesers der durch den Tod des alten Schulmeisters Reiber erledigten Schulstelle im Frühling 1836 ein. Von ihm lernte ich ganz neue Dinge, wie etwa Geographie und deutsche Sprache. Der Sprachunterricht hatte für mich das lebhafteste Interesse. Der Amtsverweser, Leukhardt<sup>1)</sup> (jetzt Schullehrer in der Brüdergemeinde zu Korntal), wußte rasch meine Kräfte zu wecken und mir einen ungewöhnlichen Lerneifer einzuslößen. Bald wurde ich, obschon erst 9 Jahre alt, bei der Lokation der erste in der ganzen Schule, was mir viel Neid seitens meiner Mitschüler zuzog, die zum Teil 4—5 Jahre älter waren.

Die Wirksamkeit Leukhardts dauerte kaum ein Jahr. Im Frühling 1837 wurde die Stelle definitiv durch den Schulmeister Mayer<sup>2)</sup> besetzt. Dieser Mann besaß eine für einen gewöhnlichen Schullehrer große Bildung und vielseitige Kenntnisse. Ihm hauptsächlich verdanke ich die Grundlage meiner Bildung, sowie im Grunde genommen die Möglichkeit, meine spätere Laufbahn zu machen. Während des ersten Jahres seiner Wirksamkeit verfiel ich wieder in Unarten und verübte mancherlei mutwillige und boshafte Streiche, und lernte anfänglich wenig.

In demselben Jahre wurde ich zum erstenmal etwas mit dem Lateinischen bekannt, das ich schon in meinem fünften und sechsten Jahr gern gelernt hätte. Der Sohn eines Bekannten meines Vaters, des Johann Georg Schwarzkopf<sup>3)</sup>, gewöhnlich nur das „Schwarzkopfen Frishe“ genannt, hatte mehrere Jahre die lateinische Schule in Balingen besucht,



Ostdorf. Das alte Schulhaus von Osten (seit 1874 Privathaus).

1) Johann Martin Leukhardt, geb. zu Weilheim Ob. Balingen den 15. Dez. 1813 als Sohn eines Küfers, erstand während seines Aufenthalts in Ostdorf die 2. Dienstprüfung mit dem Prädikat „recht gut“. Vom 1. Okt. 1838 bis Ende 1881 wirkte er als Lehrer am Töchter-Institut zu Korntal zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten; er starb am 6. Juni 1885 als Pensionär in Calw. Sein älterer Sohn, Gottlob, studierte Theologie und lebt noch jetzt als Pfarrer a. D. zu Lorch. — Jener Küfer J. M. Leukhardt in Weilheim, der Vater des Lehrers, war aus Ostdorf eingewandert, wo die Familie dieses Namens schon 1585 heimisch erscheint.

2) J. F. Ludwig Mayer, aus Stuttgart stammend, eines Leibjägers Sohn. Er hat schließlich eine Ostdorferin Eva Rosine Haug, geheiratet, ist aber dann schon 4 Monate nach der Hochzeit, 1844, gestorben.

3) Kronenwirt J. G. Schwarzkopf (nebenbei ein großer Hegenbanner) war der Sohn des gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Schwarzwald nach Ostdorf eingewanderten alten Kronenwirts Johann Michael Schwarz-

war aber wegen Faulheit und schlechter Aufführung aus derselben weggejagt worden<sup>1)</sup>. Da die Unterrichtsbücher ihm unnütz waren, so bat ich seinen Vater, mir dieselben zu leihen, was derselbe mit der größten Bereitwilligkeit tat. Aus diesen, worunter Bröder's Grammatik<sup>2)</sup> die wichtigste Stelle einnahm, begann ich nun zuerst allein Latein zu lernen. Da ich aber nicht recht vorwärts kam, so erbot sich Frigle, mir Unterricht zu geben. Allein der Unterricht wurde sehr spärlich und ungenügend gegeben; wir hielten es öfter beide für besser, Vogelneſter zu suchen, als mensa — mensae zu lernen.

Schulmeister Mayer richtete bald ein besonderes Augenmerk auf mich, und machte meinen Vater und Ehni auf meine besondere Fähigkeiten und Fortschritte aufmerksam. Es war im Herbst 1838, nachdem ich einen Sommer in vielen boshaften Streichen hingebracht und namentlich meiner Mutter viel Kummer und Sorge bereitet hatte, als Mayer in unser Haus kam und meinen Vater zu bewegen suchte, mich ihm in die Lehre zu geben, um mich zum Schullehrer auszubilden; er beginne gerade jetzt einen Curſus, und ich könne, wenn ich auch viel jünger wäre als die übrigen (ich war noch nicht aus der Schule entlassen), doch mitmachen; er wolle mich um 100 fl. so lange unterrichten, bis ich als Lehrgehilfe (in Württemberg gewöhnlich Provisor genannt) irgendwo angestellt würde. Mein Vater war dem Vorschlag nicht ganz abgeneigt, aber meine Mutter, die meinem Vater dringend riet, aus mir ja „keinen Herren“, sondern entweder einen Bauern oder Weber zu machen, wollte nichts davon wissen; sie sagte, sie fürchte, ich möchte ein ebenso großer Irrlehrer wie Strauß<sup>3)</sup> werden, dessen Name in Württemberg in jedem Dorf bekannt ist. Den Ausschlag gab mein Ehni Schuler, der dringend wünschte, daß ich zum Schullehrer herangebildet würde.

Ich erhielt nun, neben den gewöhnlichen Schulstunden, noch täglich 3—4 Stunden besondern Unterricht bei Mayer in Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Religion, Pädagogik und Methodik, deutscher Grammatik und Stilistik, Mathematik und Musik. Obschon weitaus der jüngste unter seinen Inzipienten, lieferte ich bereits nach einem halben Jahr die besten Arbeiten in Geschichte und Geographie, was den Neid der andern im höchsten Grade erregte, von denen einer sogar mich öfters beim Nachhausegehen tödtlich mißhandelte. Als ich bei meinem Vater darüber Klage führte, so wollte er mich wegnehmen; doch gab er endlich den Bitten des Schulmeisters nach, der meinen Beleidiger ernstlich strafte. Der Unterricht Mayers spornte mich zu einer ganz außergewöhnlichen Tätigkeit an; ich arbeitete oft halbe Nächte hindurch, und manchmal, wenn mein Vater, aus Ärger darüber, daß ich ihm zu viel Öl verbrenne, das Licht ausgeldösch und mich gewaltsam zu Bette getrieben hatte, sogar bei Mondschein. Ja, ich konnte nicht einmal ruhig essen: stets lag das Buch neben meiner Schüssel.

Der Unterricht Mayers, so gut er auch war, genügte mir bald nicht mehr ganz. Ich wünschte vor allem die klassischen Sprachen, Lateinisch und Griechisch, zu lernen. Da mir Mayer hierin nur wenig helfen konnte, und der Pfarrer, dem ich viel zu hoch zu

kopf; dieser letztere scheint, nachdem er die Wirtſchaft seinem Sohne Johann Georg übergeben, zu seinem andern Sohne Johann Michael (f. u. S. 48) gezogen zu sein: wenigstens ist er am 14. April 1845 bei diesem, in der Mühle zu Unterenſingen, im 88. Lebensjahr verstorben.

1) Dieses Frigle scheint auch später kein Musterknabe geworden zu sein: er hat es schließlich, nachdem seines Vaters Vermögen für seine Ausbildung draufgegangen war, bis zum Mäckernecht gebracht.

2) Chr. G. Bröder, Prakt. Grammatik der latein. Sprache; seit 1787 in unzähligen Neuauflagen erschienen.

3) David Friedrich Strauß, geb. 1808, hatte 1835 ein „Leben Jesu“ veröffentlicht, das bei den Orthodoxen großen Anstoß erregte. Er hatte deshalb seine Stellung als Stiftsrepetent in Tübingen aufgeben müssen, und lebte damals (1838) als Privatlehrer in Stuttgart.

streben schien, nicht wollte, so entschloß ich mich, durch angestrenktes Privatstudium während der wenigen Stunden, die mir der Schulbesuch und der spezielle Inzipientenunterricht Mayers übrig ließ, mir einige Kenntnis in diesen beiden gelehrten Sprachen, in denen ich, ohne von jemand darüber belehrt worden zu sein, sehr früh die Grundlage aller Bildung erkannte, zu erwerben. Ich lernte Bröders Grammatik und kleines Wörterbuch auswendig, wobei mir mein gutes Gedächtnis, ein Familienerbstück, sehr zu statten kam; außerdem über- setzte ich die Beispiele in Gröbel's<sup>1)</sup> „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische“.



#### Ochsengespann.

Der junge Fuhrmann ist ein Neurenkel  
des Schulmeisters Reiber (f. S. 42).

Nebenbei mußte ich immer noch meinem Vater in seinen Feldgeschäften helfen, und manchen halben Tag mußte ich Ochsen treiben oder Garben holen oder dreschen, lauter Dinge, die mir zwar höchst unangenehm und lästig waren, auf mein physisches Gedeihen aber den heilsamsten Einfluß ausübten. Wenn ich die Ochsen auf den Acker trieb, nahm ich öfter ein Buch mit, das ich in eine der Taschen meines großen Wams' steckte, vertiefte mich darein und ließ die

Ochsen in einer falschen Richtung laufen, was meinen Vater öfter so erzürnte, daß er durch Erdschollenwürfe mich unangenehm aus meinen Meditationen weckte und an die Pflicht des Ochsentreibers mahnte. An diesen ländlichen Beschäftigungen mußte ich jeden Sommer, so lange ich in Ostdorf war (bis Herbst 1843), teilnehmen, obschon der Schulmeister meinen Vater deswegen öfter zur Rede stellte.

Im März 1841 hatte ich mein erstes öffentliches Examen zur Aufnahme in den Schulstand in Eßlingen zu machen. Ich erstand es mit gutem Erfolg, und soll, wie mir Mayer sagte, unter den Kandidaten der erste gewesen sein. Vom württembergischen Konsistorium wurde mir der Rat gegeben, mich behufs meiner bessern Ausbildung entweder in ein Schullehrerseminar oder in das Stuttgarter Waisenhaus, wo unter tüchtigen Lehrern ebenfalls Schulamtszöglinge herangebildet wurden, zu begeben. Ich wäre sehr gern in eine dieser Anstalten gegangen, aber mein Vater wollte nichts davon hören, da es zu viel kostete, und erklärte, mich vom Schulfach wegzunehmen, wenn man mir nicht erlaube, bei Mayer in Ostdorf mich zur Übernahme von Lehrgehilfenstellen vollends vorzubereiten. Ich erhielt diese Erlaubnis, und so blieb ich noch mehrere Jahre in meinem Heimatorte. —

Den 14. April 1841 starb meine Mutter sehr schnell an einer Lungenentzündung. Wir wurden dadurch in eine tiefe Trauer versetzt. Mein Vater machte nun einen Versuch, mich vom Schulstand nochmals abzubringen, um ihn ganz in seinen ländlichen Beschäftigungen unterstützen zu können. Doch alle Versuche scheiterten an meinem festen Willen; die kräftigste Unterstützung ließ mir dabei mein Ehni angedeihen. So überstand

1) Christian Ernst August Gröbel, ein sächsischer „Schulmann“ (1783—1854), hat ein lateinisches „Elementarbuch“ verfaßt, das eine Reihe von Auflagen erlebt hat.

ich denn auch glücklich diesen letzten Sturm, der mich leicht dem Schulstand hätte entreißen und für Jahre an die Scholle meiner Heimat fesseln können.

Mein Großvater kaufte mir eine Reihe Bücher zum Studium der für den Schulstand erforderlichen Fächer. Auch ließ er sich herbei, mir auf mein flehentliches Bitten eine griechische Grammatik zu kaufen. Sowie ich sie hatte — es war kurz vor seinem Tode, 20. Februar 1842 —, saß ich halbe Nächte über dem Buch und lernte mit wahren Feuereifer alles auswendig; nebenbei setzte ich eifrig die lateinischen Studien fort; aber niemand korrigierte mir die Exerzitien.

Ein ganz besonderes Verlangen hatte ich nach dem Studium des Hebräischen. Ich hatte schon früher Versuche gemacht, das Lesen und einige Worte von herumziehenden und lumpensammelnden Judenknaben zu lernen: doch es kam nicht viel bei diesem Unterricht heraus; die Lumpensammler honorierte ich dann mit altem Leinen, worüber ich von meiner Mutter ernstlich ausgezankt und gestraft wurde. Mein Vater, ein herzenguter Mann, nahm so allmählich immer mehr Interesse an meinen Studien und ließ sich endlich durch meine dringenden Bitten bewegen, mir die hebräische Grammatik von Gesenius zu kaufen. Mein Durst nach möglichst rascher Erlernung der Sprache Kanaans, um das alte Testament im Urtext lesen zu können, war ein so brennender, daß ich, nachdem ich die Grammatik von Stuttgart erhalten hatte, kaum mir die nächtliche Ruhe gönnte.

Ich sah aber trotz allen Fleißes und Eifers immer deutlicher, wie ungemein schwer es sei, ohne alle Hilfe eines Lehrers rasche Fortschritte zu machen und es zu einer Sicherheit und Fertigkeit zu bringen. Daher konnte mir damals nichts glücklicheres begegnen, als daß mir mein Vater Ende April 1842 die Erlaubnis gab, Privatunterricht bei einem Kandidaten der Philologie zu Balingen, Eberhard Flatt, zu nehmen. Flatt war krank, und hatte deswegen seine Stelle in Calw niedergelegt. Er zog sich nach Balingen zu seiner Mutter zurück. Da er aber sehr arm war, so gab er Privatstunden, die indes sehr kärglich, die Stunde zu 3 bis 6 Kreuzer, bezahlt wurden. Ich gieng anfänglich wöchentlich 3mal nach Balingen, ließ mir von ihm meine Exerzitien (lateinische und griechische) korrigieren und kehrte dann wieder nach Ostdorf, das nur  $\frac{3}{4}$  einer Stunde entfernt war, zurück.

Nach wenigen Wochen wurde ich vom Dekan <sup>1)</sup> in Balingen zu einer praktischen Tätigkeit berufen. Einer der Lehrer war krank geworden, und ich sollte indessen seine Schule versehen. Täglich hatte ich 5 Stunden zu geben; nebenbei nahm ich meine Lektionen bei Flatt, einen Monat lang täglich. Zu dem Unterricht im Lateinischen und Griechischen gesellte sich bald der im Französischen und Hebräischen. Schon damals zeigte ich eine große Vorliebe für orientalische Sprachen; ich wollte immer Arabisch, Syrisch, Sanskrit und Chinesisch lernen, was aber von Flatt als für den damaligen Stand meiner Kenntnisse völlig ungeeignet zurückgewiesen wurde. Ich quälte indes meinen Vater, mir Grammatiken von diesen Sprachen zu kaufen, wovon aber Flatt mit Recht entschieden abriet.

Die Amtsverweserei in Balingen dauerte indes nur wenige Monate. Das bißchen Geld, das ich mir ersparte, verwandte ich bis auf den letzten Kreuzer zum Ankauf von klassisch-philologischen Büchern, Ausgaben von Autoren und Lexicis. Etwas schloß noch

1) M. Christoph Friedrich Fraas, geb. zu Neipperg am 12. März 1791, im Jahre 1815 Feldprediger, dann Helfer (später Stadtpfarrer) in Lorch, seit 1838 Dekan in Balingen; sein Enkel ist der Stuttgarter Geolog Eberhard Fraas.

mein Vater bei, damit ich auch das so sehnlich gewünschte hebräische Lexikon von Gesenius kaufen konnte. Leider aber mußte auf das dringende Verlangen meines Vaters, dem die tägliche Ausgabe von 6 Kreuzern für eine Stunde zu viel war, die Zahl der Lektionen bei Flatt auf wöchentlich 3, später sogar auf 1 herabgesetzt werden. Desto eifriger aber arbeitete ich in Ostdorf, neben dem Unterricht, den ich noch von Mayer erhielt, und praktischen Beschäftigungen in seiner Schule, in den klassischen Sprachen. Ich las Herodot, Homer, Xenophon, Livius, Tacitus, Vergil, Horaz ohne Lehrer, ebenso die Genesis<sup>1)</sup>.



Partie am Weg nach der **Untern Mühle**.  
Im Hintergrund der Hohenzollern.

Am meisten Fortschritte machte ich im Hebräischen, welche Sprache einen wahren Zauber und eine ganz geheimnisvolle Macht über mich auszuüben schien. Kaum hatte ich die Gesenius'sche Grammatik nebst Lesebuch wenige Tage in der Hand, so wußte ich schon so viele Formen, um die paar ersten Kapitel der Genesis übersetzen zu können, was mir ungemein viel Freude machte.

Mein Lehrer Mayer folgte meinen Studien mit der größten Aufmerksamkeit und nahm daran das lebhafteste Interesse; er ermunterte mich, nur wacker auf dieser Bahn fortzuschreiten, ich könne es später dann doch zu etwas weiterem als einem bloßen Schulmeister bringen, wozu ich von meinem Vater bestimmt war. Der Pfarrer dagegen war diesen meinen sprachlichen Studien nicht sehr hold, da er fürchtete, ich würde künftig bald dem Schulstand Adieu sagen und mich gar vermessen wollen, Theologie zu studieren.

Im Frühling 1843 meldete ich mich, auf Verlangen meines Vaters und auf ein glänzendes Zeugnis von Mayer in Betreff meiner Fähigkeiten und Kenntnisse, zum Lehrgehilfenexamen, sogenannten ersten Dienstexamen; ich wurde aber von der Oberschulbehörde wegen zu großer Jugend (ich war erst 16 Jahre alt) zurückgewiesen. Da ich meinem Vater, weil ich mich gar nicht mehr recht zu Feldgeschäften verstehen wollte und er mich infolge meiner Weigerungen öfter mit Schlägen traktierte, allmählich lästig wurde, so gab er sich bei den nächsten Behörden alle Mühe, mir bald eine Stelle auszuwirken.

Schon November 1843 gelang es, wegen großen Lehrgehilfenmangels noch vor Erstehung des Examens, mir eine Lehrgehilfenstelle zu verschaffen. Ich wurde nach Unterenzingen bei Nürtingen am Neckar geschickt. Mein Döte (Pate), der Müller Haug<sup>2)</sup>, führte mich mit meinen Habseligkeiten, die aus einem mit einigen wenigen Kleidern, Hemden und Büchern gefüllten Kasten nebst einer Bettlade und Bett bestanden, an den Ort meiner Bestimmung. Wir langten den 15. November Abends spät an.

1) Die griechische Bezeichnung für das sogen. 1. Buch Moise.

2) Christian Haug genannt Totzcher, ein „Wetterlein“ (Cousin) des Gaf-Warte, war auf der sogen. Unteren Mühle (offiziell: Böllatmühle), die er aber schließlich verkaufte.

Zum Glück war in Unterenfingen ein alter Freund meines Vaters, der Müller Michael Schwarzkopf<sup>1)</sup>, der Oheim des „Fritzle“. In seinem Hause fand ich eine gastliche und freundschaftliche Aufnahme, und dort begann eigentlich erst das Leben recht für mich. Bisher war ich unter der strengen Aufsicht meines Vaters gestanden, und jedes geringe Versehen wurde von ihm hart gestraft. Jetzt erst bewegte ich mich frei; ich glich einem dem Käfig entflohenen Vogel. Im Schulhause wurde ich einquartiert. Ich bekam außer freier Wohnung, die freilich vieles zu wünschen übrig ließ (das Zimmer war unheizbar), noch Kost und 40 fl. Salär per Jahr. Meine Obliegenheiten bestanden darin, täglich 5 Stunden die jüngeren Klassen der Schuljugend (Kinder von 6—10 Jahren, beinahe 100 an der Zahl) im Lesen, Schreiben, Rechnen, biblischer Geschichte, deutscher Sprache und Aufsatz zu unterrichten und die Glocken zu läuten. Da ich schon in Ostdorf von Mayer zum Unterrichten angehalten worden war, so unterzog ich mich anfänglich mit großem Eifer meinen Berufspflichten.

Wenn die Schule vorbei war, studierte ich Lateinisch, Griechisch und namentlich Hebräisch. So begann ich November 1843, gleich nach meiner Ankunft in Unterenfingen, den Jesaja im Urtext zu lesen, was mir unbeschreibliche Freude machte. Sehr lästig bei dem einbrechenden Winter war es für mich, daß ich kein heizbares Zimmer hatte. Einige Stunden, solange es noch warm war, studierte ich noch im Schulzimmer; dann aber ging ich sehr häufig in die Mühle ( $\frac{1}{4}$  Stunde vom Ort entfernt) zu Schwarzkopf, der eine ziemlich zahlreiche Familie hatte, wo ich mich sehr gut unterhielt und manchmal sehr mutwillig und ausgelassen war. Einem jüngeren Sohne<sup>2)</sup> von Schwarzkopf gab ich Privatunterricht in den Elementen des Lateinischen. Öfter nahm ich ein Buch mit, und wenn ich des Schwagens müde war, stahl ich mich in eine Ecke der sehr geräuschvollen Mühle und las; aus diesen Meditationen wurde ich häufig von den Töchtern des Müllers aufgerüttelt.

Im Schulhause selbst, bei Schulmeister Zeyher, bei dem ich die Kost hatte, fühlte ich mich wenig behaglich. Zeyher war ein ziemlich unwissender und ungebildeter Mann, der meinen höher strebenden Geist nicht gut vertragen konnte und mich verschiedentlich quälte und peinigte. Der Pfarrer Hoffmann<sup>3)</sup>, damals kränklich, war ein sehr stolzer, hochfahrender Mann, gewohnt, die Lehrer nur wie Knechte zu behandeln. Weder von ihm noch von dem Schulmeister wurde mir eine freundliche Behandlung zuteil, so daß es öfter zu unangenehmen Auftritten für mich kam. In der Schule war ich anfänglich sehr streng, prügelte die unfolgsamen Kinder tüchtig durch, was mir viele Unannehmlichkeiten zuzog. —

Da ich in der Mühle zu vielfach vom Studieren abgezogen wurde, so war es mir ungemein erfreulich, daß mir ein Bürger des Dorfs, der Glaser Rumpff<sup>4)</sup>, für jeden Abend seine ziemlich ruhige Wohnstube zum Studieren öffnete. Ich schaffte sogleich meine Bücher dorthin und fand mich bald nach 6 Uhr Abends ein, um bis 12 oder 1 Uhr fort-

1) Johann Michael Schwarzkopf, geb. zu Ostdorf am 11. Oktober 1797, war (vermutlich 1842) von Sulz a. N. nach Unterenfingen gezogen; er scheint aber auf der dortigen Mühle keine glänzenden Geschäfte gemacht zu haben, weshalb er etwa 1850 seinen Stab weiterfegte nach Untersteinbach Ob. Öhringen. Seine Nachkommen sollen jetzt in Nordheim Ob. Brackenheim ansässig sein. Im übrigen s. oben S. 43 Num. 3.

2) Wohl Christian Gottfried (geb. 26. Dez. 1835), der später Kaufmann geworden sein soll.

3) M. Friedrich Ernst Gottlieb Hoffmann, geb. zu Stuttgart am 19. Mai 1789, von 1813—1823 Hofmeister des Herzogs Alexander von Württemberg, dann Helfer, später Stiftsoberhelfer und zuletzt Amtsbekam in Stuttgart, seit 1837 Pfarrer in Unterenfingen. Er starb 1866.

4) Ludwig Friedrich Rumpff (1794—1863) stammte aus Nürtingen, wo sein Vater ebenfalls Glaser war; er war verheiratet seit 19. Nov. 1822 mit Barbara Feinzelmann.

zuarbeiten. Ich übersezte aus Plato, Lucian, Tacitus, aus dem alten Testament, trieb nebenbei etwas Naturgeschichte und Geographie zur Vorbereitung auf das im Frühling 1844 zu erstehende Lehrgehilfenexamen.

Schmerzlich vermiste ich die nötigen Bücher. Mein Gehalt war zu klein, als daß ich mir hätte deren viele kaufen können, und von meinem Vater hatte ich keine oder nur sehr geringe Hilfe zu erwarten. Da schon damals gerade alles Orientalische einen ganz besonderen Reiz für mich hatte, so konnte ich nicht umhin, mir zu Weihnachten Tychsen's *Elementale Syriacum*<sup>1)</sup> von Stuttgart kommen zu lassen; Hezel's arabische *Grammatik*<sup>2)</sup> hatte ich mir schon in Balingen von Flatt erworben. Ich ließ das syrische Elementarbuch sofort durchschließen, lernte die wenigen grammatischen Regeln und fing zu übersehen an. Der Pfarrer Hoffmann, dem vom Schulmeister über meine Studien Bericht erstattet wurde, war nicht sehr einverstanden damit; er verwarnte mich deswegen, was aber wenig fruchtete, mich im Gegenteil zu neuem Eifer anspornte.

Indes machte ich im ganzen in Unterenzingen nur geringe Fortschritte in meinen Studien; ich hatte zu viele Abhaltungen. Die stärkste war, daß ich mich in eine Tochter des Dorfs verliebte, zu deren Eltern ich sehr häufig kam. Doch, wie ich erfuhr, daß sie bereits mit mehreren frühere Verhältnisse geknüpft habe (wenn auch ganz unschuldige), so erkaltete mein Herz, ich erkannte die Torheit dieser Neigung und wandte mich wieder auf das eifrigste meinen Studien zu.

Endlich, im April 1844, sollte ich das Lehrgehilfenexamen in Eglingen bestehen. Da ich in den vorangegangenen Jahren mich mehr mit klassischer Philologie als mit dem, was im Examen gefordert wurde, beschäftigt hatte, so kam es, daß ich nicht das von Mayer gewünschte und gehoffte glänzende Prüfungszeugnis „recht gut“ erhielt, sondern mich mit „ziemlich gut“ begnügen mußte. Die besten Zeugnisse erhielt ich in Geschichte, deutscher Sprache und Naturgeschichte. Da ich einmal für den Orient ganz erglühte, so konnte ich nicht unterlassen, das Wenige, was ich bereits davon wußte, auch in meinen schriftlichen Examensarbeiten, zum nicht geringen Ärger der Examinatoren, anzubringen, die darin einen ganz außergewöhnlichen Übermut erblickten und mir zum Teil geringere Zeugnisse gaben, als ich wirklich verdient hatte.

Nachdem ich nach Ersetzung der Prüfung nach Unterenzingen zurückgekehrt war, wurde meine Lage dort immer unangenehmer und meine Stellung weniger haltbar. Daher hielt ich es für das Geratenste, bei dem Konsistorium um meine Versetzung nachzusuchen. Meiner Bitte, die vom Pfarrer unterstützt wurde, wurde willfahrt, und Mitte Mai 1844 wurde ich als Lehrgehilfe nach Großbottwar bei Marbach befördert.

Dort, wo ich auch eine etwas bessere Stelle hatte, konnte ich mich im ganzen etwas freier bewegen. Ich war nicht gezwungen, bei einem der Schulmeister Kost zu nehmen, sondern konnte mir selbst mein Kosthaus wählen. Das Lehrpersonal bestand aus 2 Schulmeistern und 2 Lehrgehilfen. Mit meinem Spezialkollegen Mayer wohnte ich zusammen bei dem Metzgermeister Neper<sup>3)</sup>, wo uns eine sehr gute Kost verabreicht wurde.

1) Olaf Gerhards Tychsen *Elementale Syriacum sistens grammaticam, chrestomathiam et Glossarium, sub-iunctis novem tabulis aere expressis*. Rostochii 1796. Haug's durchgeschossenes Exemplar ist neuerdings, durch die Güte seiner Schwiegertochter, in meinen Besitz gelangt.

2) J. W. F. Hezel (1754—1824), Theolog und nebenbei auch Orientalist, verfaßte eine „Erleichterte arabische Grammatik nebst einer kurzen arabischen Chrestomathie“, sowie eine „Anweisung zur arabischen Sprache bei Erinnerung alles mündlichen Unterrichts“ — beide Bücher ohne wissenschaftliche Bedeutung.

3) Dieser Metzgermeister Neper († 1875) hatte damals im ganzen 4 Kostgänger, darunter auch den Schulmeister Schulz (s. die folgende Anm.).

Mein Schulmeister, Schulz<sup>1)</sup>, war ein vernünftiger Mann, der an wissenschaftlichen Dingen einigen Geschmack hatte und mich deswegen in meinen philologischen Studien nicht störte. Der Stadtpfarrer Burk<sup>2)</sup>, der bekannte Herausgeber des Christenboten, war ein humaner Mann, der mir auch nicht viel Hindernisse in den Weg legte, wenn schon ihm mein Treiben nicht ganz passend schien; er gab mir den Rat, den Schulstand zu verlassen und zu studieren. Mit diesem Gedanken hatte ich mich selbst schon lange getragen; aber ich sah keine Möglichkeit zu seiner Ausführung, da mein Vater wenig geneigt schien, mir das nötige Geld zu geben.

Wenn ich schon die ungemeinen Schwierigkeiten einsah, die sich meinem Vorhaben entgegenstellten, so wollte ich wenigstens alles daransetzen, um an das Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Ich schrieb August 1844 an meinen Vater einen langen Brief, worin ich ihm die Gründe, warum ich den Schulstand verlassen müßte, auseinandersetzte, und ihn bat, mir mein Muttergut, das freilich nur ungefähr 400 fl. betrug, zur Disposition zu stellen, damit ich das Gymnasium besuchen und dann studieren könnte. Ich drückte die Hoffnung aus, ich würde mich in Tübingen, wie mancher andere, durch Stundengeben und etwaige Stipendien durchbringen können. Mein Vater beriet sich mit dem Pastor, der ihm abriet und mir dies in einem Briefe anzeigte.

Ich ließ trotz dieses Abschlags den Mut nicht sinken, sondern strengte alle meine Kräfte an, um mir so viele Kenntnisse zu erwerben, daß ich mit Uebergehung des Gymnasiums das Maturitätsexamen erstehen und sofort die Universität Tübingen beziehen könnte. Da ich außerdem in der Schule ungefähr 140 Kinder anfänglich 5, später sogar 6 und 7 Stunden täglich zu unterrichten hatte und überdies, um mein Einkommen etwas zu verbessern, einige Privatstunden (die Stunde zu 4 Kreuzern) gab, so wurde ich infolge der übermäßigen Anstrengungen für mehrere Wochen krank, in welcher Krankheit ich von meiner Kostfrau aufs sorgfältigste gepflegt wurde.

Nachdem ich völlig hergestellt war, arbeitete ich desto eifriger an der Erweiterung meiner Kenntnisse. Obschon meine nächste Aufgabe die war, mich tüchtig im Lateinischen und Griechischen umzusehen, so war mein Hang zum Orientalischen bereits so groß, daß ich ihm etwas nachgab und bereits Sommer 1844 das Studium des Sanskrit, sowie das von Ewald's hebräischer Grammatik begann.

Beim Studium des Sanskrit entbehrte ich sogar der Grammatik. Der Antiquar Steinkopf in Stuttgart hatte im Schwäbischen Merkur<sup>3)</sup> drei Bücher für den Anfang des Sanskrit-Studiums ausgeschrieben: 1) Bopp's Kritische Sanskrit-Grammatik<sup>4)</sup>, 2) Nal und Damajanti, Sanskrit und Latein<sup>5)</sup>, von Bopp, 3) Rosen, Radices Sanscritae<sup>6)</sup>. Sowie ich die Anzeige gelesen, bat ich ihn um Zusendung der Bücher; ich erhielt aber nur die zwei letzten (die Grammatik war leider schon verkauft), und zwar zuerst nur den Sanskrittext des Nal und Damajanti; Rosen bekam ich 14 Tage später. Sowie ich den

1) Friedrich Schulz, geb. 1808 in Großbottwar als Sohn des dortigen Stadtchirurgen, ist unverheiratet geblieben. Er scheint sich schließlich etwas zu sehr dem Alkohol ergeben zu haben, ist im Zusammenhang damit 1858 pensioniert worden und nach Stuttgart übergesiedelt.

2) M. Johann Christian Friedrich Burk, geb. den 7. März 1800 zu Stuttgart, seit 1835 Stadtpfarrer in Großbottwar; 1849 wurde er als Diakonus bei St. Leonhard nach Stuttgart versetzt.

3) In der Schwäbischen Chronik vom 15. Juni 1844 bietet Ferdinand Steinkopf (Kronprinzstraße 38) unter andern „wertvollen und wohlfeilen Werken“ gegen portofreie Einsendung des Betrags auch die beiden im Text genannten Bopp'schen Bücher an, nicht aber die Radlees Sanscritae, die Haug anderswie bekommen haben muß.

4) Kritische Grammatik der Sanskritsprache in kürzerer Fassung. Berlin 1834.

5) Nalus, Maha-Bharati episodium: textus sanscritus cum interpretatione latina et annotationibus criticis. Ed. II. Berol. 1832.

6) Berol. 1827.

Text in der Hand hatte, begann ich das Studium. Da ich kein Alphabet fand, so entzifferte ich mir dasselbe auf folgende Weise. Ich sammelte die Eigennamen in der lateinischen Uebersetzung, suchte die entsprechende Zeichengruppe im Original und bemühte mich, so die Zeichen für die einzelnen Buchstaben herauszufinden. Auf diese Weise gelang es mir auch wirklich, nach wenigen Tagen die meisten Zeichen der Sanskritschrift kennen zu lernen. Als ich später die Radices von Rosen erhielt, so vervollständigte ich mein Alphabet. Nachdem ich etwas lesen gelernt hatte, suchte ich mir die Kenntnis der Deklinationen und Konjugationen zu erwerben, wo ich auf ähnliche Weise verfuhr, stets die lateinische Uebersetzung mit dem Original zusammenhaltend.

Am meisten interessierte mich außer dem Sanskrit damals Ewald's „Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache“, 5. Auflage 1844, namentlich weil darin eine Menge einzelner Bemerkungen über verschiedene orientalische Sprachen enthalten waren; ich konnte indes nur naschen, aber das streng wissenschaftliche Buch noch nicht recht verstehen; ich sparte es für spätere Zeiten auf. In der klassischen Philologie kam ich nicht so recht vorwärts; doch las ich Xenophon's Memorabilien und Anabasis. Außerdem mußte ich noch einige pädagogische Aufsätze für die Schulkonferenzen machen. Bei diesen Studien fand ich nirgends die geringste Aufmunterung; ja ich wurde meist nur verlacht. Aber alles Abreden, alles Spotten und Lachen half nichts.

Im Winter 1844—1845 ging mit meinem innern Leben eine merkwürdige Veränderung vor. Ich fing auf einmal die Stunden der Pietisten, deren eine große Zahl in Großbottwar war, zu besuchen an, fand aber bald wenig innere Befriedigung und gab den Besuch auch wieder auf.

Im August 1845 machte ich eine Ferienreise nach Ostdorf; ich suchte meinen Vater persönlich durch allerlei Bitten und Vorstellungen zu bewegen, mich studieren zu lassen; jedoch vergebens. Der Pfarrer erklärte mein Streben für ganz verkehrt und legte es mehr oder minder nur als Uebermut aus. Mein Vater, der ein kleines Gut besaß, wollte sich nicht dazu verstehen, mir Geld zu geben, nicht einmal mein Muttergut; denn alles, was er erübrigte, verwandte er auf Vergrößerung seines Besitztums. Dieser ungünstige Erfolg meiner Reise schreckte mich nicht im geringsten ab, sondern verdoppelte nur meinen Eifer.

Nach Großbottwar zurückgekehrt, fand ich ein Schreiben des Konsistoriums vor, das mich nach Weihingen am Neckar bei Ludwigsburg berief. Ende August 1845 siedelte ich mich über. Hier hatte ich es weit ruhiger als in Großbottwar. Meine Verhältnisse waren im Ganzen leidlich. Mein Schulmeister, Krieger, war ein sehr artiger, vernünftiger und gebildeter Mann, der mir vollkommen freien Spielraum ließ und mir sogar überall förderlich war; der Pfarrer <sup>1)</sup> war etwas schwachköpfig, vom Schulmeister etwas abhängig, und kümmerte sich wenig um mich.

Von hier aus machte ich mehrere briefliche Versuche, meines Vaters Einwilligung zum Studieren zu erhalten, die aber alle gänzlich fehlschlügen. Ebenso wenig nützte mich die im Juli 1846 nach Ostdorf unternommene Ferienreise; mein Vater, stets vom Pfarrer bestärkt, weigerte sich standhaft, mir nur das Geringste zu geben, und wurde zuletzt so erbost auf mich, daß er mir verbot, für die nächsten Jahre sein Haus zu betreten. Doch seine Weigerung, die mit allen möglichen Drohungen verbunden war, verdoppelte nur meinen Eifer. In mir selbst, dachte ich, liegt meine Zukunft; besitze ich nicht die nötigen

1) M. Karl August Geyer, geb. 26. Okt. 1794 zu Walddorf Osh. Ragold, 1845—1866 Pfarrer in Weihingen.

Vorkenntnisse, so komme ich ewig nicht von dem Schulstande los, der mir so allmählich lästig und etwas verhaßt zu werden begann.

Ich warf mich jetzt namentlich auf das Hebräische, und fing an, Ewald's ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache gründlich zu studieren und das Lexikon von Gesenius auswendig zu lernen. Das Verständniß des Ewald'schen Buchs wurde mir nicht leicht; aber ich ließ mich keine Mühe verdrießen. Zuerst las ich einen Paragraphen mehreremal genau durch, dann legte ich das Buch weg und schrieb alles, was ich davon im Gedächtnisse behalten hatte (gewöhnlich den ganzen Paragraphen) nieder. Im Griechischen und Lateinischen trieb ich hauptsächlich nur Grammatik. Die Bücher kaufte ich mir von meinem sauer ersparten Gelde; doch beliefen sich alle meine Einnahmen in Beihingen auf kaum mehr als 60 fl. per annum.

Noch während meines Aufenthalts in Beihingen lieferte ich einen größern Konferenzanfaß „Über die Fortbildung der Lehrer“, der bei der zahlreich besuchten und von dem Direktor, Pfarrer Mayer<sup>1)</sup> in Pflugfelden, zu Ludwigsburg April 1847 abgehaltenen Konferenz ein solches Aufsehen erregte, daß vielfach Zweifel erhoben wurde, ob ein gewöhnlicher Lehrer überhaupt Verfasser eines so vielerlei Kenntnisse bekundenden Aufsatzes sein könne, oder ob derselbe nicht vielmehr aus irgend einem Buche abgeschrieben sei. Der Konferenzdirektor selbst schwankte etwas; doch mein Schulmeister — ich selbst konnte nicht anwesend sein — zerstreute durch sein Zeugnis alle Zweifel, und so wurde der Aufsatz mit einem glänzenden Prädikate an die Oberschulbehörde geschickt.

Ob schon mein Aufenthalt in Beihingen gar nicht unangenehm war, so wünschte ich, meiner Fortbildung wegen, und namentlich, um Gelegenheit zu Unterricht in den klassischen Sprachen zu bekommen, gerne in eine größere Stadt, namentlich Stuttgart, versetzt zu werden. Mein Schulmeister, der mich nicht gern verlor, da ich die sehr heruntergekommene Schule (die jüngere Klasse) durch großen Fleiß und Eifer bedeutend emporgebracht hatte, billigte schließlich doch meine Gründe und gieng mit mir zu Dekan Christlieb<sup>2)</sup> nach Ludwigsburg, um meine Bitte persönlich zu unterstützen. Dieser sagte, er wisse im Augenblick etwas Besseres; ich könne später immer noch in eine Stadt kommen. Es sei gerade die Privatlehrerstelle auf dem Hardt- und Schönbühlhof<sup>3)</sup> bei Schwieberdingen (unweit Stuttgart), die viele Vorteile böte, vakant; wenn ich sie wünsche, so wolle er sie mir verschaffen. Ich erklärte mich sofort bereit und erhielt sofort auch die Erlaubnis des Konsistoriums zur Uebernahme dieser Stelle.

Ende November 1846 siedelte ich mich an meinen neuen Bestimmungsort über. Ich bewohnte hier ein eigenes Haus mit 7 Zimmern, wovon aber nur eines, das Schulzimmer, heizbar war. Doch mangelte es mir an Holz nicht, so daß ich jetzt zum ersten Male Winters allein in der geheizten Stube arbeiten konnte, ein Vorteil, der mir gerade damals aufs trefflichste zu statten kam. Die Kost nahm ich bei einem Bauern des Hofes zu sehr billigem Preise, 60 fl. das ganze Jahr (für vollständige Verköstigung). Mein Salär belief sich auf 150 fl.; außerdem bekam ich noch manche Geschenke. Die Schule war sehr klein; ich hatte nur einige und zwanzig Kinder, aber von allen Altersklassen, zu unterrichten.

1) Joseph Mayer, geb. 29. April 1801 zu Göppingen, seit 1832 Pfarrer in Pflugfelden († 1867).

2) M. Heinrich Christlieb, geb. 13. Jan. 1797 zu Stuttgart, 1838—1844 Dekan in Heidenheim, seit 1844 in Ludwigsburg.

3) Die beiden Höfe liegen dicht beisammen; aber der Schönbühlhof gehört zur Gemeinde Markgröningen, während der Hardthof zu Schwieberdingen gehört.

Jetzt erst hatte ich diejenige relative Unabhängigkeit erreicht, die ich für meine Privatstudien schon lange sehnlichst wünschte. Auf dem Hof war ich die erste Person, und wußte mir auch bald die Liebe und das Vertrauen der Leute dort zu gewinnen. Ich stand zwar unter der Aufsicht des Stadtpfarrers von Markgröningen<sup>1)</sup>, der aber nur sehr selten, vielleicht vierteljährlich nur einmal, auf den Hof kam und mit dem ich auf sehr guten Fuß mich stellte.

Da mich die kleine und von meinem Vorgänger in sehr gutem Stande mir hinterlassene Schule nicht sehr in Anspruch nahm, so fand ich desto mehr Zeit zu meinen Privatstudien, die sich nun immer mehr auf das im Maturitätsexamen (Abiturientenprüfung) zu wissen Nötige konzentrierten, obschon ich meinem Hange, einzelne Brocken aus orientalischen Sprachen aufzuschnappen, nicht ganz entsagen konnte. Hier reifte auch vollends mein Plan, sofort, ohne Besuch eines Gymnasiums, das Maturitätsexamen zu erstehen, um dann die Erlaubnis meines Vaters zum Studieren desto leichter erhalten zu können, da der Pfarrer Stählen meinem Vater es stets als eine Unmöglichkeit dargestellt hatte, daß ich, ohne mehrere Jahre das Gymnasium besucht zu haben, die Universität beziehen könnte. Da ich aber einmal den festen Entschluß, das Examen zu machen, gefaßt hatte, so unterzog ich mich auch den furchtbarsten Anstrengungen: ich arbeitete fast ganze Nächte hindurch; auf meinem Tische stand stets eine Schüssel mit kaltem Wasser, womit ich mich fleißig wusch, um meinen Kopf zu erfrischen. Wenn ich an heißen Sommertagen etwas schläfrig wurde, so steckte ich die Füße in einen Kübel voll kalten Wassers, um nicht zu erschlaffen. An meinen Vater sowie an den Pfarrer schrieb ich öfter, ihnen meinen Entschluß mitteilend; ich wurde aber nur abschlägig beschieden. Doch mein Mut wankte nicht. Ich schrieb meinem Vater: „solange mir die Zähne nicht ausfallen und die Haare nicht grau werden, gebe ich nicht nach.“ „Durch Kampf zum Sieg“, war stets mein Lösungswort.

Da ich über etwas mehr Geld zu verfügen hatte, als früher, so kaufte ich mir die nötigen Bücher, und auch manche unnötige, in Stuttgart. Ich ging mehremal zu Antiquar Levi nach Stuttgart, das nur 4 Stunden von meinem Hofe entfernt war, und suchte mir aus, was mir gefiel, wenn ich es gerade bezahlen konnte. Unter andern kaufte ich mir den ersten Band von Kreuzer's Symbolik und Mythologie und Nork's Etymologisch-mythologisch-symbolisches Wörterbuch, sowie seine „Syrischen Götter“<sup>2)</sup>. Letzteres las und studierte ich mit dem größten Eifer, um mir religionsgeschichtliche Kenntnisse zu erwerben. Obschon, wie ich sehr bald erkannte, das Buch ohne allen wissenschaftlichen Wert und nur aus verschiedenen andern Schriften sehr unkritisch zusammengestoppelt ist, so war es mir von unberechenbarem Nutzen.

Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit las ich alles, was auf Indien und Persien Bezug hatte, da meine Neigung immer mehr für diese Länder, namentlich ihre Religionschriften, erglühete. Ich empfand bald ein brennendes Verlangen, Weda und Zendawesta im Urtext zu lesen, sah aber wohl, daß dieser Wunsch nur auf der Universität Tübingen erfüllt werden könnte.

Schon seit Jahren (seit 1842) las ich mit ungeduldiger Hast und mit der brennendsten Neugierde den jedes halbe Jahr im Schwäbischen Merkur erscheinenden Lektions-

1) Ludwig Christian Hoffmann, geb. 25. Juli 1808 zu Weisingen, 1835 bis 1842 Garnisonspfarrer auf Höhenaperg, dann Stadtpfarrer in Markgröningen.

2) F. Nork, Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch. Stuttgart 1843/5; —, Die Götter Syriens. Mit Rücksichtnahme auf Forschungen im Gebiete der Archäologie. Stuttgart 1842. — „Nork“ war das Pseudonym des böhmischen Juden Friedrich Korn (1803—1850), eines berühmten Pflanzensammlers.

fatalog der Universität Tübingen durch, und richtete namentlich mein Augenmerk auf die Vorlesungen Ewalds. Meine Verehrung und Bewunderung dieses Mannes, von dessen Schriften ich mir so viele zu verschaffen suchte, als meine beschränkten Mittel es gestatteten, war eine völlig maß- und grenzenlose. Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als zu seinen Füßen zu sitzen und von dem Meister Arabisch, Äthiopisch, Syrisch, Sanskrit, Zend, Türkisch zu lernen. Als ich 1846 durch Tübingen reiste<sup>1)</sup>, besuchte ich einen mir bekannten studiosus theologiae<sup>2)</sup> und bat ihn dringend, mich in eines der von Ewald gelesenen Collegia mitzunehmen; er willfahrte meinem Wunsche, und brachte mich in seine Vorlesung über die hebräischen Altertümer. Ich lauschte jedem seiner Worte — er sprach gerade über die Schlacht- und Speiseopfer — mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und wußte am Schlusse der Vorlesung fast die ganze auswendig. Meine Bewunderung stieg endlich so weit, daß ich im April 1847, nachdem ich bereits den Entschluß, Herbst jenes Jahrs die Maturitätsprüfung zu erstehen, gefaßt hatte, an ihn schrieb, ihm meine tiefe Verehrung und meinen brennenden Wunsch ausdrückte, unter seiner Leitung orientalische Sprachen zu studieren. Vierzehn Tage darauf schrieb er mir einen sehr freundlichen Brief, worin er mir, wenn ich nach Tübingen komme, seine Hilfe zusagte.

Dieser Brief verdoppelte meinen Eifer; aber mein Vater weigerte sich fortwährend standhaft, mir die Erlaubnis zum Studieren zu geben. Doch für mich war es eine Lebensfrage, und ich war fest entschlossen, entweder zu siegen oder unterzugehen. Ich beschränkte mich jetzt hauptsächlich auf Lateinisch und Griechisch, konnte es aber doch nicht unterlassen, täglich 2—3 Stunden auf das Hebräische zu verwenden. Ich las Psalmen, Sprüche, Hiob, Jesaja im Urtext, und zum Teil mit ziemlicher Fertigkeit. Ewald's Grammatik wußte ich zum großen Teile auswendig.

Endlich im Juli meldete ich mich zur Maturitätsprüfung, und zwar zu der sogenannten Konkursprüfung, durch welche der glückliche Bewerber in das berühmte Tübinger Stift aufgenommen wird. Ich meldete mich, nicht weil ich irgendwie glaubte, in das Stift aufgenommen werden zu können, sondern weil alle, die überhaupt Theologie (auch auf ihre Kosten) studieren wollten, damals gezwungen waren, die schwere Konkursprüfung mitzumachen, um dem Andrang zum Studium der Theologie etwas zu steuern.

Mein Gesuch schickte ich an den Dekan Christlieb von Ludwigsburg, der mir dasselbe mit dem Bemerkn wieder zustellen ließ, ich müsse es ihm persönlich überbringen. Ich machte mich sofort eines Tags auf den Weg nach dem 3 Stunden entfernten Ludwigsburg. Der Dekan empfing mich sehr barsch, schilderte mein Vorhaben nur als Ausgeburt des Übermuts und Hochmuts, sprach mir alle die nötigen Kenntniße ab und sagte, daß ich, wenn mir mein Plan auch wirklich gelingen sollte, nur einer der miserabelsten und unwissenschaftlichsten Pfarrer in ganz Württemberg werden würde. Ich entgegnete ihm, daß mein Plan wohl überlegt, lange vorbereitet sei, und daß ich mich durch nichts von meinem Vorhaben abschrecken laße; er drohte mir mit Entziehung meiner Stelle: auch dies machte mich nicht im mindesten schwankend; ich bestand darauf, daß mein Gesuch nach Stuttgart geschickt würde, und erklärte, falls er dies nicht tun wollte, es selbst nach Stuttgart zu bringen. Von den Schwierigkeiten, die mir mein Vater bereitete,

1) Auf der oben (S. 51) erwähnten Ferienreise nach Ostorf, im Juli 1846.

2) Es wird wohl einer der beiden aus Balingen gebürtigen Stifter Hagis († 1873 als Pfarrer in Göttingen) oder Wahrenberger († 1878 in Amerika) gewesen sein. Sonst käme höchstens noch der Frommerner Pfarrersohn Karl Christian Immanuel Schuh (jetzt als Pfarrer a. D. in Wöblingen lebend) in Betracht.

schwieg ich. Meine Festigkeit und Entschiedenheit imponierten ihm, und er verstand sich endlich dazu, das Gesuch zu befördern.

Im September sollte das Examen stattfinden. Aber gerade als die Zeit herannahte, war ich infolge meiner ganz übermächtigen Anstrengungen krank geworden, so daß ich längere Zeit das Bett hüten mußte. Das Examen unterblieb, und mein Mut begann jetzt etwas zu sinken.

Nachdem ich von meiner Krankheit hergestellt war, ließ ich mehrere Wochen alle meine philologischen Studien beiseite liegen, und dachte ernstlich daran, meine Bücher zu verkaufen und mich auf das zweite Dienstexamen vorzubereiten, um endlich einmal Unterlehrer und später Schulmeister werden zu können. Doch es war mir nicht möglich, mich von meinen Büchern zu trennen. Bald nahm ich die Studien wieder auf, und wurde hierin von Vikar Ostertag<sup>1)</sup> in Schwieberdingen, der mich einmal etwas geprüft hatte und über meine Kenntnisse erstaunt war, aufgemuntert. Er bestärkte mich in dem Glauben, daß ich das Examen wirklich bestehen könnte; doch hielt er es für gut, wenn ich noch einige Monate, etwa einen Sommer, das Stuttgarter Gymnasium sollte besuchen können. Ich nahm meine Studien wieder auf, aber etwas mehr mit Maß, um nicht wieder krank zu werden.

Nicht ohne Wichtigkeit und Interesse für mich waren einige Bekanntschaften in Schwieberdingen, die des Unterlehrer Ott<sup>2)</sup> und die des Lehrgehilfen Kielnecker. Des letztern Onkel war Professor Kurr<sup>3)</sup> in Stuttgart (später Rektor der polytechnischen Schule). Er machte mich mit ihm bekannt, und diese Bekanntschaft ermöglichte mir die Benutzung der Stuttgarter Bibliothek, auf der ich dann sprachvergleichende Schriften, wie Bopp's „Vocalismus“<sup>4)</sup>, „Über das Conjugationsystem der Sanskritsprache“<sup>5)</sup> entlehnte; das Hauptwerk, die vergleichende Grammatik<sup>6)</sup>, konnte ich leider nicht bekommen, weil sie stets ausgeliehen war.

In dem „Vocalismus“ sah ich zum erstenmal Zendtypen; ich kopierte sie sofort, und konstruierte nach den von Bopp gegebenen Umschreibungen das Alphabet. Schon im Winter 46/47 faßte ich den festen Entschluß, künftig den Zendawesta zu übersetzen und zu erklären, da ich gelesen hatte, daß er noch so dunkel sei und das Studium desselben kaum begonnen hätte. Besonders angelegentlich beschäftigte ich mich mit dem Gedanken einmal an einem Sonntage, an dem ich bei sehr kaltem Wetter und leicht gekleidet in das benachbarte Hochdorf<sup>7)</sup> zur Kirche ging. Im Schwäbischen Merkur<sup>8)</sup> las ich damals

1) Wohl Christian Friedrich Ostertag, geb. 12. Mai 1824 zu Ludwigsburg, 1855—1858 Prediger in Rotterdam, 1860—1881 Pfarrer in Schwieberdingen.

2) Johannes Ott, geb. 4. Juli 1825 zu Ebingen, seit 1865 in Tuttlingen angestellt, wo er 1896 als Oberlehrer pensioniert worden ist.

3) Johann Gottlob Kurr (1798—1870) aus Sulzbach an der Murr, ein vielseitiger aber etwas oberflächlicher Naturforscher, war 1841—1857 Vorstand des Stuttgarter Polytechnikums.

4) Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutsche Grammatik und Grass's althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts, 1836.

5) Erschienen 1816.

6) Franz Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Aflawischen, Gothischen und Deutschen. Berlin 1833—52.

7) Hochdorf O. Vaihingen, das den beiden Höfen nächstgelegene Kirchdorf; sowohl nach Marktgröningen als nach Schwieberdingen war es weiter.

8) Im Schwäbischen Merkur vom 22. Febr. 1847 findet sich eine Korrespondenz „Aus Mossul in der asiatischen Türkei vom 16. Dez.“, worin über die Ausgrabungen Lapard's in Nimrud, an der Stelle des alten Ninive und im Anschluß daran auch von Rawlinson's Kopiering und Entzifferung der Inschriften des Königs Darius zu Bistun in Persien berichtet wird. — Henry Rawlinson, ein englischer Offizier, war zeitweilig in persische Dienste getreten, und hatte, während er in Kermanschah in Garnison stand, die Keilschriften, die bei dem etwa 30 km entfernten Dorfe Bistun in eine hohe Felswand, mehr als 100 m über dem Erdboden, eingemeißelt sind, unter Lebensgefahr kopiert. Seitdem hat niemand mehr den überaus schwierigen Aufstieg gemacht, bis im Jahre 1903

etwas von den Entzifferungen der persischen Keilschriften von Rawlinson, was in mir den Wunsch rege machte, künftig einmal auch etwas in diesen dunklen Gebieten zu leisten.

In Betreff meiner Tätigkeit auf dem Hofe verdient noch ganz besonders erwähnt zu werden, daß ich gegen ein Jahr jeden Sonntagnachmittag nach der Sonntagsschule der kleinen Gemeinde predigte. Zu diesen Predigten wurde ich durch folgenden Umstand veranlaßt. Mein Vorgänger Rapp hatte Erbauungsstunden jeden Sonntag auf dem Hof in der Schule gehalten und dem Pietismus manchen Anhänger zugeführt. Ich war dieser Richtung zwar nicht sehr hold, gab aber zuletzt doch dem Witten einiger der Bewohner nach und hielt Erbauungsstunden. Bald aber machte ich den Bürgern den Vorschlag, da sie weit in die Kirche zu gehen hatten (etwa 1 Stunde), ich wolle ihnen jeden Sonntag nachmittag predigen, wofern der Stadtpfarrer von Markgröningen nichts einzuwenden hätte. Der Anwalt des Hofes, in dessen Haus ich die Kost nahm, nebst einigen der angesehensten Bürger des Dorfes suchten beim Stadtpfarrer um die Erlaubnis nach, der sie auch erteilte; nur wünschte er, ich solle aus einem Predigtbuche vorlesen. Doch letzteres verschmähte ich; ich wollte meine eigene Rednergabe erproben. Jeden Samstag machte ich eine Disposition über das sonntägliche Evangelium, arbeitete öfter eine förmliche Predigt aus und hielt sie dann Sonntag mittags vor der zahlreich versammelten kleinen Gemeinde. Ich erntete vielen Beifall; doch waren die Pietisten mit meinen namentlich auf das Historische eingehenden Predigten nicht sehr zufrieden. Außer diesen Vorbereitungen zur Predigt beschäftigte ich mich auch sonst sehr fleißig mit der Bibel; ich las alles im Urtext. Wenn die Schulkinder in der Lutherischen Bibel lasen, so hatte ich stets den hebräischen oder griechischen Urtext zur Hand und las darin nach.

Nachdem mein Plan, im September 1847 das Maturitätsexamen zu bestehen, durch Krankheit vereitelt worden war, hoffte ich eine Hauslehrerstelle in Livland und Esthland zu bekommen, wodurch ich mir die zu einer wissenschaftlichen Ausbildung nötigen Mittel erwerben zu können hoffte. Hiezu eröffnete mir ein württembergischer Lehrer namens Bolz, der, gerade damals Hauslehrer bei dem Herrn von Ditmar in Livland, auf Besuch nach Markgröningen kam, Aussicht. Er sagte, er sei von mehreren adeligen Familien, unter anderem von dem Herrn von Stackelberg, beauftragt, ihm einen Hauslehrer zu verschaffen. Ich erklärte mich bereit, eine solche Stelle anzunehmen, falls mein Plan, das Examen zu machen, vereitelt werden sollte. Bald aber merkte ich, daß ich Bolz nicht sehr angenehm war, weil er, selbst sehr beschränkt und unwissend, meine Ueberlegenheit fürchtete. Ich schrieb später an ihn, erhielt aber keine Antwort. So zerrann diese Hoffnung, auf die ich monatelang viel gebaut hatte.

Während des Winter 1847—48 verkehrte ich sehr viel mit dem Unterlehrer Ott<sup>1)</sup> in Schwieberdingen, der endlich mein Befreier aus dem Schulstande werden sollte. Ich hatte ihm Unterricht in Geschichte und Geographie erteilt, und er zeigte eine große Anhänglichkeit an mich. Er war unabhängig und besaß einiges Vermögen. Im März 1848 erbot er sich auf einmal, mir ungefähr 50 fl. zum Besuch des Stuttgarter Gymnasiums geben zu wollen, um mir das Erstellen der Maturitätsprüfung zu erleichtern.

Mit meinem Vater war ich gänzlich zerfallen. Bei seiner hartnäckigen Weigerung, mir das Geringste zu geben, hatte ich ihm gedroht, ihn wegen der Herausgabe meines Mutterguts und eines kleinen Vermächtnisses meines Ehni gerichtlich zu belangen, da er

der amerikanische Professor W. Williams Jackson abermals hinaufgellettert ist, und die Inschriften photographiert hat.

1) S. o. S. 55 Anm. 2.

nach württembergischen Gesetzen, wie ich mich genau erkundigte, hätte gezwungen werden können, mir wenigstens den dritten Teil herauszugeben. Ich schrieb zunächst an den Schultheißen Vötsch<sup>1)</sup> nach Ostdorf, und ersuchte ihn, meinen Vater zur gütlichen Herausgabe des Mutterguts zu bestimmen. Der Schultheiß ließ ihn kommen; aber mein Vater, der durch diesen Schritt über mich aufs äußerste aufgebracht war, war unerbittlich, ebenso mein Pfleger Jetter<sup>2)</sup>, der Bruder meiner Mutter. Ich dachte nun eine förmliche Klage bei dem Oberamtsgerichte zu Balingen anzustellen, und die Sache bis zum PupillenSenate in Tübingen zu verfolgen. Mein Vater sagte, ich solle nur prozessieren: er hielt es länger aus als ich. Doch diesen äußersten Schritt tat ich nicht; ich hoffte, nach Ersetzung des Maturitätsexamens, auf gütliche Beilegung.

Daß ich den Schulstand verlassen müsse, wenn ich nicht jämmerlich zu Grunde gehen sollte, sahen bald alle meine nähern Freunde ein; ja, manche Geistliche erkannten die Notwendigkeit. Wie weit ich bereits dem Horizont eines Volksschullehrers entrückt war, zeigte ein Juni 1847 in Ludwigsburg vor einem großen aus Lehrern bestehenden Auditorium frei gehaltener 2stündiger Vortrag über indische und persische Mythologie und ein Winter 1848 abgefaßter Konferenzvortrag über die Lehrweise Christi. Hierin führte ich nicht bloß die Bibelstellen im Urtexte an, sondern suchte auch sorgsam alles, was ich in griechischen und römischen Schriftstellern Passendes finden konnte, sowie was ich über Weda und Zendavesta aus York und Kreuzer gelernt hatte, anzubringen. Der Konferenzdirektor sagte mir, ich solle alles daran setzen, auszutreten, da ich bereits eine weit bedeutendere Bildung besäße, als sich mit dem Schulstand verträge. Nun trat Ott ins Mittel und bot mir seine oben schon genannte Unterstützung an.

Gegen Ende März 1848 ging ich nach Stuttgart und meldete mich bei dem Direktor des Gymnasiums, Uebelen<sup>3)</sup>, nachdem ich ihm vorher schriftlich meinen Bildungsgang dargelegt hatte, zur Aufnahme in eine der obersten Klassen des Gymnasiums. Er nahm mich mit großem Wohlwollen auf und sagte mir, ich solle mich gegen Ende April in Stuttgart zu einer kleinen Aufnahmeprüfung einfinden; es werde keine Schwierigkeit haben.

Nun war ich am Rubico angekommen. Der Schulstand sollte und mußte nun quittiert werden; hinter mir lag ein zwar kärgliches, aber doch sicheres Brot, vor mir eine dunkle, ungewisse Zukunft, ein unbekanntes Meer voll Klippen und Rissen, von wilden Stürmen durchtobt. Doch den Mutigen verläßt Gott nicht. „frisch gewagt ist halb gewonnen“. Besondern Mut flößten mir Schillers schöne Worte<sup>4)</sup> ein:

Du mußt glauben, du mußt wagen,  
Denn die Götter leihn kein Pfand!  
Nur ein Wunder kann dich tragen  
In das schöne Wunderland.

Nach einem verzweifelten innern Kampfe schrieb ich mein Entlassungsgesuch nieder und reichte es bei dem Stadtpfarrer von Markgröningen ein. Dieser wohlwollende Mann nahm es zwar entgegen, riet mir aber, vorläufig nur um Urlaub nachzusuchen, den er mir auswirken wolle, damit ich im Falle des Mißlingens meines Planes desto leichter wieder zurückkommen könnte. Doch ich wollte mir alle Brücken abbrechen, um

1) Christian Vötsch, geb. 1784, war 1818—1859 Schultheiß von Ostdorf. Er ist, hochbetagt, erst 1871 gestorben.

2) Gottlieb Jetter.

3) M. Georg Gottlieb Uebelen, geb. zu Holzheim den 23. Sept. 1787, war seit 1814 Professor am Stuttgarter Gymnasium, seit 1833 Rektor desselben. Er wurde 1850 pensioniert.

4) In dem Gedicht „Sehnsucht“.

nicht aus Zaghaftigkeit in einer schwachen Stunde zurückkehren zu können. Ich bestand auf der Entlassung.

Noch ehe ich den Bescheid erhielt, verließ ich schon meinen Posten, da ich mich rechtzeitig im Gymnasium einfinden mußte. Mit etwa 2 Gulden in der Tasche verließ ich den Hof, um eine neue Laufbahn zu beginnen. Ich mietete mich in einem Dachstübchen ein, wofür ich monatlich 2 Gulden zu zahlen hatte; die Mittagskost, die sehr spärlich war, kam mich auf 10 Kreuzer. Morgens früh aß ich gewöhnlich gar nichts, Abends eine dicke Milch. Bei dieser magern Kost arbeitete ich aufs angestrengteste, bereitete mich sorgfältig auf die Lektionen vor, arbeitete die Exerzitien aus und besuchte fleißig die Unterrichtsstunden. Für Orientalisches hatte ich keine Zeit übrig. Dagegen trieb ich als Nebensache Italienisch und las Dante.

Ott schickte mir versprochenermaßen in kleinen Portionen nach und nach die 50 Gulden. Einiges verdiente ich mir noch durch Privatunterricht im Hebräischen, den ich auf folgende Weise mir verschaffte. Ich besuchte, nachdem ich in die oberste Klasse des Gymnasiums aufgenommen war, auch die hebräischen Lektionen des Professors Klaiber<sup>1)</sup>. Bald stellte sich aber heraus, daß ich im Hebräischen bereits viel weiter war als alle Mitschüler, die nicht wenig über meine Fertigkeit im Uebersetzen und meine Wortkenntnis — ich bediente mich nie eines Präparationsheftchens — erstaunt waren. Einer derselben, der auf den Herbst das Konkursexamen machen wollte und im Hebräischen, weil er es erst angefangen, etwas zurück war, bat mich um Unterricht darin. Ich tat dies gern, und bekam für die Stunde 12 Kreuzer.

Im Gymnasium lernte ich am meisten bei Professor Ziegler<sup>2)</sup>, der damals den Ajax des Sophokles erklärte. Klaiber erklärte Tacitus, Kern<sup>3)</sup> Ciceros Tusculanen. Bei Borel<sup>4)</sup> hatte ich französische Lektionen.

Diesmal war ich, trotz meines kurzen Gymnasialbesuchs, fest entschlossen, das Maturitätsexamen zu machen. Meine Lehrer sagten mir auch, ich könne auf guten Erfolg rechnen. Ich meldete mich zum Studium der Philosophie, und erstand September 1848 wirklich die Prüfung mit gutem Erfolg.

Sowie mein Name in dem Schwäbischen Merkur<sup>5)</sup> unter der Zahl der glücklich durchs Examen Gekommenen zu lesen war, machte ich mich auf den Weg nach Ostdorf, um, nachdem der Hauptanstoß beseitigt war, die Einwilligung meines Vaters zum Studieren zu erhalten. Ich kam in einem jämmerlichen Aufzuge in Ostdorf an: Kleider und Stiefel waren zerrissen, da ich kein Geld hatte, um sie mir in Stuttgart machen zu lassen.

Mein Vater nahm mich besser auf als ich dachte. Vom Studieren wollte er anfänglich nichts wissen. Doch der Pfarrer, der über den ganz unerwarteten und von ihm für unmöglich gehaltenen guten Ausgang meines Examens ganz erstaunt war, riet jetzt meinem Vater zu, erklärend, nun wäre es Sünde, wenn er mich länger zurückhalten wollte. Erst Mitte Oktober, kaum 8 Tage vor dem Beginn des Wintersemesters zu Tü-

1) M. Johann Gottfried Klaiber, geb. 15. Sept. 1796 zu Wankheim, war 1823—1866 Professor am Obergymnasium in Stuttgart; er erhielt von den Schülern, wegen seiner altertümlichen Empire-Krawatten, den Spitznamen „Cravatier“.

2) Christoph Ziegler, geb. 3. Febr. 1814 zu Ulm, war — merkwürdiger Weise — kein Stifter, sondern studierte hauptsächlich in Leipzig. Er war 1845—76 Professor am Stuttgarter Obergymnasium; gestorben ist er am 11. Juni 1888.

3) Georg Heinrich Friedrich Karl Kern (1808—1885), ein geborener Dehringer, war seit 1845 Professor am Stuttgarter Gymnasium.

4) E. Borel (1802—1866), ein französischer Schweizer, aus dem Canton Neuenburg stammend, war am Stuttgarter Gymnasium Professor für die neusprachlichen Fächer.

5) Schwäbische Kronik vom 22. September 1848 (Nr. 253), II. Blatt, S. 1359. Das Examen hatte am 12. September stattgefunden, wobei von im ganzen 66 Kandidaten nur 36 bestanden.

bingen, gab mir mein Vater seine Einwilligung, jedoch nicht für die gewöhnliche Studienzeit von 3—4 Jahren, sondern nur für ein halbes Jahr. Er gab mir 90 fl. für den Anfang und sagte, wenn ich mich später nicht allein in Tübingen fortbringen könnte, so müßte ich zu ihm nach Ostdorf zurück und das Studieren quittieren.

Als ich in der Muesenstadt angelangt war, und mein sehnlichster Wunsch, zu dessen Verwirklichung ich Jahre lang mit der größten Energie gekämpft hatte, endlich erfüllt war, so konnte ich es anfänglich kaum glauben; so überwältigend war der Eindruck. Ich beschloß, klassische Philologie zu studieren, und ließ mich zu diesem Zweck in das damals nicht sehr gut geleitete philologische Seminar aufnehmen, dessen Zögling ich auch drei Jahre hindurch blieb. Außerdem wollte ich natürlich auch meinen heftigen Drang zum Orientalischen befriedigen.

Zu meinem großen Bedauern war Ewald, auf dessen Unterricht ich mich so sehr gefreut hatte, Ende des Sommers 1848 in Folge seines Streits mit dem ganz unwissenschaftlichen und unwissenden Privatdozenten Meier<sup>1)</sup>, der von mehreren Tübinger Professoren protegirt wurde, wieder nach Göttingen zurückgekehrt. Schon in Stuttgart, wo ich die Nachricht von diesem für die Universität Tübingen so bedeutenden Verluste las, faßte ich den Entschluß, künftig, wenn es mir irgendwie möglich werden sollte, nach Göttingen zu gehen, um den Unterricht des von mir so hoch verehrten und bewunderten Meisters genießen zu können.

An Ewalds Stelle waren zwei seiner Schüler als außerordentliche Professoren gekommen, eben jener Meier und Roth. Bei Meier hörte ich nichts, da ich ihm gar kein Vertrauen schenkte, schon nach dem, was Ewald öffentlich über ihn geurteilt hatte und was sich mir später als nur zu gegründet erwies. Dagegen besuchte ich fleißig die Lektionen Roths, und war 3½ Jahr einer seiner fleißigsten und aufmerksamsten Schüler. Er konnte nur einen Teil von dem vertreten, was Ewald geleistet hatte. Während Ewalds Vorlesungen sich, außer dem alten Testamente, über die verschiedensten orientalischen Sprachen, Arabisch, Syrisch, Äthiopisch, Chaldäisch, Sanskrit, Zend, Persisch, Türkisch, Armenisch erstreckten, las Roth nur Sanskrit, Zend und Persisch. Ich meldete mich gleich nach meiner Ankunft für den von ihm angekündigten neuen Sanskrit-Cursus. Bald hatte ich die zwei Mitschüler, beide Stiffler, welche mich mit sehr geringschätzigen Blicken betrachteten, weit überholt, was einerseits in meiner frühern, wenn auch sehr lückenhaften Beschäftigung mit dem Sanskrit — ich konnte schon lesen und schreiben, wenn auch nicht gerade geläufig —, andererseits in dem ungewöhnlichen Eifer, womit ich das Studium betrieb, seinen Grund hatte.

Bei dem ersten Besuch, den ich Roth abstattete, sagte ich ihm, ich möchte durchaus Zend lernen, um den Zendawesta übersetzen zu können. Er erwiderte mir, daß ich vorher tüchtig Sanskrit lernen müsse. Ich studierte Grammatik, und las *Nal* und *Damajanti*. Zu Hause schrieb ich mir einige Bücher von Manus Gesehen ab; ebenso machte ich einen Auszug aus Bopps Vergleichender Grammatik und Westergaards *Radices Sanscritae*<sup>2)</sup>. Alle diese Arbeiten führte ich im Lauf des Winters 1848—49 aus. Ich besuchte fleißig das philologische Seminar, nahm lebhaften Anteil an den Debatten und

1) Ernst Heinrich Meier, geb. 17. Mai 1813 zu Kuswend in Schaumburg-Lippe, war, als Schüler Ewalds, 1838 mit diesem nach Tübingen übergesiedelt, und hatte sich 1841 daselbst habilitirt. Weil er dann bei dem Streite Ewalds mit Ferd. Chr. Baur auf die Seite des letzteren trat, entzweite er sich mit seinem ehemaligen Lehrer und soll der mittelbare Anlaß zu Ewalds Weggang von Tübingen gewesen sein. Er wurde 1847 in Tübingen Extraordinarius für orient. Sprachen, später Ordinarius; am 2. März 1866 ist er gestorben. Vgl. auch oben S. 12 Anm. 1.

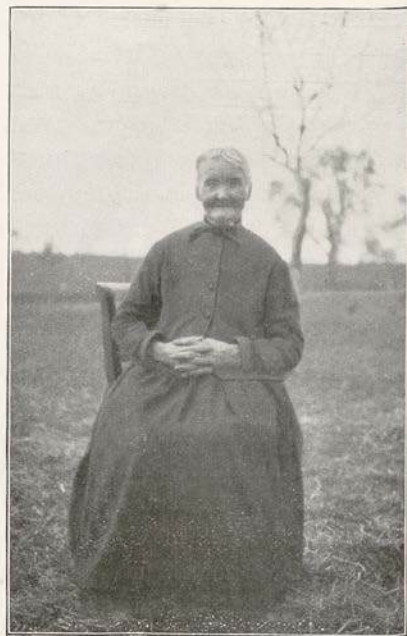
2) *Radices linguae Sanscritae*, Bonn, 1841. Das Werk enthält eine Ausgabe des Dhātupātha, eines einheimischen sogen. Wurzelwörterbuchs.

hörte fleißig die philologischen Collegia von Walz<sup>1)</sup> und Schwegler<sup>2)</sup>. Außer Sanskrit hörte ich bei Roth auch Neupersisch. Mein Mitschüler war Gottlob Wilhelm Hermann<sup>3)</sup>, stud. theol., der ebenfalls Sanskrit studierte und mit dem ich bald sehr eng befreundet wurde.

Mein äußeres Leben war sehr ärmlich und dürftig. Morgens aß ich ein Stück Brot und trank Wasser; die Mittagskost kam mich auf 10 Kreuzer (später 12); Abends genoß ich wieder Wasser und Brot, hie und da aß ich auch eine Milch. Die Kneipe besuchte ich sehr selten. Ich studierte gewöhnlich von Morgens 6 Uhr bis Nachts 12 Uhr mit nur geringen Unterbrechungen, die Kollegien ausgenommen.

Zu Weihnachten 1848 machte ich einen Besuch in Ostdorf bei meinem Vater. Er war nicht sehr angenehm, wie fast keiner, den ich von Tübingen aus bei ihm machte. Es gab immer Streit und oft sehr unangenehme, ja heftige Szenen, namentlich, wenn ich etwas Geld haben wollte. Kleider, so sehr ich derselben auch benötigt war, durfte ich mir in Tübingen nicht machen lassen: er verlangte, sie müssen in Ostdorf gemacht werden. Ich hatte mir März 1849, kurz ehe ich in die Frühlingsferien ging, z. B. eine Kappe in Tübingen gekauft; da diese Kappe einige Groschen mehr kostete, als ich sie hätte vielleicht in Balingen haben können, so wurde ich von ihm deswegen aufs heftigste ausgezankt und beinahe mit Schlägen traktiert.

Die erste Frage indes, die mein Vater beim Besuch Frühling 1849 an mich richtete, war die, ob ich das Stipendium des philologischen Seminars bekomme oder nicht. Zu seiner großen Beruhigung konnte ich ihm mit ja antworten. Er erklärte, daß er mir für den Sommer kein Geld mehr gebe: ich müsse mich jetzt entweder allein fortbringen oder die Universität verlassen. Doch, da er es nicht recht glauben wollte, so wurde ich vielfach von ihm gepeinigt. Ich mußte z. B. mit ihm in demselben Bette schlafen, wie es in Schwaben auf den Dörfern allgemeine Sitte ist. Da er wegen der ihm durch mich verursachten Kosten stets sehr aufgeregter war, so kam es nicht selten vor, daß er stundenlang im Bette mich auszankte oder früh mich weckte, um mich als Geldverbraucher und Taugenichts auszuschimpfen; häufig bekam ich auch tüchtige Puffe. Meine Geschwister, namentlich meine ältere Schwester<sup>4)</sup>, die den meisten Einfluß hatte, waren ganz der Ansicht meines



M. Gaugs noch lebende Schwester,  
die alte Lammwirtin.

1) Christian Walz, geb. zu Münklingen O. A. Leonberg am 28. Febr. 1802, wurde nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien, 1832 außerordentlicher, 1840 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Tübingen. Seit 1842 war er zugleich Ephorus des Stifts. Er starb 1857.

2) Albert Schwegler, geb. am 10. Febr. 1819 als Pfarrerssohn zu Michelbach O. A. Gaildorf, habilitierte sich 1844 in Tübingen für klassische Philologie, und wurde 1848, nachdem zuvor 4 auswärtige Gelehrte einen Ruf auf den betreffenden Lehrstuhl abgelehnt hatten, daselbst zum Extraordinarius ernannt. Er starb im gleichen Jahr wie Walz, 1857.

3) Geboren 15. Febr. 1829 zu Heimsheim O. A. Leonberg, Anfangs der 50er Jahre Pfarrvikar bei M. Stählen in Ostdorf, später Stadtvikar in Wildbad, endlich ständiger Pfarrverweser zu Schussenried. Seit 1866 Pfarrer in Hohenader O. A. Waiblingen, nahm er, durch Heirat wohlhabend und unabhängig geworden, schon 1876, im 47. Lebensjahr, seine Entlassung und lebt seitdem als Privatmann in Stuttgart.

4) Ilrfula, geb. 2. März 1829. Sie hat sich 1852 mit dem Ostdorfer Lammwirt Luippold, später (1863, in 2. Ehe

Vaters. So waren die Ferien meist Tage der Qual für mich, statt der Erholung und Freude, wie bei andern.

April 1849 kehrte ich mit tief bekümmertem Herzen nach Tübingen zurück, in völliger Ungewißheit, ob es mir überhaupt möglich sein werde, länger als noch den Sommer über zu studieren. Alles hing von dem Stipendium ab. Da die Entscheidung darüber sich länger hinauszog als mir lieb war, und ich mich wegen Geldes an meinen Vater wandte, so wurde ich ohne weiteres von ihm dahin beschieden, sofort die Universität zu lassen; er würde, falls er von Amts wegen zur Bezahlung von Schulden für mich aufgefordert würde (was nie der Fall war), sofort an das Amt die Erklärung einsenden, daß er nichts mehr für mich bezahle. Glücklicherweise wurde ich durch Professor Schwegler von meiner Angst erlöst. Ich setzte ihm meine Lage auseinander, und infolge seiner energischen Verwendung gelang es ihm, die Zustimmung von Walz, der einem andern, nicht sehr bedürftigen Kandidaten das Stipendium zugedacht hatte, zu erwirken, so daß mir 75 fl. verwilligt wurden.

Während dieses sorgenvollen Sommers ging mir noch ein anderer Glücksstern auf. Da es ziemlich rasch unter den Studenten bekannt geworden war, daß ich eine nicht gewöhnliche Fertigkeit im Hebräischen besäße, so wurde ich von 2 preussischen Theologen<sup>1)</sup>, die sich gerade damals in Tübingen aufhielten, ersucht, ihnen Stunden darin zu geben. Ich tat es mit dem größten Vergnügen, und erhielt für die Stunde 30 Kreuzer. Von dieser Einnahme wurde es mir möglich, etwas Kleider machen zu lassen, deren ich so sehr bedürftig war. Die Studenten waren mit meinem Unterricht so zufrieden, daß sie mich aufforderten, im Wintersemester 1849—50 ihnen privatissime ein Kolleg über den Jesaja zu lesen. Ich verstand mich dazu, entlehnte die nötigen Kommentare von der Bibliothek, nahm diese in die Ferien mit, und begann in Ostdorf eine förmliche Vorlesung über den Jesaja (1—39) auszuarbeiten, die ich noch besitze. Das Kolleg kam wirklich zu stande: ich hatte 5 Zuhörer und bekam im ganzen 40 fl.

Da ich Winter 49—50 sehr viele Collegia hörte, auf die ich mich vorbereiten mußte, wie auf die bei Roth und das philologische Seminar, und mein Kollegienheft noch lange nicht fertig, so mußte ich mich den furchtbarsten Anstrengungen unterziehen. Ich arbeitete gewöhnlich bis Morgens früh 2 oder 3, und verließ gegen 8 Uhr wieder das Bett.

In eben diesem Winter wurde mir eine Erleichterung zu teil. Ich wurde in den Neuen Bau aufgenommen, bekam aber vorläufig nur freie Wohnung. In diesem Stipendienhause blieb ich, bis ich die Universität verließ (Frühling 1852). Dadurch wurde mir das Studieren bedeutend erleichtert; nebenbei bekam ich noch einige Portionen des Staatsstipendiums, und gab einige Privatstunden. Wie mein Vater sah, daß ich mich allein fortbringen konnte, und ihm gegenüber eine weit selbständigere Stellung geltend machte, so bot er mir häufig von selbst Geld an, das ich aber meist nicht annahm.

Winter 49—50 begann ich das Studium des Weda bei Roth. Er las mit Hermann und mir den von ihm herausgegebenen Weda-Kommentar von Yaska<sup>2)</sup>. Ich bereitete mich sorgfältig vor, brauchte aber sehr viel Zeit dazu. Später schrieb uns Roth

mit Benjamin Haug († 1884) verheiratet, und lebt noch jetzt als Witwe im Lamm in Ostdorf. Die Wirtschafft wird von ihrer ebenfalls verwitmeten Schwiegertochter l. Ehe geführt.

1) Die beiden waren ohne Zweifel Fr. S. G. Förster aus Artern (an der Unstrut, unweit des Kyffhäuser) und Fr. Aug. Th. Koch aus Gebesee (nördl. v. Erfurt, an der Mündung der Gera in die Unstrut); sie wohnten zusammen, im Sommer bei Apotheker Seeger, im darauf folgenden Wintersemester bei Jungfer W. Maier.

2) Yaska, einer der ältesten indischen Grammatiker, lebte etwa im 5. Jahrhundert v. Chr. — Roth's Ausgabe seines Kommentars ist aber erst 1852 erschienen.

Hymnen des Rigweda aus seinem Manuskripte ab und gab sie uns zum Abschreiben. Einige Semester gab er uns wöchentlich eine Stunde Unterricht im Zend. Er las mit uns nach Brockhaus' Ausgabe<sup>1)</sup> einige Kapitel des Vendidad<sup>2)</sup>, und erklärte sie uns aus dem Sanskrit. Da mich das Zend über alle Maßen interessierte, so verwandte ich zu Hause sehr viele Zeit auf die Präparationen zu diesen Lektionen. Da Roth selbst nur sehr wenig von dieser Sprache verstand (seine ganze Weisheit hatte er aus Burnouf geschöpft), so kam es öfter vor, daß ich seine Auffassung bestritt. Die Mitschüler verhielten sich in der Regel ganz schweigend: ihnen war das Zend bei der damaligen geringen Kenntniss, die man von dieser alten Sprache hatte, bei dem Mangel von Grammatik und Lexikon, viel zu schwierig, als daß sie sich die Mühe hätten nehmen mögen, durch Kombinationen aus dem Sanskrit und dem Neupersischen die Bedeutung der Wörter zu enträtseln. Von diesem Unterricht hatte ich nur geringen positiven Gewinn; desto nützlicher und förderlicher war mir Roths Erklärung von Weda-Liedern. Hiemit hatte er sich selbst viel und eingehend beschäftigt; außerdem sind sie lange nicht so schwierig als der Zendawesta.

Gegen Herbst 1850 entschloß ich mich, die von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe: „In fontes, quibus Plutarchus in vitis conscribendis usus est, inquiratur (Untersuchung der Quellen Plutarchs in seinen Lebensbeschreibungen) zu lösen. Da das Thema ein sehr weitschichtiges und für einen Studenten etwas zu schwierig, der Zeitraum von einem Jahr etwas zu kurz war, so mußte ich aufs angestrengteste arbeiten. Von dem Erfolg meiner Bewerbung hing außerordentlich viel für mich ab; ich wollte meine Fähigkeiten erproben. Ich las die meisten griechischen Historiker, namentlich die Fragmentensammlung von Müller<sup>3)</sup> durch, überall spähend, woraus Plutarch seine Berichte geschöpft habe. Bei der kurz zugemessenen Zeit und den vielen Abhaltungen durch Kollegienbesuch und Vorbereitung auf Lektionen konnte ich nur die Lebensbeschreibungen der Griechen samt der des Artaxerges genauer bearbeiten; bei den Römern mußte ich mich meist mit der ungenügenden Arbeit von Heeren<sup>4)</sup> behelfen. Meine Anstrengungen wurden mit Erfolg gekrönt. Den 9. August 1851 hatte ich vor der philosophischen Fakultät ein Colloquium über meine Arbeit zu bestehen; infolge davon wurde mir der Preis zugesprochen und später auf mein Ansuchen die Doktorwürde erteilt.

Mein Vater war ungemein erfreut über diese unerwartet günstigen Resultate meiner Studien; er hielt mich nun viel besser, und im letzten Jahr konnte ich etwas bequem leben. Doch betrug alles bare Geld, das ich von meinem Vater während 3½ Jahren erhielt, mit Inbegriff der Kosten für die Doktorwürde (76 fl.) nur 318 Gulden.

Den 6. November 1851 erhielt ich den Preis: er betrug nur 44 fl.; dennoch freute er mich ungemein. Nun dachte ich ernstlich daran, Frühling 1852 Tübingen zu verlassen und auf ein Jahr nach Göttingen zu gehen, um dort in dem von Karl Friedrich Hermann<sup>5)</sup> damals so trefflich geleiteten philologischen Seminar die klassische Philologie weiter zu treiben und bei Ewald semitische Sprachen zu studieren. Daß mein Vater mir nicht die nötigen Gelder geben würde, wußte ich wohl. Aber, da ich einen Preis gewonnen, so hatte ich Aussicht, von der württembergischen Staatsregierung ein Reisestipendium zu erhalten.

1) Vendidad Sade . . . herausgeg. von H. Brockhaus. Leipzig 1850.

2) So - richtiger: Vi-dév-dát „wider die Dem's (bösen Geister) gegeben“ — heißt ein Teil des Awesta.

3) C. Müller, *Fragmenta historicorum graecorum*. Paris 1841—1870.

4) *De fonab'is et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi commentationes quatuor*. 1820.

5) Karl Friedrich Hermann, geb. 4. Aug. 1804 zu Frankfurt a. M., war seit 1842 Professor der klassischen Philologie in Göttingen. Er starb 31. Dez. 1855.

pendium zu erhalten. Ich meldete mich im Dezember; Anfang Februar 1852 erhielt ich die Nachricht, daß mir 300 fl. verwilligt wären. Mein Vater konnte es kaum glauben.

Noch vor meinem Scheiden wollte ich promovieren, was für mich, da ich bereits einen Preis gewonnen, sehr einfach in Tübingen war. Mein Vater wollte sich lange nicht zur Bestreitung der Kosten für einen „bloßen Titel“ verstehen. Doch endlich vermochte ihn mein Freund Hermann, der unterdessen Pfarrvikar in Ostdorf geworden war, mir das Geld zu geben. Ich meldete mich sofort auf Grund meiner Preisarbeit, zahlte die Gebühren und wurde Anfang März promoviert.

Kaum hatte ich die Botschaft nach Hause gesandt, so erhielt ich einen Brief meiner Schwester, worin mir der ganz unerwartete Tod meines Vaters (nach ganz kurzem Krankenlager) angezeigt wurde; er war den 11. März gestorben. Dies bildete auf einmal einen Wendepunkt in meinem Leben. Ich eilte, tief ergriffen von dem Verluste, sofort nach Hause, fand meine Geschwister natürlich tief betrübt (denn alle waren noch unversorgt) und gab ihm das letzte Geleite zur Ruhestätte; ich ließ ihm später einen Grabstein errichten, wogegen von verschiedenen Seiten protestiert wurde. Doch, sowie ich erklärte, daß ich den Stein allein bezahlen würde, so gaben meine Geschwister, oder vielmehr deren Pfleger, endlich Beiträge.

Ich kehrte sofort wieder nach Tübingen zurück, um meine Angelegenheiten zu ordnen, und gegen Mitte April nach Göttingen zu gehen. Kaum war ich wieder da, so wurde ich von einem Baron v. Müller<sup>1)</sup> aus Stuttgart aufgesucht, der von mir die Revision einer von ihm verfaßten kleinen Schrift „über das Einhorn“, soweit biblische, orientalische und klassische Philologie in Betracht kamen, wünschte. Ich lehnte dieses Ansuchen zuerst ab; doch, da er mit Bitten nicht nachließ, willigte ich ein. Er lud mich ein, sogleich, wie ich meine Angelegenheiten in Tübingen geordnet hätte, zu ihm nach Stuttgart zu kommen und bei ihm zu logieren.

Wenige Tage darauf begab ich mich nach Stuttgart. Er nahm mich gut auf, wies mir ein schönes Zimmer an und schaffte die nötigen Bücher aus der Staatsbibliothek bei. Bald sah ich, daß alles umgearbeitet werden müsse, da Müller von orientalischen Sprachen nicht das geringste verstand. Er wünschte, daß alle Stellen der Bibel, in denen das Tier reem<sup>2)</sup> erwähnt wird, was Luther mit „Einhorn“ übersetzt, im hebräischen Urtext, sowie in der chaldäischen, samaritanischen, äthiopischen, arabischen und syrischen Übersetzung mitgeteilt werden und darauf eine sprachliche Erklärung gegründet werden solle. Ich unterzog mich dieser Arbeit mit aller Kraft und beendigte sie in nicht ganz 8 Tagen. Nun sollte ich aber auch den Druck teilweise leiten. Müller war Besitzer einer eigenen Druckerei (zu Guttenberg)<sup>3)</sup>. Die Setzer mußten aufs angestrengteste arbeiten, um das Buch noch vor Ostern fertig zu machen. Da die nötigen orientalischen Typen nicht vorhanden waren, so mußten sie teilweise aus anderen Druckereien Stuttgarts herbeigeschafft, teils von Tübingen bezogen werden. Für Sanskrit und Zend ließ er einen Holzschneider kommen.

Dieses so ungemein gelehrt aussehende Buch<sup>4)</sup> gab nun Müller unter seinem alleinigen Namen, ohne mich nur mit einer Silbe zu erwähnen, heraus. Als Honorar

1) Baron John W. v. Müller aus Kochersteinsfeld (1824—1866), Ritter verschiedener Orden und Mitglied unzähliger gelehrter Gesellschaften, hat als Zoolog verschiedene große Reisen in Afrika und Amerika gemacht.

2) **רֵעֵם**: nach jetziger Annahme ist damit irgend eine Antilopenart gemeint; aber schon die Septuaginta übersetzen **μονόκερως**, d. h. Einhorn.

3) Später in den 60er Jahren: K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüniger).

4) Das Einhorn vom geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Stuttgart 1852.

gab er mir Bunsens „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte“ I. 2. Band<sup>1)</sup>, und weiter nichts. Er lud mich ein, nach meiner Rückkunft von Ostdorf, wohin ich wegen der Teilung des väterlichen Vermögens gehen mußte, wieder zu ihm zu kommen: wir können dann zusammen reisen; er gehe nach Brüssel, wohin er als Direktor des zoologischen Gartens gerufen war, während ich nach Göttingen reisen wollte.

Nach teilweise beendigter Teilung verließ ich Ostdorf, und ging, mit etwa 300 fl. versehen, nach Stuttgart. Ich logierte bei Baron Müller; er war sehr freundlich, aber ein wirkliches Honorar wollte er mir für meine Mühe nicht geben, was mir etwas auffiel. Wir reisten zusammen bis Heidelberg; dort trennten wir uns. Ich versprach, ihm von Göttingen aus zu schreiben. Er antwortete, hielt aber sein Versprechen nicht, das er mir in Stuttgart gemacht hatte: mir alle Bücher zum Buchhändlerpreise zu liefern, und ebensowenig das nach Göttingen brieflich gemachte, mir aus dem Kataloge der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden das zu geben, was mich besonders interessieren würde. Da ich mich so ganz betrogen sah, wandte ich mich mit einer Forderung an ihn, bedeutend, daß ich, falls er nicht anständig honoriere, öffentlich über seine Schriftstellerei berichten würde. Er zahlte sofort 200 francs, und so schieden wir. Er ist ein sehr eitler Mensch, ein vollständiger Charlatan, der selbständig nicht das geringste zu arbeiten vermag, dabei voll Eitelkeit, Rang-, Titel- und Ordenssucht. Das „Einhorn“ wurde nur zu dem speziellen Zweck, einen Orden zu erhaschen, verfaßt. —

In Göttingen langte ich den 17. April 1852 an. Ich besuchte sofort Ewald, der mich freundlich aufnahm und nicht wenig erstaunt war, daß ich, als promovierter Mann und als klassischer Philologe, zu ihm nach Göttingen komme, um semitische Sprachen zu studieren. Er gab mir sofort Privatstunden im Arabischen und Syrischen, Türkischen und Armenischen. Ich machte sehr rasche Fortschritte, womit er sehr zufrieden war. Wir wurden bald enger befreundet. Er nahm mich häufig auf Spaziergängen und auf Ausflügen mit. Meist war seine Frau<sup>2)</sup> dabei, eine der lebenswürdigsten Frauen, die ich kennen gelernt habe, und Professor Weber<sup>3)</sup> nebst seiner Nichte.

Im August 1852 wollte ich eine Ferienreise nach Hamburg und Berlin machen, wurde aber durch Krankheit — einen heftigen Rheumatismus — in Göttingen zurückgehalten.

Nicht ohne Folgen für mich war die Philologenversammlung zu Göttingen, die gegen Ende September statt hatte. Ich machte dort die Bekanntschaft des Dr. Wilhelm Bleek<sup>4)</sup> aus Bonn (jetzt in Südafrika), mit dem ich in Briefwechsel trat, und der mich später veranlaßte, mich in Bonn zu habilitieren.

Den 28. Februar 1853 kehrte ich nach Tübingen zurück und verlobte mich kurz darauf mit Sophie Speidel, Tochter des verstorbenen Kaufmanns G. G. Speidel<sup>5)</sup> zu

1) Hamburg und Gotha, 1845 ff. Am 5. Band desselben Werkes hat Haug (f. o. S. 20) später selbst mitgearbeitet.

2) Ewald lebte damals in 2. Ehe mit einer Tochter des Geheimrats Schleiermacher in Darmstadt.

3) Wilhelm Eduard Weber (1804—1891), der berühmte Physiker, der 1833 zusammen mit Gauß den ersten elektrischen Telegraphen eingerichtet hatte.

4) Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek, geb. zu Berlin den 8. März 1827, studierte ursprünglich klassische Philologie und Theologie, und kam erst später, beinahe zufällig, an das Studium der afrikanischen Sprachen. Seitdem er 1853 zum ersten Male nach Afrika gegangen war, kam er immer nur auf kurze Zeit nach Europa zurück, und lebte im übrigen in Südafrika, wo er, am 17. August 1875, auch gestorben ist. Er erfreute sich der Protektion des Gouverneurs der Kapkolonie, Sir George Grey, der ihm eine Stellung als Gouvernements-Dracoman verschaffte.

5) Georg Gallus Speidel, Bortenwirter (1793—1830), verheiratete sich am 20. Jan. 1816 mit Maria Dorothea Geiger (1785—1858), Tochter des Schulmeisters Andreas Geiger in Bodelshausen.

Ofterdingen bei Tübingen, in deren Hause ich schon eine Reihe von Jahren eine freundliche Aufnahme gefunden und mit der ich schon lange korrespondiert hatte.

In Tübingen beschäftigte ich mich mit literarischen Arbeiten, und schrieb den ganzen Rigveda nach einem von Professor Benfey <sup>1)</sup> zu Göttingen geliehenen Manuskripte <sup>2)</sup> ab. Bald sah ich, daß ich mich habilitieren müsse; denn in das lateinische Schulfach konnte ich nicht übergehen, wollte ich mich nicht völlig zu Grunde richten. Anfänglich wollte ich mich in Tübingen habilitieren; da aber mein früherer Lehrer Roth auf die gemeinste Weise mit den größten Schmähungen mich verfolgte, so hielt ich es für ratsam, um des lieben Friedens willen ein anderes Asyl zu suchen. Ich wandte mich nach Bonn und wurde von der dortigen philosophischen Fakultät ohne weiteres zugelassen. Oktober 1854 siedelte ich mich nach Bonn über.

Bonn, 12. Mai 1859.

M. Haug.

---

1) Theodor Benfey (1809—1881), jüdischer Abstammung, war seit 1848, in welchem Jahre er zum Christentum übertrat, Extraordinarius an der Universität Göttingen.

2) Dieses Manuskript war lediglich eine Abschrift eines Roth gehörigen Original-Manuskripts: vgl. Justiz, Abfertigung des Dr. Martin Haug S. 14. — Haugs Abschrift befindet sich jetzt im Besitz von Geh. Hofrat Dr. Bezold in Heidelberg.



## Anhang II.

Auf Martin Haug bezügliche

## Briefe und Urkunden.

---

### Vorbemerkung.

Bei den nachstehend abgedruckten Aktenstücken bin ich hinsichtlich der Orthographie im allgemeinen ähnlich verfahren, wie bei der Biographischen Skizze. Dagegen suchte ich mich in Beziehung auf Abkürzungen, Interpunktionen und Absätze treu an die Originale zu halten. Volle Konsequenz war aber hier leider nicht zu erreichen.

F. B.

## I. Haug an Pfarrer Dr. Maurer in Hörvelsing<sup>1)</sup>.

Hochzuverehrender H.E. Doctor!

Schon längere Zeit hegte ich den Wunsch, mit Ihnen in Korrespondenz zu treten hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich dem Verkehr mit Ihnen nur einen fördernden und belebenden Einfluß auf meine Studien zuschreiben kann. Vor Jahren schon, als mich die traurige Notwendigkeit der Umstände noch an einer freien wissenschaftlichen Entwicklung, die stets mein höchstes Ziel war, hinderte, beschäftigte ich mich mit dem Studium der oriental. zunächst einiger semitischer Sprachen. Keine Liebe zur Wissenschaft war es, die mich zu diesen Studien hinzog u. dieselbe Liebe u. derselbe Eifer, der mich in der frühern Zeit des Kampfes beseelte, leitet mich noch. Sobald ich aus der dumpfen Schulstube, wo die Keime jeden wissenschaftlichen Strebens durch äußere und innere Umstände notwendig erstickt werden müssen wenn sie nicht eine kräftige Pflege finden, wie Sie mir allenfalls eine hätten angedeihen lassen, nach vielen Mähen und Drangsaln endlich glücklich in die freiere Luft der Hochschule gelangt war, war es mein eifrigstes Bestreben eine kleine Wanderung in den Orient anzutreten u. mich in die Sprache untergegangener Völkerstämme hineinzuleben u. ihre altergrauen Denkmäler verstehen zu lernen. Vorher hatte ich mich nur mit d. Hebräischen (hiez u waren mir die Mittel am zugänglichsten) bald auch etwas mit Syrisch u. Arabisch befaßt, auch einige Zeit Sanskrit getrieben, das für mich schon seit langer Zeit einen unwiderstehlichen Reiz hatte; nun aber, da mir durch die Bibliothek, die im Oriental. ordentlich ausgestattet ist, die nötigen Mittel gegeben waren — denn die Bücher waren beim Lernen mir das Wichtigste, da ich als Autodidakt früher nie einen Lehrer gehabt habe — steuerte ich mit vollen Segeln zunächst dem Ganges-Lande zu, um seine Wunder kennen zu lernen. Im Hebräischen hatte ich mich bereits genug umgetrieben, ich hatte das ganze N. Testament größtenteils mit Hilfe Ihres trefflichen Kommentars<sup>2)</sup> gelesen, kannte die Grammatik von Ewald, sowie den hebräischen Wortschatz so ziemlich auswendig; deshalb dachte ich, nachdem meiner Meinung nach wenigstens ein guter Grund gelegt war, weiter zu gehen, um dann später wieder mit der Kenntnis anderer oriental. Sprachen bereichert zu der mir so lieb gewordenen Sprache der Propheten und des Hiob zurückzukehren und dasselbe, um mit Ewald zu reden, vom Tode ins Leben zurückzurufen u. zu vernehmen, was es uns sage u. lehre.

Leider habe ich mich aber bisher auf Gebieten bewegt, die dem Hebräischen etwas ferne liegen, u. habe deshalb, will ich ein tüchtiger semitischer Philologie [!] werden, noch manches zu tun. Ich trieb nämlich hier neben der klassischen Philologie, die mein Berufsfach ist, hauptsächlich Sanskrit, Zend, Alt- u. Neupersisch, auch etwas germanische Sprachen u. namentl. vergleichende Grammatik. Für diese Sprachen fand ich in H.E. Professor Dr. Roth einen trefflichen Lehrer, der mir namentlich ds so sehr gewünschte Verständnis der alten Veden aufschloß. Ich konnte in dieser Beziehung viel von ihm profitieren; denn er ist nächst Dr. Weber in Berlin, dem Herausgeber des Yag'ur-Vêda und der Indischen Studien, der bedeutendste Vedenkenner in Deutschland. Wie trefflich sind nur seine Abhandlungen „Zur Literatur und Geschichte ds Wêda<sup>3)</sup> u. die in dr Zeitschrift der deutschmorgend. Gesellsch. über die Feridün u. Dschemshid-Sage<sup>4)</sup>. Im Laufe dieses Jahres wird noch sein Kommentar zum Nirukta<sup>5)</sup> erscheinen, von dem man sich

1) Bgl. weiter vorne S. 13.

2) Maurer hat 1832—41 drei Bände eines Commentarius grammaticus criticus in Vetus Testamentum herausgegeben, die aber von der Kritik im allgemeinen nicht sehr günstig beurteilt wurden: Sühig tadelte insbesondere Maurers „abgeschmacktes, lebloses Plauderlatein“.

3) Stuttgart 1846.

4) ZDMG. 2, 216 ff. 4, 417 ff.

5) Yaska's Nirukta samt den Nighantavas, herausg. von R. Roth, erschien 1852 zu Göttingen. Haug drückt sich hier unrichtig aus: der Kommentar selbst heißt „Nirukta“, d. h. Erklärung.

viel versprechen darf. Auch beabsichtigt er Abhandlungen über altindische und persische Mythologie zu schreiben, die manches Licht auf diesem dunklen Gebiete verbreiten werden. Sonst konnte ich mich im Oriental. an keinen Lehrer halten; denn Ewald, den ich stets hoch verehrte, war leider im Herbst 1848 einem Rufe in sein geliebtes Göttingen gefolgt (indem er sich überrigens, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, nicht mehr so gut befinden soll, wie früher) gerade als mich ein glücklicher Stern an den ersehnten Ort brachte. Wäre Ewald noch da gewesen, so hätte ich mit allem Eifer Arabisch u. Aethiopisch getrieben; aber da mir ein tüchtiger Lehrer mangelte, so wollte mein Privatstudium darin nicht recht gedeihen hauptsächlich da ich ohne dies im Klassischen u. im Sanskrit genug zu lernen hatte. Dr. Meier, der bekannte Verfasser des hebräischen Wurzelwörterbuchs, einer Erklärung ds Dekalogs, des Kommentars zum Joel<sup>1)</sup>, Jesajas &c, sagte mir nicht zu; nach den paar ersten Stunden blieb ich aus seinen Kollegien weg, denn was er mir sagte, waren mir beinahe lauter bekannte Dinge. Ich begann sein Wurzelwörterbuch zu prüfen, wobei ich zu dem Resultat kam, daß aus dem Ganzen der *pruritus novaturandi* (m. sehe nur s. Erklärung v. 𐤁𐤍𐤏) zu sehr hervorstach u. daß er was die Bedeutgen anbetrifft, einem gewissen dualistischen Systeme, das nun wohl in den Köpfen der Philosophen spuken mag, aber auf die Sprachgeschichte — denn hier ist die Empirie die Hauptsache — nicht anwendbar ist, gefolgt sei. Diese Ansicht hegte ich vor ein paar Jahren. Als ich neuerdings durch das Studium der nunmehr durch den Scharfsinn eines Grotendorf, Burnouf, Lassen, Westergaard und Rawlinson glücklich entzifferten persischen Keilschriften auf die Erklärung der persischen Wörter im alten Testamente geriet, so fand ich Ewalds Urteil bestätigt u. ich mußte sagen, daß dieser Teil v. Meiers Arbeit durchaus verfehlt sei. Auf meinen Antrieb prüften meine Freunde, unter denen tüchtige Sanskritkenner sind, u. ich, diesen Teil und unser einstimmiges Erkenntnis, war, daß sie, soweit sie sein eigen ist u. er es nicht von Gildemeister oder Lassen hat, vollkommener Unsinn sei u. wie Ewald sich ausdrückte vom stärksten Mangel an Sachkenntnissen zeuge, wie im Einzelnen zur Genüge dargetan werden kann. Da die Erklärung der Fremdwörter im Hebr. v. Dr. Meier bis jetzt die neuße ist, soweit mir bekannt ist, so unternahm ich gelegentlich die altpers. Wörter d. A. T. nach den sprachlichen Gesetzen der alt persischen u. d. verwandten Sprachen zu erklären. Dies ist der einzige sichere Weg, den wahren Sinn dieser aus einem größern Ganzen ganz zerstreut dastehenden Sprachreste wieder zu erkennen. Da mir bekannt ist, daß Sie gegenwärtig mit Abfassung eines Wörterbuchs über das A. T. das ohne Zweifel nach dem Vorgang der frühern Legifographen auch die chaldäischen Wrt. ds Ezra u. Daniel mitenthaltend wird, beschäftigt sind, so will ich Ihnen diese Erklärungen mit den nötigen sichern Belegen gern zur beliebigen Benutzung mitteilen, wenn Sie geneigt sind sie entgegenzunehmen. Anfangs beabsichtigte ich eine eigene kleine Schrift über dies. Gegenst. zu schreiben nach dem Vorgang von Bohlen in *su Symbol. ad interpret. V. T. e ling. pers. petit. 1822*<sup>2)</sup> fr. Erstlingschrift. Da es aber für Anfänger oft schwer fällt, namentl. gegenwärtig, einen Verleger zu finden, so hielt ich es für das Geratenste die Beiträge Ihnen zuzustellen, um sie, wenn Sie sie passend finden, Ihrem Werke, das jedenfalls eine große Verbreitung finden wird, einzuverleiben. Schriftlich abgefaßt habe ich sie noch nicht, aber ich bin mit der Erklärung der meisten Wörter so ziemlich im Reinen.

Vorerst muß ich mich nun über die Grundsätze aussprechen, nach welchen die Fremdwörter im Hebr. überhaupt u. besonders d. persisch, erklärt werden müssen. Fremdwörter in jeder Sprache gleichen einem fremden Produkt, das eingeführt worden ist. Um seine Natur kennen zu lernen, muß man in seine Heimat gehen u. sie dort beobachten. Kein Wort steht leicht ganz abgerissen da, sondern ist ein Zweig u. wenn auch ein abgelegter einer größern Familie. Um nun ein einzelnes Wort in sr. wahren u. ursprünglichen Bedeutg zu erkennen, ist es nötig sich mit der ganzen Familie, deren Mitglied es ist, bekannt zu machen u. es aus dem lebendigen Zusammenhang mit den andern Gliedern zu erklären. Ein so abgerissenes u. wie für sich dastehendes Wort, wie ein Fremdwort ist, ist sonst schwer zu erkennen. Ehe man aber ds Wort erklärt, muß man genau sich mit den Gesetzen, wornach die Umgestaltg od. Verunstaltung des Fremdworts erfolgt ist, bekannt machen; kennt man diese Gesetze, so muß es in seine ursprüngliche Form umgesetzt werden u. dann erst sucht man die Familie, zu der es gehört. Auf diese Weise allein können Fremdwörter ihrem Ursinn nach genügend erklärt werden. Was nun insbesondere die Erklä-

1) Erschienen 1841.

2) T. von Bohlen, *Symbolae ad interpretationem s. cod. ex lingua persica*: Lipsiae 1822.



ist 𐎠𐎢𐎡 ganz einfach zu erklären. Das Wort ist zusammes. aus dem pers. pa (ie Wurzel, die auch im Sskr. vorkommt) beschützen, davon kommt d. auf den Keilinschrift. oft vorkommende Imper. pat'huwa<sup>1)</sup>: beschütze, u. dem Suff. ka, das im Altperf. eine große Rolle spielte und oft den reinen Wurzeln angehängt wurde; so kommt badaka<sup>2)</sup> d. Untertan v. bad binden + ka, arika feindl. v. ari + ka; namentl. ist d. 𐎠𐎢𐎠𐎢𐎠 und zu vergleich. (Herod. I, 110). das im Zend nur 𐎠𐎢𐎠 ohne ka heißt; im Neupers. ist aber d. k noch erkennbar, ds heißt: سک (sek<sup>3)</sup>) = sebek. Das ganze Wort lautete paka u. heißt d. Beschützer oder auch der Herr, da es im altperf. wohl für das nicht oft vorkommende zendische u. sanskrit. pati Herr steht<sup>4)</sup>. Dieser einfache Titel paßte für die persischen Unterstatthalter gut. Nun muß ich schließen. Ein andermal mehr.

Sie herzlich grüßend  
Ihr ergebener

Tübingen den 6 März 1851.

M. Haug, phil. stud.

Das Wort 𐎠𐎢𐎡 könnte übrigens auch noch anders erklärt werden. Die gegebene Erklärung ist lautl. sprachlich u. dem Sinn nach befriedigend. Aber eins macht mich stutzig; in den Keilinschriften kommt öfter das Wort badaka<sup>5)</sup> ds man auch badka lesen kann vor; es steht gewöhnl. hinter den Namen von Feldherrn, die feindliche Heere besiegten. So heißt es in der Inschrift v. Bisutum Column. II, Zeile 19—20: adam kâram fraishayam. Vidarna. nâma. Pârsa. manâ. badaka. awamsham. mathihtam [ ] akhunawam (wörtl.: postea copias emittebam, Hydarnes nominatus Persicus mihi subjectus eum illarum ducem constituebam). Und so noch öfter. Nach dem ganzen Sinn u. Zusammenhange muß es Vasall bedeuten wohl v. d. Wurz. bad = bandh binden, badaka d. Unterworfenene. Nur will diese Ableitung Benfey's nicht recht passen; die Ableitg v. d. W. bad binden gibt einen etwas zu starken Sinn. So viel ist aber gewiß, daß ds Wrt Vasall, Untergebener heißen muß; es steht immer beim Namen dessen, den dr König mit etwas beauftragt; einigemal ist noch d. Titel Kshatrapâwan d. Satrap mit d. Namen ds Lands hinzugefügt. Dies badaka scheint mir ein Amtstitel gewesen zu sein. Um nun wieder auf unser 𐎠𐎢𐎡 zurückzukommen so hat die Identifizirg desselben mit badaka wie sehr sie sich auch dem Sinne nach empfiehlt ihre lautl. Schwierigkeit. D. p<sup>6)</sup> d. Neupers. wird i. Hebr. stets drch p, ds b<sup>6)</sup> stets durch b gegeben. Zudem wäre d. Ausfall ds d auffallend, da im Hebr. ein d wohl einem silbeneröffnenden k vorgehen kann, ohne gerade assimiliert zu werden. Dies macht mir d. Ableitg v. badaka unwahrscheinl. Jedenfalls muß eine der gegebenen richtig sein.

Ich habe auch diesen Morgen eine zieml. genügende Erklärung v. 𐎠𐎢𐎠𐎢𐎠 Darik gefunden; es muß Goldmünze heißen den Beweis habe ich so zieml. vollständig in den Händen. Doch darüber später; die Ausführung dies. Beweises würde den ohne dies langen Brief nur verlängern.

Ergebenst

Tüb. 7 März 1851.

M. Haug, phil. stud.

## 2. Haug an Pfarrer Dr. Maurer.

Hochzuverehrender H.E. Dr!

Soeben erhielt ich von meinem Freund Taxis in Burgfelden einen von der Meßler'schen Buchhandlung an ihn gerichteten Brief, worin er um meine Adresse gebeten wird. Da er übrigens meine Adresse selbst nicht genau wußte, so ließ er mir das Schreiben durch meinen Vater zukommen. Statt nun wie er es wünscht der Meßler'schen Buchhandlung zu schreiben

1) Man liest jetzt richtiger pâtav.

2) Das Wort heißt in Wirklichkeit bandaka.

3) Das neupers. Wort heiß seg.

4) Die schon an sich aus lautlichen Gründen wenig wahrscheinliche Etymologie Haugs ist gänzlich hinfällig geworden, seitdem man assyr. paçâtu „Statthalter“ kennt: dortiger haben es die Gebräuer übernommen.

5) In Wirklichkeit bandaka: s. v. Anm. 2.

6) Folgt in Klammern das betreffende persische Keilzeichen.

ziehe ich es vor, direkt die Antwort an Sie selbst zu richten. Zuerst bedaure ich es unendlich, daß ich in meinem am 6. März dies. Jahr. an Sie gerichteten Briefe meine Adresse nicht genauer bezeichnet und Sie dadurch in manche Unannehmlichkeiten versetzt habe. Ich dachte nämlich, die Bezeichnung philos. stud. wäre genügend, da ich der einzige Studierende der philosoph. Fakultät, namens Haug, bin; zudem habe ich schon manchen Brief, wo meine Adresse auch nicht genauer bezeichnet war, erhalten, u. es ist mir ganz auffallend, wie die Post den Brief wieder zurückschicken mochte, da ich doch ganz leicht zu erfragen war. — Ich wartete stets mit Begierde auf einen Brief von Ihnen u. konnte mir das Ausbleiben einer Antwort gar nicht erklären; zuletzt dachte ich doch auch, es müsse auf der Post mit den Briefen etwas vorgegangen sein, entweder habe ich Ihren oder Sie den meinen nicht erhalten.

Zu meiner Abhandlung über  $\text{מִצְוָה}$  habe ich bereits einzelne kleinere Mängel u. Unklarheiten entdeckt, die Ihrem scharfsichtigen Auge sicherlich nicht entgangen sein können; im ganzen bleibt übrigens meine Ansicht dieselbe. — Ich bin gegenwärtig durch mein Fachstudium, die Klass. Philol. etwas an der Betreibung meiner iranischen Studien gehindert; namentlich muß ich immer noch einige Monate auf die Vollendung einer schon vor 7 Monaten angefangenen weitschichtigen Preisaufgabe — eine Untersuchung der Quellen Plutarchs — verwenden; das Konzept ist zwar schon fertig; aber nun kommt noch das lästige Abschreiben u. Revidieren hinzu. Wenn Ihnen nun meine anerbötenen Beiträge erwünscht sind, so möchte ich weiter fragen, ob Sie die Einreihung der erklärten persischen Fremdwörter in die alphabet. Ordnung, d. Wörterbuchs vorziehen oder, da der Druck des Lexikons vielleicht schon weit vorangeschritten ist, die Beiträge in einem besondern Anhang beigegeben wissen möchten. Zur Erklärung einzelner Wörter habe ich immer einige Zeit; zu einer größern Abhandlung, worin die Gründe meines Verfahrens auseinandergesetzt und die Beweise im einzelnen genau angegeben würden, habe ich vor August keine Zeit.

Schließlich Sie freundlich grüßend

Tübingen den 12. Mai 1851.

Hochachtungsvoll

M. Haug, philos. stud.  
im Neuen Bau, Nro. 5.

### 3. Haug an Pfarrer Dr. Maurer.

Hochzuverehrender H.E. Doctor!

Ihre beiden werten Briefe habe ich endlich erhalten und gleich aus der Adresse den Grund ersehen, warum die Post den Brief remittiert hat. Sie beehren mich nämlich mit einem Titel, der für mich noch etwas Zukünftiges ist (wahrscheinlich wird mir ihn erst der nächste Winter bringen); die Post kannte nun keinen Dr. Haug, wohl aber einen Studierenden der Philologie.

Die freundliche Teilnahme, die Sie meinen Bestrebungen zollen, die außerordentliche Bereitwilligkeit, mit der Sie mich in die gelehrte Welt einführen wollen, hat mich hoch erfreut. Ja Sie hatten sogar die Güte, mir eines ihrer Freieemplare in Aussicht zu stellen, für welches freundliche Entgegenkommen ich Ihnen jetzt schon meinen wärmsten Dank ausspreche. Sie schlagen mir verschiedene Wege vor um meine Abhandlung publik zu machen. Für das einfachste halte ich es, dieselbe Ihnen zur Aufnahme in das Etymolog. Wörterbuch, das für das Erlernen des Hebr. gewiß gute Dienste leisten wird, zu schicken, wozu sich ja auch der Verleger bereit erklärt. Ich werde dann alle Fremdwörter im Hebr. auch die ägyptischen darin abhandeln und zu diesem Zwecke noch besondere Studien im Altägypt. u. Kopt., womit ich mich schon früher ein wenig beschäftigt, machen. Ich werde dort zuerst die Grundsätze meines Verfahrens entwickeln, die pers. u. ägypt. Laute den hebräischen gegenüberstellen u. hauptsächlich aus den Eigennamen zeigen, wie die fremden Laute in d. hebr. umgesetzt worden sind. Um zu einer sichern Bedeutg zu gelangen muß ich natürl. die Wurzel in den iran. od. and. fremd. Sprachen aufsuchen, auch die Derivat. teilweise zu Rate ziehen u. in zweifelhaften abr wichtig. Fällen ihre Bedeutg. feststellen. Zudem werde ich auch sämtl. ausländ. Eigennamen behandeln. Ich werde nichts sparen, um die Erklärung dieser Fremdwörter so gut als möglich zu machen. Namentl. werden auch die Hauptansicht. früherer Gelehrten, wenn sie irrig sind, mit Gründen



aus dem Tode wieder ins Leben zurückgerufen werden müssen. Wenn es mir Mittel und Umstände gestatten, so werde ich das Pehlevi restaurieren, in der That eine herkul. Arbeit; eine Sprache wiederherzustellen, die man noch gar nicht kennt! Doch die Mühe des redlichen Forschers wird nicht unbelohnt bleiben.

Sie herzlich grüßend  
Ergebenst

M. Haug, phil. stud.  
im  
Neuen Bau.

Tüb. 26 Mai 1851.

#### 4. Haug an Pfarrer Dr. Maurer.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Ihren werten Brief vom 1. Aug. habe ich diesen Morgen erhalten und daraus ersehen daß, wie ich schon Ihrem letzten Brief entnehmen konnte, die Probeerklärungen keine Stelle mehr in dem nunmehr glücklich beendeten Wörterb. d. h. Spr. <sup>1)</sup> gefunden haben. Es ist mir dies insofern lieb, als ich lieber mit etwas Ganzem, mit einer größern Abhandlung zuerst auftreten will, als mit zerstreuten Notizen. Auch gewinne ich mehr Zeit, um den fragl. Gegenstand besser zu erörtern, als es jetzt schon der Fall gewesen wäre. Daß Sie am Schlusse d. Werks meine Abhandlung bereits als künftig erscheinend ankündigten, dafür meinen herzlichsten Dank. Ich werde mich eifrigst bestreben, etwas Tüchtiges zu leisten, um Ihre Ankündigung meines künftigen Eintritts in die gelehrte Welt durch die That zu rechtfertigen. Schon längst harrete ich mit Sehnsucht auf das Erscheinen des Werkes; da es nunmehr schon mehrere Wochen vollendet ist, so wird hoffentl. die Verlagsbuchhandlung nicht lange mehr mit der Ausgabe desselben zögern.

Meine Preisaufgabe ist schon seit dem 20. Juni vollendet u. schon längst zu Händen des H. E. Prof. Walz, der (mein mehrjähriger Lehrer) als Referent der philof. Fakultät darüber zu entscheiden hat. Bis jetzt habe ich noch nichts von seinem Richterspruch vernommen, übrigens auch noch nicht danach gefragt. Die omina sind übrigens so günstig daß ich keinen Grund habe im mindesten an einem guten Erfolge zu zweifeln; denn die Konkurrenten sind, wie ich übrigens erst nach Beendigung der Arbeit erfuhr, aus Furcht abgestanden; so bin ich also der einzige Kandidat; ferner ist H. E. Prof. Walz ein sehr milder Richter, der nur halb soviel verlangt hat, als ich geleistet habe. Es wäre mir weit lieber, wenn ich einen strengern u. tiefer eingehenden Preisrichter hätte, um über den wahren Wert meiner mühseligen Arbeit nicht länger im Zweifel zu sein. Ich werde Ihnen seiner Zeit das Urtheil der Fakultät wortgetreu mittheilen. Aus dem angegebenen Grunde lege ich keinen großen Wert darauf.

Gegenwärtig bin ich ganz mit der Präparation auf das sogenannte Professoratsexamen, das übrigens eher ein Schulexamen als je wissenschaftl. Prüfung ist, beschäftigt und gedenke daselbe im Spätherbst 1852 zu erstehen. Es liegt mir viel daran, eine gute Nummer herauszuschlagen; denn dann kann ich bei dem gegenwärtigen großen Mangel an wirklichen Philologen bald eine Stelle erhalten, auf der ich meine wissenschaftl. Arbeiten ordentl. betreiben kann. Wenn es die Umstände erlauben, werde ich vielleicht Privatdozent. Möge mich aber der Himmel hinführen, wo er will, stets werde ich alle meine Kräfte der Förderung der oriental. Wissenschaften, die teilweise noch so dicht mit Staub bedeckt sind, widmen. Große Hindernisse habe ich bereits überwunden; vielleicht noch größere sind zu überwinden; ich zage nicht, ein redliches Streben wird siegen.

Das Semester geht nunmehr rasch zu Ende. Den 1. Sept. beginnt die Vakanz u. wird bis zum 20. Oct. dauern. Ich habe im Sinne, diese Zeit, in der ich größtenteils in meiner Heimat, Ostdorf bei Balingen, sein werde, eine Doctorsdissertation über einige Kapitel des

1) Kurzgefaßtes hebräisches und chaldäisches Wörterbuch über das Alte Testament.

Zendavesta zu schreiben. In den ersten 14 Tagen werde ich einige Freunde besuchen u. mich von meinen Strapazen, die übrigens gegenwärtig nicht besonders groß sind, ein wenig erholen.

Sie indes freundlichst grüßend  
Ihr ergebener

Tüb. 3. Aug. 1851.

M. Haug, phil. st.

### 5. Haug an Pfarrer Dr. Maurer.

Hochzuverehrender H<sup>E</sup>. Doctor!

Endlich ist zu meiner großen Freude das längst ersehnte Wörterbuch, an dem Sie so viele Jahre mit unverdroßnem Fleiße gearbeitet haben, erschienen. Schon vor 8 Tagen wurde mir ds Werk von der Oslander'schen Buchhandlung zur Einsicht geschickt; vorigen Samstag erhielt ich Ihr Freiegemplar von Stuttgart aus. Ich sage Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank. Das Werk wird hoffentl. da es sehr praktisch angelegt ist, allgemeine Verbreitung finden; ich habe es schon mehreren meiner Freunde empfohlen. An dem näml. Tage, da ich das Wörtbch erhielt, mußte ich das Colloquium vor der philosoph. Fakultät wegen meiner Preisaufgabe bestehen. Das Urtheil fiel sehr günstig aus. Prof. Walz, der präsiidierte, rühmte die Genauigkeit u. den Scharfsinn der Untersuchung u. hob namentl. auch die umfassende Literaturkenntnis, die sich in der Arbeit zeige hervor; die Aufgabe sei ganz befriedigend gelöst. Ich mußte dann nur noch ein Resümé geben, ds ich in d. Arbeit weggelassen hatte, worauf Walz nachdem er sich befriedigt erklärt hatte, mich entließ.

Sie indes herzlich grüßend

Ihr ergebenster

Tüb. 11 Aug. 1851.

M. Haug, phil. stud.

### 6. Aus der Bekanntmachung der Ergebnisse der akademischen Preisbewerbung vom Jahre 1850 bis 1851.

Die Verwaltung der freiherrlich von Palm'schen Stiftung, ausgehend von der Bemerkung, daß die vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarch's von der heutigen Jugend viel zu wenig beachtet werden, hatte die Aufgabe gestellt:

In fontes, quibus Plutarchus in vitis conscribendis usus est, inquiratur. Darauf hat sie eine Abhandlung in Deutscher Sprache erhalten mit dem Motto: "Εοικε πάντα χλεπόν είναι και δυσήρατον ιστορίη τ'αληθές. Die Arbeit zeichnet sich aus durch eine ausgebreitete, umsichtige und gründliche Erforschung der Quellen, und in dieser Hinsicht hat sie wirklich die Untersuchung weiter gefördert, als die Vorgänger. Hingegen hat der Verfasser versäumt, von der Masse der Einzelheiten zum Allgemeinen aufzusteigen, und aus den an verschiedenen Orten zerstreuten Bemerkungen ein Gesamtbild des Plutarch als Geschichtschreiber zu entwerfen. Ungeachtet dieses Mangels glaubte die philosophische Fakultät mit Rücksicht auf die oben erwähnte lobenswerte Leistung den Preis erteilen zu können.

Nach Eröffnung der Schede fand sich der Name

Martin Haug von Ostdorf, Zögling des philologischen Seminars.

### 7. Haug an Pfarrer Dr. Maurer.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Sie haben vielleicht schon längere Zeit einen Brief von mir erwartet. Da ich aber nichts Erhebliches zu schreiben wußte, wartete ich noch etwas zu. Nunmehr aber finde ich es not-

wendig Ihnen Nachricht zu geben. In 3 Wochen (20 März) gedenke ich Tübingen zu verlassen u. auf nächsten Sommer die Universität Göttingen wo Ewald wirkt u. Karl Fr. Hermann tätig ist, zu beziehen. Möglich gemacht wurde mir dies durch eine gnädigst verwilligte Staatsunterstützung von 300 fl., die zwar für ein Jahr (so lange will ich in Göttingen bleiben) nicht ausreichend sind, jedoch immerhin 9 Monate bei meiner gewohnten Sparsamkeit reichen mögen. Hätte die philologische Sektion der philosophischen Fakultät zu Leipzig durch die Entfernung Haupts, Jahns u. Mommsens nicht einen so bedeutenden Schlag erlitten, so wäre ich wahrscheinlich dorthin gegangen. Göttingen ist für klassische wie für orientalische Philologie sehr gut besetzt; in ersterem Gebiete sind K. Fr. Hermann, Schneidwin, Wieseler (vortrefflicher Archäolog) u. Lentzsch (Metriker) tätig; in letzterem wirken Ewald, Bertheau, Wüstenfeld u. Benfey (Sanskritaner, Herausgeber ds Samavêda u. einer Sanskr.grammatik). Wenn es mir nur irgendwie möglich wäre, so würde ich mich ganz meinen Lieblingsstudien, den orientalischen, widmen; aber des lieben Brotes wegen muß ich einen guten Teil meiner Zeit auf das schon so vielfach durchforschte klassische Altertum verwenden, was ich zwar im Ganzen gern tue, aber an manchen Stellen, wie den langweiligen Stilübungen, bei denen man eine wahre Phrasenjägeri anzustellen genötigt ist, keine besondere Freude finde. Mit hoher Begeisterung lese ich einen Homer, Sophokles, Aeschylus, Theokrit, Plato, Demosthenes, Tacitus, Virgil & c.; aber etwas verdrießlich bin ich beim Studium einer latein. Synonymik oder einer sogenannten Syntaxis ornata, was des leidigen Examens halber unumgänglich notwendig ist; denn hier kommt es wahrlich nicht darauf an, wer die Alten am geschmack- und geistvollsten auslegen könne, sondern wer am besten ciceronianische Phrasen im Kopfe habe; nicht, wer die tüchtigsten Sachkenntnisse besitze, sondern wer den besten Schulmeister abgebe. Dessen ungeachtet werde ich hie u. da mich in dem Orient ergehen u. seine altergrauen Denkmäler über den Ur-Zustand unsers Geschlechts befragen. Namentlich will ich in Göttingen ds Arabische u. Aethiop. auch in den Kreis meiner Studien ziehen, die ich bisher nur stiefväterlich behandelt habe. — Daß meine Preisaufgabe über die Quellen Plut. gekrönt worden ist, werden Sie aus dem Staatsanzeiger erfahren haben. Diesen Winter studierte ich mit Eifer römische Altertümer, namentl. römisches Recht, dessen Studium ich für einen Philologen zum tiefern Verständnis ds römischen Staats- u. Volkslebens für so unentbehrlich halte, als die Kenntnis ihrer Religion. Auf den Sommer will ich mich namentl. mit mythologischen Studien, denen ich mich früher schon hingegeben, abgeben. — Die versprochene Abhandlung über die Fremdwörter ds A. T. will ich Ihnen im Laufe dieses Jahres von Göttingen aus völlig zum Druck eingerichtet zusenden. Meine Ansicht über die bisher ungenügenden Erklärungen dr Fremdw. teilt auch mein verehrter Lehrer Prof. Roth. Gelegenheit mir dies mitzuteilen gab fürstl. Hebr. Wbch., das mir seit Gesenius kein großer Fortschritt zu sein scheint; die Erklärung dr Fremdw. ist größtenteils ganz ungenügend; nicht einmal die neuesten forschungen bewährter Kenner ostasiat. Sprachen sind berücksichtigt. An Schärfe der Begriffsbestimmung u. logischen Einteilung steht es dem Ihrigen nach. Fast hätte ich eine Rezension desselben geschrieben; doch will ich noch zuwarten, bis ich mit größerer Sicherheit auftreten kann.

Am Ostermontag den 12 April gedenke ich direkt nach Göttingen abzureisen. Bei meiner Zurückkunft habe ich Aussicht eine Repetentenstelle an einem niedern Seminare zu erhalten. Von Tübingen gehe ich schon am 20 od. 21 März weg. —

Sie schließlich herzlich grüßend u.

Ihnen Liebewohl sagend

Ihr ergebenster

M. Haug phil. cand.  
im Neuen Bau.

Tübingen den 28 febr. 1852

P. S.

Vor einigen Wochen habe ich die Bittschrift um die Doctorwürde eingereicht; meine Bitte ist genehmigt; ds Diplom werde ich übrigens erst kurz vor meiner Abreise von hier erhalten.

8. Paul Boetticher (de Lagarde) an Haug.

London 21. 12. 52

Lieber Haug,

Hoffentlich hat ihnen die Deuerlichsche buchhandlung meine Arica und Rudimenta zum geschenk übersandt, wie sie angewiesen war zu tun (sollte es nicht geschehn sein, so fordern sie sie nur ein) und sie haben so ein zeichen erhalten, dass sie unvergessen sind. jetzt muss ich ihre freundschaft damit belästigen, mir umgehend nachricht darüber zu geben, ob Ewald willens und im stande ist mein ihm übersandtes blatt in Spiegelium actio secunda in die GGA zu bringen. ich muss den cujon sonst apart abwaschen obwohl er trotz aller lauge immer schmutzig bleiben wird und will nur bei zeiten wissen woran ich bin. sehr lieb wäre es mir Ewalds ansicht über die ganze affaire zu haben: sollte er (was sie natürlich ihm nur in floribus zu verstehn geben können) selbst das wort nemen wollen so wäre mir das das liebste und mein ding könnte ungedruckt bleiben. Antworten sie ja gleich.

Sauerwein sitzt in Wales und studiert Tungasprache. ich bringe syrische philosophie dem Chosroes gewidmet, anti Manichaea, nabathaeische agricultur und eine reihe anecdota von vätern der drei ersten christlichen jahrhunderte mit nach Deutschland. soll denn etwa bald ein kritischer Bundehesch erscheinen? was macht ihre Spiegelcritik?

entschuldigen sie dass ich so kurz bin, mir ist die rechte hand aber von allem copiren fast lahm. antworten sie so bald es ihnen tulich, mir liegt viel daran, und behalten sie lieb  
ihren

Paul Boetticher.

(adresse: 10 Bolton Street)

die ehrerbietigsten empfehlungen an Ewald.

Sauerwein sitzt in Wales und studiert Tungasprache  
ich bringe syrische philosophie dem Chosroes  
gewidmet, anti Manichaea, nabathaeische agri-  
culture und eine reihe anecdota von vätern  
der drei ersten christlichen jahrhunderte mit nach  
Deutschland. soll denn etwa bald ein kritischer  
Bundehesch erscheinen? was macht ihre  
Spiegelcritik?  
entschuldigen sie dass ich so kurz bin, mir ist  
die rechte hand aber von allem copiren fast  
lahm. antworten sie so bald es ihnen tulich,  
mir liegt viel daran, und behalten sie lieb

ihren

Paul Boetticher.

(adresse: 10 Bolton Street)

die ehrerbietigsten empfehlungen an Ewald

Faksimile der zweiten Seite des vorstehend abgedruckten Briefes. Natürliche Grösze.

## 9. Ewald an Haug.

Lieber Haug,

ich habe aus Ihren zeilen vom 16ten d. mit freude gesehen daß Sie nun für jetzt wenigstens wieder ganz in Ihren studien leben können. Sobald einige deutliche zeichen Ihrer weiten und gründlichen erkenntnisse seltener art vorliegen und man öffentlich über sie urtheilen kann, zweifle ich nicht daß Sie irgendwo einen ganz erwünschten wirkungskreis finden werden. Leider kann ich Ihnen aus England noch nichts nach wunsche melden, und würde dies noch mehr bedauern wenn das was Sie für jetzt dort suchen wirklich Ihren kenntnissen sowie Ihrem alter ganz entsprechend wäre. Man wird dort vielleicht staunen daß ein junger mann von so weiten und seltenen kenntnissen noch eine stelle gewöhnlichen unterrichts sucht, u. nicht recht wissen wie dies zu nehmen sei. Ich werde nicht zögern sobald ich etwas annehmbares erfahre Ihnen dies zu melden: persönliche anwesenheit dort würde freilich wohl am schnellsten zum ziele führen, und ich würde Ihnen dann gern empfehlungen an Bunsen und andere männer dieser art zustellen.

für eine abhandlung zur erklärang der Persischen eigennamen im A. T. haben sich seit 20—25 jahren ganz neue hülfsmittel aufgetan, u. ich zweifle nicht daß Sie darin vieles sehr richtig und erschöpfend leisten werden. Eine zeitschrift zur aufnahme dieser abhandlung werden Sie wohl leicht finden: wo nicht, so würde sie sich ihrem inhalte nach wohl auch für die hiesigen Jahrb. eignen.

Vor vielem bitte ich Sie Ihrer gesundtheit zu gedenken und der zukunft sich zu getrösten welche, wie Sie eben dort jetzt auch bei Dillmann sehen, den anhaltenden geschickten arbeiter doch auch auf diesem felde endlich wohl noch zeitig genug belohnt. Wenn Sie Roth und Dillmann sehen, so bitte ich beide herren bestens von mir zu grüßen: ich gedenke beiden nächstens zu schreiben. Ihr freund Camp soll jetzt in Pisa etwas besser sein, und will wie seine hiesigen bekannnten melden nächsten herbst wieder hieher kommen.

Herzlich

der Ihrige

Göttingen 27 Apr. 53.

Ewald.

## 10. Haug an Pfarrer Dr Maurer.

Geehrtester Herr Doctor!

Sie werden sich wohl wundern, schon seit zwei Jahren nichts mehr von mir zu hören. Ich wollte mit einem Briefe warten, bis ich auch einige Arbeiten mitschicken könnte. Vor allem muß ich mich entschuldigen, daß ich Ihnen die versprochene Abhandlung über die persischen Wörter ds A. T. nicht zugesandt habe: Ewald, unter dessen Leitung ich eifrig ein ganzes Jahr in Göttingen (von Ostern 1852—53) Semitische Sprachen studierte, wünschte sie in seine Jahrbücher aufzunehmen. Da ich ihm dies nicht wohl abschlagen konnte, so überließ ich sie ihm; er hat mir aber manches<sup>1)</sup> ohne alle nähere Angabe der Gründe ausgelassen; an dem Aufgenommenen hat er indes nicht das Geringste geändert. Sie ist im 5ten Jahrbuch erschienen; ein Abdruck folgt hiemit nebst meiner erst vor kurzem im Druck beendigten Preisschrift über die Quellen Plutarchs.

Seit März vorigen Jahres halte ich mich wieder in Tübingen auf u. beschäftige mich mit literarischen Arbeiten. Bis jetzt habe ich hauptsächlich das Zend u. Pehlewi in den Kreis meiner Untersuchungen gezogen, dem bald ein Angriff auf die Babylon. u. Assyrl. Keilschriften folgen soll. Meine erste Arbeit, mit der ich vor die gelehrte Welt trat, sind *Z e n d s t u d i e n* deren erster u. 2ter Teil im vorigen Jahrgang der Deutsch Morgld. Zeitschrift erschienen ist, der 3te mit den Nachträgen in einem der nächsten Hefte erscheinen wird. Außerdem habe ich mein Heil in Rezensionen versucht, die Ewald in die Göttinger Anzeigen aufnahm (von Spiegels *Pärsigrammatik* Dez. 1853 4 Nummern u. v. Vullers *Lexicon Persico-Latinum* Febr. 1854

1) *3. B.* — sehr vernünftiger Weise — Haugs ziemlich gezwungene Etymologie von hebr. *pecha*: vgl. o. S. 72 Anm. 4.

4 Nummern). In einigen Monaten wird meine belangreichste Arbeit, eine Untersuchung über das Pehlewi, eine von Niemand bisher weder recht gekannte noch verstandene räthelhafte Sprache in Form einer Anzeige von Westergaards lithographirter Ausgabe des Bundeshesh erscheinen. Wird sie meinem Wunsche gemäß besonders abgedruckt, so werde ich mir erlauben, auch Ihnen ein Exemplar zu schicken. Gegenwärtig arbeite ich an einer Schrift über den ältesten Teil des Zendawesta, den sogenannten 2ten Teil des Jagna, der nach meinen Untersuchungen die uralten Lieder Zoroasters u. seiner Zelt oder Schule enthält. Eine größere Schrift über den Bundeshesh ist bereits vorbereitet<sup>1)</sup>.

Mit Ewald stehe ich in ununterbrochener Korrespondenz; er hat mir in jeder Beziehung seine kräftigste Hilfe versprochen, doch hat er bisher noch nichts Passendes für mich finden können. Wie lang ich noch in Tübingen bleiben werde, weiß ich nicht. Es gefällt mir hier gar nicht. Ich wollte mich als Dozent habilitieren, aber die Verhältnisse sind ganz ungünstig. Wahrscheinlich werde ich mich in Bonn, wo ich bedeutende Konnexionen habe, oder in Leipzig habilitieren, wenn mein Plan, die vakante Lehrstelle für Oriental. Sprachen in Kiel zu erhalten scheitert, was ich für höchst wahrscheinlich halte, da sich Männer wie Tuch darum bewerben. Ich muß vorher den Bescheid Ewalds abwarten, ehe ich weitere Schritte tue. — Wie geht es mit Ihrem etymolog. Wörterbuche? Ist es schon fertig?<sup>2)</sup>

Sie herzlich grüßend

Tübingen 21 Apr. 1854.

Ihr M. Haug  
bei Gärtner Wolf,

## 11. Ewald an Haug.

Lieber Haug,

ich sende Ihnen einliegend das gewünschte Zeugnis, und wünsche daß Ihnen in Bonn alles so wohl gelinge als es nach Ihren ersten dortigen eindrücken scheint.

Bei der Redaction der Gel. Anz habe ich noch einmal um einen abdruck Ihres aufsatzes noch innerhalb dieses monates gebeten: man hat es mir zugesagt, und wir müssen nun sehen was geschehen wird. Im allgemeinen, wenn kein anstand stattfindet, richtet sich die reihe des abdruckes nach der zeit der eingabe: freilich wird viel unnützes abgedruckt, oder wenigstens vieles von sehr zweifelhaftem werte.

Was Sie über Lassens befinden schreiben, ist ja sehr wenig erfreulich. Ich hatte allerdings schon von verschiedenen seiten ähnliches gehört: und wünsche herzlich daß sich sein zustand bessere. Dem jungen Bleek ist noch viel mehreres und glücklicheres zu wünschen: es wäre schade wenn sein junges leben ein opfer der sandwüsten würde; doch freue ich mich seines seltenen entschlusses, u. meine daß auch in jenen unwirtlichen gegenden ein guter göttlicher wille viel über den leib vermag. Im allgemeinen ist es nur die schande der Europäer daß es in Afrika noch immer so erbärmlich steht.

Mit obigen und vielen andern guten wünschen

Ihr

Gött., 17/6 54.

Ewald.

## 12. Zeugnis Ewalds über Haug.

Dr. philos. Martin Haug aus Württemberg hatte in Tübingen bereits viertelhalb jahre studiert und war dort promoviert als er Ostern 1852 hier seine Orientalischen studien fortsetzte und mir bis Ostern 1853 fast durch tägliche vorträge und übungen in den verschiedensten Orientalischen sprachen und literaturen näher bekannt wurde.

1) Aber nie erschienen.

2) Es ist nie erschienen.

Ich kann der wahrheit gemäß bezeugen daß er in den verschiedensten zweigen Orientalischer wissenschaft, namentlich und vorzüglich im Sanskrit, in der Vedeliteratur, im Zend und übrigen Persischen, sowie im Armenischen, ferner in den Semitischen sprachen, auch im Türkischen, sehr ausgebreitete kenntnisse besitzt. Was noch erfreulicher ist: er legt es überall auf genauere erkenntnis an, und hat den ausdauerndsten fleiß. Auch sind im Orientalischen fache schon einige kleinere schriften von ihm veröffentlicht. Recht nützlich ist ihm bei den Orientalischen studien dazu eine recht gute kenntnis der Classischen sprachen und literaturen: wovon ebenfalls bereits ein öffentlicher beweis vorliegt.

Außerdem habe ich ihn stets als einen biederen, schon etwas gereifteren und zuverlässigen jungen mann kennen gelernt. — Göttingen, 17 Jun. 1854.

Gwald.

### 13. Ernest Renan an Haug.

Paris, 9 fevrier 1856.

Monsieur,

J'ai reçu avec reconnaissance — par M. de Noorden votre savant essai Über die Pehlewi-Sprache und den Bundehesch, extrait des Gelehrte Anzeigen de Goettingue. J'y ai retrouvé le soin et la pénétration d'esprit qui caractérisent vos autres travaux, dont j'ai fait un fréquent usage, et dont le grand caractère m'a tout d'abord frappé. A mes yeux, vous êtes une des personnes sur lesquelles reposent les meilleures espérances des études orientales. En choisissant pour province les langues iraniennes, vous avez fait preuve d'une grande justesse d'esprit; cette branche est une de celles qui dans l'état présent de la philologie me paraissent avoir le plus d'avenir. Depuis longtemps j'appelais de mes voeux une traduction du Bundehesch, je déplorais que Mohl et Müller, qui y avaient pensé, eussent renoncé à leur dessein. Vous allez enfin réparer cette lacune, et votre specimen me prouve que vous le ferez parfaitement. Vos vues sur le pehlvi me paraissent fort ingénieuses, et je regrette fort de n'avoir pas connu votre essai avant la publication de mon Histoire générale des langues sémitiques; j'en aurais profité pour rectifier plusieurs points. Votre étymologie du mot pehlvi, p. 4—5, est ce qui me satisfait le moins; la racine פנה n'est pas assez essentielle dans les langues sémitiques (elle n'existe qu'en hébreu), du moins avec le sens de beauté, pour qu'on puisse supposer que ce mot eût passé au pehlvi et surtout eût servi à former un nom vulgaire. — Les réflexions, p. 27—28 sur la nature du dialecte sémitique qui a influé sur le pehlvi me paraissent très-justes; seulement je n'ai pas une confiance aussi étendue que celle que vous paraissez avoir dans les travaux de Rawlinson. Enfin vos vues p. 29—30 sur la relation des deux éléments du pehlvi me paraissent excellentes, et je m'y range complètement, quoique j'aie exprimé dans mon Histoire générale des langues sémitiques un sentiment un peu différent.

Continuez, Monsieur, ces grands travaux, qui vous assurent dans la science contemporaine un rang si éminent. M. de Noorden m'a fait un grand plaisir en m'apprenant que vous deviez faire sans tarder un voyage de Paris. Je serai très-heureux de vous faire les honneurs de notre bibliothèque et de causer avec vous de nos communes études. L'état de ces études est en France si abandonné que les personnes qui s'y adonnent deviennent forcément cosmopolites et cherchent leur public à l'étranger. Soutenez en Allemagne la tradition de ces études si essentielles pour l'histoire de l'esprit humain, et croyez personnellement aux sentiments de respect et de haute estime, avec lesquels je suis

Votre tout dévoué serviteur

E. Renan

rue des SS. Pères, 3.

L'état de ces études est en France si abandonné  
que les personnes qui s'y adonnent deviennent  
forcément cosmopolites et cherchent leur public  
à l'étranger. Soudenez en Allemagne la tradition  
de ces études si essentielle pour l'histoire de l'esprit  
humain, et croyez personnellement aux sentiments  
de respect et de haute estime, avec lesquels je  
suis

Votre tout dévoué serviteur

J. Renan

me des SS. Pères, 3.

Faksimile des Schlusses vorstehenden Briefes. Natürliche Größe.

14. Dr. Bleek an Haug.

Kapstadt, Garten Ludwigsburg  
27 Dezember 1857

Lieber Freund,

Deinen Brief vom 8. November habe ich zu meiner großen Freude am 24sten dieses erhalten, und beeile mich umgehends Dir zu antworten. Du Glücklicher, der in den großen Weltstädten herumläuft, und in allen wissenschaftlichen Schätzen schwelgt, und nun auch heiraten willst. — Habe Dank für die Schilderungen von Deiner Reise, die mich sehr interessiert haben. Auch von Norris habe ich gleichzeitig einen kurzen Brief erhalten, und natürlich auch von meinen Eltern. Doch zunächst zu einer Sache, in der Du entweder meinen Brief mißverstanden, oder ich mich falsch ausgedrückt haben muß. Den Rest meiner Dissertation wünsche ich nicht gedruckt zu haben, sondern nur entweder im Original oder in einer Abschrift zurück zu erhalten. Darf ich dich daher wohl bitten, freundlichst nach dieser meiner Dir bei meiner Abreise übergebenen Handschrift zu suchen, und sie dann meinem Vater zur Weiterbeförderung zu übersenden. Solltest Du aber etwa dieselbe verloren haben, so würdest Du mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Du Dich an Dr. Reinhold Köhler<sup>1)</sup> in Weimar, einen alten Freund und Studiengenossen wenden wolltest, und ihn in meinem Namen und mit meinen besten Grüßen ersuchen, die ihm vor Jahren übergebene Abschrift desselben Teiles meiner Dissertation, meinem Vater für mich zurückzustellen, wenn er sie irgendwie aufstreifen kann. Verloren möchte ich dies doch nicht gerne geben. Verzeihe daß ich Dich mit der Geschichte noch einmal quäle. —

1) Literaturhistoriker, lebte 1830—1892. Er hatte u. a. auch in Bonn studiert. Seit 1857 war er Bibliothekar a. d. Großherzogl. Bibliothek in seiner Vaterstadt Weimar.

Hier sitze ich ziemlich ruhig in der Kapstadt, in Deines Landsmannes Baron von Ludwig's<sup>1)</sup> früherem Botanischen Garten. Nur der Briefwechsel mit den verschiedensten Theilen von Afrika, mit England, Deutschland und Amerika unterbricht außer den persönlichen Anforderungen des Gouverneurs meine Studien. Eine angenehme Unterbrechung war mir auch die Anwesenheit der Österreichischen Expedition in der Fregatte Novara<sup>2)</sup>. Unter den wissenschaftlichen Mitgliedern derselben war auch ein prächtiger Schwabe, der Geologe Dr. Hochstetter<sup>3)</sup>. Näher bekannt wurde ich mit Dr. Scherzer, mit dem ich auch einen Briefwechsel unterhalten werde. Der Druck des ersten Theiles des Katalogs Afrikanischer Sprachen hat begonnen. Wir sind aber noch nicht weiter als bis zum Kaffrischen gekommen, dem das Hottentottische vorangeht. In drei Sprachen allein (nämlich im Hottentottischen, Kaffrischen und der Setschuana) zählt die Bibliothek Sir George Grey's über 350 Bücher und Manuskripte. Diese werden hier beschrieben, genau geordnet, und in kurzem der Inhalt angegeben. Die Sprachen selbst sind wissenschaftlich klassifiziert nach ihrer Verwandtschaft, die Hauptzüge ihrer Struktur angegeben sowie die unterscheidenden Merkmale der verschiedenen Zweige einer Familie, der besonderen Gattungen eines Zweiges, der individuellen zur selben Gattung gehörenden Sprachen, und der dialektischen Varietäten; sowie auch die geographische Lage und die statistischen Verhältnisse der sie sprechenden Stämme und Völkerschaften möglichst genau in der Kürze angegeben sind. — Der Südafrikanische Katalog wird ich hoffe, bald erscheinen. Der der Neuseeländischen Sprache als der Anfang der Polynesischen Sprachen, ist beinahe druckfertig und soll dann gleich einem anderen Buchdrucker in die Hände gegeben werden, da der Drucker des Südafrikanischen Katalogs mit Arbeiten gar zu sehr überhäuft ist. Der Neuseeländischen Bücher in Sir George Grey's Bibliothek sind schon über 150. — Der Katalog der Australischen Sprachen ist im Manuskripte ganz fertig. Wir erwarten aber noch mehrere wichtige Handschriften von dort, bevor wir den Druck desselben beginnen. Wir werden zunächst nach Neuseeland, Madagaskar in Angriff nehmen, und auch die übrigen Afrikanischen Sprachen, mit Ausschluß der uns zu zivilisierten arabischen, äthiopischen und koptischen, durchgehen; und auch die ganze Inselwelt des Stillen Meeres, die Polynesischen und die Papuasprachen. Die letzteren haben mir schon zu einigen äußerst wichtigen Entdeckungen verholfen; und hoffe ich noch tiefer durch sie in die wahren Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachstämme blicken zu lernen. Dann steht noch Amerika vor uns, dessen Sprachen uns hoffentlich auch in ihrer Bauart und Verwandtschaftsverhältnissen nicht unentzifferbar bleiben werden; und wo wir allerdings noch Arbeit genug haben werden. Ich hoffe dies wird ein bahnbrechendes Werk werden, und bin ich sehr begierig zu erfahren, was wohl Herr Geheimrat von Bunsen davon denken mag. Von der Reichhaltigkeit der Sir G. Grey'schen Bibliothek in diesem Fache und von seinem keine Mühe noch Kosten scheuenden Streben sie hierin durchaus vollständig zu machen kannst du dir keine Begriffe machen. Nur einem Mann in seiner Stellung, mit seinen Mitteln und mit seiner reinen wissenschaftlichen Liebe zur Sache ist es möglich eine solche Sammlung zusammenzubringen. Ich bin fest überzeugt, daß es Niemand anders möglich wäre, auch nur den dritten Teil dieser Sachen zu sammeln. Da sind einzelne Bücher von vielleicht einem halben Duzend Blätter oder noch weniger, deren Herbeischaffung hat Tausende von Pfunden gekostet. Sie sind aber wohl nicht bloß Unica in sich, sondern auch die einzigen Kunden einer sonst ganz unbekanntem Sprache, und zwar einer philologisch und ethnologisch höchst wichtigen. Ich weiß nicht ob du Sir George Grey's große, ja in ihrer Art ganz einzigen Verdienste um die Aufbewahrung der sonst wohl schnell verschwunden überlieferten Volksliteratur der Neuseeländer kennst. Außer den höchst wichtigen publizierten Poems, traditions and chaunts of the Maoris, New Zealand 1853., der Mythology and traditions of the New Zealanders. London 1854. (beides in der Maori Sprache), sowie der Polynesian Mythology and ancient traditional history of the New Zealand Race. London 1855. (im Englischen) sowie der Proverbia and popular sayings of the New Zealand Race. Capetown 1857. und anderer wertvollen von Sir George veröffentlichten Bücher, außer diesen enthalten über 20 Bände, teilweise dicke

1) Karl Ferdinand Heinrich Ludwig, geb. 6. Okt. 1784 zu Sulz, wanderte als Apotheker nach der Kapkolonie aus. Von dort aus stiftete er in sein Heimatland wertvolle wissenschaftliche Sammlungen, wofür er den Dokortitel erhielt und auch geadelt wurde.

2) Die österreichische Novara-Expedition führte 1857–60 zu wissenschaftlichen Zwecken eine Welt-Umseglung aus.

3) Ferdinand v. Hochstetter (1829–1884), ein geborener Östlinger, trat als Geolog in österreichische Dienste. Er war auch eine Zeit lang Ergießer des Kronprinzen Rudolf.

folios, Maori Manuscripte vom höchsten Werte, und dürfen wir noch manche reichhaltige Ausbeute von ferneren Veröffentlichungen derselben uns versprechen. Gleiches hat Sir George Grey schon früher in Australien getan. Leider aber ist seine Sammlung Australischer Literatur bis auf wenige Bruchstücke durch eine Feuersbrunst in Neuseeland unwiederbringlich verloren worden. Die meisten Stämme von denen sie gesammelt war, sind jetzt schon ausgestorben. Eine Idee von derselben kann man sich durch einige in seinem Journal of two Expeditions &c. mitgeteilte Proben machen. Diese Reisebeschreibung ist überhaupt eines der anziehendsten und interessantesten Bücher, namentlich weil es so klar einen überaus edlen bedeutenden und zum Herrschen mit ungemainen Talenten begabten Charakter zeigt, der sich mit unbezwinglicher Energie durch die größten Gefahren und Drangsale tapfer durchkämpft; und uns die Entwicklung eines Mannes zeigt, der England in der Begründung und Beglückung dreier bedeutenden Kolonien (Südaustralien, Neuseeland und die Kapkolonie) die ausgezeichnetsten und allgemein anerkannten Dienste geleistet und mögen ihm ferner noch wichtigere und höhere Leistungen in der Beziehung bevorstehen. Und dabei hat dieser ausgezeichnete und unermüdete Staatsmann, für die Förderung und Begründung der allgemeinen Philologie und Sprachwissenschaft wohl mehr getan als irgend Jemand. Dies mein lieber Freund wirst auch du bald sehen, und meinen Mann verehren lernen, der nicht nur eine der bedeutendsten Kräfte der politischen und wissenschaftlichen Welt, sondern auch einer der leutseligsten und edelsten Charaktere ist. — Ich meine, wenn du die sehr lohnende Lektüre seiner Schriften unternimmst, namentlich der Reisebeschreibung. — Noch eins, würde es Dillmann eine große Sache sein, ein Verzeichnis aller ihm bekannten äthiopischen Bücher zu geben, sowie eine Angabe, wo Handschriften und was für welche zu finden sind; und welche Art von Handschriften die wertvollsten sind, woran sie zu erkennen und wo sie am wahrscheinlichsten aufzutreiben sein möchten. Solltest du denken, das würde nicht zu viel gefragt sein, so würde ich dir sehr dankbar sein, wenn du den Erz-äthiopien um diese Angaben für mich bätest. Seine äthiopische Grammatik habe ich kürzlich herausbekommen, und wenn auch noch nicht durchstudiert, doch einzelnes darin schon mit großem Interesse gelesen. — Wann wird dein Sendwerk heraus sein; die Verzögerung tut mir sehr leid. Solltest du für mich ein Exemplar bestimmt haben, so wünschte ich, daß du daselbe lieber an Sir George Grey sendetest, und zwar mit einer kurzen passenden Dedication, Sr. Erzellenz Sir George Grey K.C.B. &c. &c. (was dir etwa einfällt). Er liebt es Werke gelehrter Autoren mit deren Autograph zu haben. Ein hübscher Einband gefällt ihm auch. Er wird dir etwas Erwünschtes dagegen schicken, und kann dir auch sonst vielleicht noch mal von Nutzen sein. — Wir sind soeben dabei hier eine Universität zu errichten, die zunächst noch klein sein wird, aber mit der Zeit, namentlich da die Immigration wohl bald die weiße Bevölkerung aufs Doppelte, ja vielleicht zehnfache anschwellen wird, wohl einen höheren Flug nehmen soll. — Hast du und hat Herr von Bunsen keine Exemplare meines Mosambique Vokabulars erhalten. Ich bin sicher daß ich mir solche für Euch ausgeben habe. In dem Falle des Nichterhaltens ist es ein Mißverständnis; und würdest du mir einen Gefallen erweisen, wenn du an Norris in meinem Namen schreiben, und dir solche für Euch beide ausbitten. Ich schreibe ihm auch mit dieser Post, und bitte ihn selbst, daß er im Falle du ihm dies wissen läßt, er sie Euch sendet. — Bitte empfehl mich gleichzeitig dem von mir sehr verehrten Herrn Geheimrat bestens. Solltest Du glauben, irgend einiges in diesem Briefe möchte allgemeiner interessant sein, so steht Dir frei, was Du für gut findest der Deutschen Morgenländischen, oder sonst wo mitzuteilen. — Wollen Sie dort von mir Personalien haben, so sage daß meine Adresse ist Government House, Capetown (ich werde wahrscheinlich binnen Kurzem selbst ins Gouvernementhaus d. h. der Residenz des Gouverneurs einziehen). Du kannst sagen „Dr. Bleek ist dem Stabe Sr. Erzellenz Sir George Grey K.C.B. als des High Commissioner Ihrer Britischen Majestät für Südafrika attached“. — Noch eins! sollten dir gelehrtem Manne, wertvolle Handschriften irgend welcher Art, sehr seltne Bücher, namentlich Unica, aufstossen, solche nämlich, die zum Verkaufe sind, so würdest du mir einen Dienst erweisen, wenn du meinen Vater davon Kunde gäbest um sie für die Sir G. Greysche Bibliothek anzukaufen. Tuft du das, so werden wir uns dir erkenntlich. Sei auch der Preis hoch, wenn sie ihn nur wert sind. — Doch nun lebewohl. Schreibe bald! — Grüße Kamphausen. — In alter Freundschaft Dein treuer Freund

Wm. H. J. Bleek.

Vergiß nicht deiner Sophie, die ich hoffe bald Frau Doktorin sein wird, meine herzlichsten Grüße zu geben.



profitable as well as pleasant. I am disappointed that the Government of <sup>Banking</sup> Bombay have not acted on their own responsibility as I thought they would; but the orders from home against increased expenditures are now so very strict that the most urgent needs are left unsatisfied. Indian finance however will doubtless be soon placed on a better footing, and I shall <sup>still</sup> cherish the hope of welcoming you as a colleague. Believe me  
Yours very truly  
Edw. Howard  
Director of P. Instruction

Faksimile der letzten Seite vorstehenden Briefes. Leicht verkleinert.

16. Gedicht, Martin und Sophie Haug bei ihrer Ausreise nach Indien gewidmet (zugleich mit einem Bild?).

Verfasser mir vorläufig unbekannt.

Nach Indien ziehen Schwaben aus,  
Bau'n in der Fremde sich ihr Haus;  
Ein Haus gewiss von edler Art,  
Weil deutsche Treu man drin bewahrt;  
Ja Treue, die im Sturm erprobt,  
Wie sie das Herz schon längst gelobt,  
Nun fest und stark — in Lust und Leid —  
Für Pilgerlauf und Ewigkeit! —  
In solchem Hause weilt man gern,  
Gehoriam dient es auch dem Herrn;  
Wird allenthalben überwacht  
Vom treu'sten Hüter — Tag und Nacht.

Und Freundes Blick und Freundes Wort  
Grüsst gern das Haus, so hier wie dort,  
Oft kaum bemerkt und unbekannt  
Auch über weites Meer und Land! —  
Ja in der fernen, fremden Welt  
Scheint es als Leuchte hingestellt,  
Zu offenbaren wie ein Christ  
In seinem Hause glücklich ist. —  
Und wächst es über sich hinaus —  
Dann reichen Worte nicht mehr aus —  
Von mancher Erdenbürde frei  
Verklärt sich immer mehr die Treu. —  
So hab' ich es im Bild gesehn,  
Lasst es im Bild auch vor Euch steh'n;  
Und kehrt dann bald, im reinsten Glück,  
Zur deutlichen Heimat froh zurück.

### 17. Director E. J. Howard an Haug.

My dear Sir,

I am sorry to say that my proposal to nominate you to a Senior Duxinow<sup>1)</sup> Fellowship was negated by the Government on grounds which I thought insufficient. I have already asked for an allowance of Rs 40 a month, in lieu of „Free quarters“. No answer has yet come from Govt.

I recommend you to write a letter on the model of the annexed, but not in the very words, and I will do my best to support your remonstrance.

Yours very truly

E. J. Howard.

15th Dec.<sup>2)</sup>

### 18. Haug an Pfarrer Speidel in Gochsen.

Poona 10ten März 1861

Mein lieber Onkel!

Dein letzter Brief hat uns alle sehr erfreut. Meine l. Frau hat dir so ausführliche Berichte über unser Ergehen u. mein Treiben gegeben, daß mir nur wenig zuzusetzen übrig bleibt. Für mich ist der Aufenthalt in Indien vom größten Wert u. Nutzen; ich kann mir einen Schatz von Sprach- u. andern Kenntnissen sammeln, um den mich die europäischen Fachgenossen, denen diese Gelegenheiten alle fehlen, beneiden dürften. Hier habe ich alles was ich vorerst wünsche, Bücher aller, Sanskrit, Zend- u. Pehlewischriften u. Menschen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse. Am meisten verkehre ich mit Parsen u. Brahmanen. Gegenwärtig sind 3 Parssische Oberpriester hier, die stets mit mir verkehren u. mich über den Sinn des Zendawesta befragen, den wie sie selbst zugestehen, ich besser verstehe denn die geschicktesten unter ihnen. Ich erhalte von ihnen bereitwillig Aufschlüsse über ihre Ceremonien, die freilich uns etwas lächerlich vorkommen; sie stammen aus dem grauesten Altertum. So ist für das Seelenheil der Parsen, namentl. um nach dem Tode die Brücke die zum Himmel führt, passieren zu können, ein Hund mit gelben Ohren, auf dem Rücken weiß u. gelb, mit 2 gelben Tupfen über den Augen (er heißt deswegen vier äugig) unentbehrlich. Ich sah gestern das

1) In diesem Wort muß das indische dakshina „Stipendium“ (vgl. oben S. 23) stecken.

2) 1859. Es scheint aus diesem Billet hervorzugehen, daß Haugs Wunsch, zum Präsidenten der Stipendienverteilung ernannt zu werden, bei der Regierung zunächst auf Schwierigkeiten stieß.

seltene Tier, das den Parsen in ihrer letzten Todesnot beistehen muß; u. ich versichere dich, dieser Hund leistet dem gläubigen Parsen denselben Dienst, wie dem gläubigen Katholiken das Crucifix. Die Parsen glauben wirkl. an die seelenerlösende Wirkung ds Hundsblicks! Ist ein Parse unrein geworden, so muß er unter vielen Ceremonien Kuhurin trinken, dann wird er wieder rein! Dem Feuer opfert man verschiedene Wohlgerüche u. betet stets die Lieder ds großen Zoroaster, von dessen Lehre seine Nachfolger auch keine Idee mehr haben; sie sind entsetzlich gesunken, u. ich ermahne sie ernstlich die ursprüngl. Reinheit wieder herzustellen.

Meine Freunde, die Brahmanen, von denen ich ganz überlaufen werde, haben andere Mittel in den Himmel zu kommen. Man veranstaltet ein Opfer, ds gegen 6 Tage dauert u. ungefähr 3000 fl kostet, ist Ziegenfleisch u. trinkt den ausgepressten Saft (Soma) einer narfotischen Pflanze, die Betäubung u. Erbrechen erregt. So verschiedenartig sind die Ansichten. Über die christl. Dogmatik sind die Brahm. stets voll Hohn u. Spott. Die jetzigen Missionare haben sehr schlechte Aussichten auf Bekehrung.

Herzliche Grüße an Dich u. Deine l. Frau Tante

Dein treuer M. Haug.

### 19. Mr. Mac'nady<sup>1)</sup> an Haug.

5 April 1861

Matura: Ceylon.

My dear Dr,

It is some time since I heard from you or wrote to you, and my excuse must be my many avocations: in addition to my official business I am reading hard at Elu<sup>2)</sup>, with the intention if possible of passing an examination in the old books (which no one, by the bye has done yet in Ceylon). I am reading the Thupawanse, the Pansa panas jataka pota, and the Telalihini-sandese, and am practising translation from English into Singhalese. All this I am obliged to do out of office hours, for the business of my district fully occupies my midday time. I have had an increase to my family lately: a little boy was born on the 9<sup>th</sup> March and my wife has quite got over her troubles now I think. — The youngster is flourishing too. My little girl is fifteen months old, and a very amusing little thing. — We have had a good many visitors lately: my sister-in-law and her husband (Mr. and Mrs. Moir) have been with us. He is Manager of the Oriental Bank at Madras. The weather has been unhealthy & there has been a great scarcity of food for several months but every thing is improving now. We have both been much blessed with good health, since we have been at this station: I regret to say, I shall have to leave it in June, in all probability, and shall return to Colombo, & go to some other place. — I have not forgotten your books: tho I must admit they are a monstrous time in preparing them. I cannot get them under a very heavy sum: in fact the priests wont sell books: so they have to be copied. — I shall have them cluched by my pandit Don Andin Tudawe who is one of the cleverest natives in Ceylon. — I hope all is well with you & yours. Write and let me hear about yourself. There is a very clever scholar here now the French consul at Colombo „Mong Grimblot“: I do not know him, tho' I have got him the loan of books, but I have not had the opportunity of meeting him yet. He is the secretary of our Branch of the Royal Asiatic Society. My wife heard from Mrs. Hale lately. Hale is not well yet: never will be I expect. — I went to a Buddhist priests Wada<sup>3)</sup> the other day a controversy started by a clever priest near here: The question was mooted among these yellow robed gentlemen whether Nirwana was total annihilation of soul & every thing, or whether the soul still existed in passive enjoyment. — The priest Pohvatte Umanse asserted the latter, while the opposite party adhered to the old fashioned belief: They argued for two or three days, produced many books

1) Ich habe über diesen Bekannten Haugs bisher sonst nichts in Erfahrung bringen können. Trotzdem gebe ich den Brief hier wieder: vielleicht ist irgend ein Leser in der Lage, mir Näheres über den Schreiber mitzutheilen.

2) D. h. Singhalesisch.

3) Im Original folgt dasselbe Wort noch in singhalesischer Schrift.

in evidence on both sides but I have not heard that the point is settled, & I dont fancy that it will ever be. Write and tell me about yourself, & believe me ever Yours

W. C. Mac'nady.

20. Ernst v. Bunsen <sup>1)</sup> an Haug.

Regents Park  
London

31 Januar/1865

Geehrter Herr

Messrs. Longman sind von mir aufgefordert worden, Ihnen ein Exemplar zuzusenden meines soeben hier veröffentlichten Werkes: *The hidden Wisdom of Christ, & the Key of Knowledge, or history of the Apocrypha.*

Der Ursprung der Gnosis wird auf Zoroaster zurückgeführt, und es wird ausgeführt daß die Geheimlehre Christi, d. h. die Geheimnisse des Himmelreichs die er nur den Jüngern mittheilte, im Evangelium Johannis aufgezeichnet worden ist, nachdem oder ehe Paulus die Prinzipien der Geheimlehre Christi in geheimnisvoller Form veröffentlicht hatte, ohne jedoch sich auf die Aussagen Christi zu beziehen, die ihm vielleicht gar nicht allgemein bekannt waren. Dadurch erkläre ich das Stillschweigen der ersten 3 Evangelisten über die wichtigen Aussprüche Jesu die nur im 4ten Ev. aufgezeichnet sind.

Das erste Kapitel ist nur ein kurzer Entwurf in dem durch allegorische Erklärung der Erzählung von Cain und Abel die Identität Adam's und Zoroaster's angedeutet wird. Sie werden daraus ersehen, daß ich durchgehends Ihren Text und Ihre Erklärung <sup>2)</sup> aufgenommen habe, soweit mir dieselben bekannt waren.

Da ich keinen passenden Mitarbeiter finden konnte zu einer Arbeit von solcher Tragweite, und zwar zu einer solchen die meine Kräfte übersteigt, so hoffe ich daß eine etwaige zweite Auflage diejenigen Berichtigungen und Erweiterungen wird aufnehmen können, deren mein notwendig sehr unvollkommenes Werk bedarf, und die ich mir von Ihnen ganz besonders erbitte.

Wie wertvoll würde eine neue Ausgabe, auf Englisch, des Zend-Avesta sein. Ich hoffe daß dazu das nötige Interesse auch durch mein Werk angeregt werden wird.

Sollte es nicht gelingen Ihre künftigen Werke hier auszugeben?

Indem ich Ihren gefälligen Mittheilungen mit Spannung entgegensehe, freue ich mich des Bewußtseins daß mein teurer Vater eine so hohe Achtung vor Ihrer Person und Ihren Leistungsfähigkeiten empfunden hat.

Ich verbleibe

Ihr ergebener

Ernst v. Bunsen.

21. Dschnâna-prakâscha <sup>3)</sup> Vol. 18, No. 5. (Monday, 29 January 1866.)

Dr. Martin Haug.

We are sorry to announce the coming departure of Dr. Martin Haug, professor of Sanscrit in the Poona College to his native country. He will leave us, we hear, in the early

1) Chr. K. J. v. Bunsen's ältester Sohn (geb. 1819); er hat es nach einer Nachricht bis zum preussischen Hauptmann gebracht; Prof. Kamphausen nennt ihn Legationsrat. „Er hatte“, nach freudl. weiterer Mittheilung Kamphausens, „eine reiche Quäkerin geheiratet, besaß keine gelehrte Bildung, und schrieb konfuse, ja geradezu phantastische Bücher, die er auf seine eigenen Kosten drucken ließ“. Prof. Kamphausen ist der Ansicht, daß E. v. Bunsen's literarische Thätigkeit „dem Namen Bunsen nicht zur Ehre gereichen konnte und völlig nutzlos war, obgleich er häufig genug Gelehrte um Beiträge anging“. Der hier abgedruckte Brief dürfte Kamphausens Urtheil bestätigen.

2) Seil.: des Avesta.

3) Eine in Puna in Marathi-Sprache erscheinende Zeitung, mit einzelnen englischen Artikeln.

part of the ensuing month<sup>1)</sup> and a sad event will it be. This learned gentleman came out here about five years ago and was employed by the then able and judicious Director of Public Instruction to superintend the Sanscrit Department of our College. This was a post really trying to him and any other person in his stead would certainly have proved unequal to it. Poona has long been known as a favorite seat of Sanscrit learning and nothing can be more difficult than for a foreigner to gain the applause of our Shastrees and Pundits. It must, therefore, be said to the great credit of Dr. Haug that he has succeeded in achieving this and he is now regarded a great Sanscrit scholar not only in Europe but even in India. Nothing can be a greater achievement than this. His researches in the Zend language also have been most laborious and proportionably important. He has hereby rendered an invaluable service to Philology and has greatly contributed to its advancement. In short it is evident that he spent his years in India most usefully to himself, to his pupils, and to the whole world.

But before we finish this short notice we are obliged, however reluctantly, to say that in his public conduct Dr. Haug showed, as was expressed in our columns days ago, the several weaknesses of a student not knowing much beyond his closet. His life, however, mostly passed in study, renders these excusable.

The Pupils of Dr. Haug on the 20th insrant [!] called a meeting in his honor in which English and Sanscrit address were read and a shawl presented to him as a token of their gratitude for the blessings of education that he poured upon them.

## 22. Der Parje K. E. Kanga<sup>2)</sup> an Haug.

Bombay, 29<sup>th</sup> Jan. 66.

To

Doctor Martin Haug, Ph

Respected Sir,

Understanding that you are about to leave India next month for your native country, I feel myself bound to express my heartfelt thanks & gratitude at this juncture. I think, it must be within your living memory, that about 3 years ago (if I mistake not during the Christmas Holidays of 1862) I came to you (with Mr. Sheriarji Dadabhoi), with a note of introduction from Mr. Khershedji Rustomji Camaji, for the removal of many difficulties which occurred to me in some of the important passages of Zend Avesta, which were intended to be published with their Gujerati translation together with grammatical & explanatory notes on the same.

At that time, you, sir, with your usual urbanity of manners & suavity of temper<sup>3)</sup>, unhesitatingly gave me your invaluable assistance in explaining to me many difficult points for 8 consecutive days. Truly, sir, were it not for your kindness, many of the difficulties and obscurities which had crept in my manuscripts, would not have been exploded. This I have mentioned in the short preface of the first part of my work, a copy of which was, I think, sent to you by Mr K. R. Camaji. However I avail myself of the present opportunity of sending to you another copy of the same.

All this I was able to do through the kindness of Mr. K. R. Camaji, whom I am immensely indebted for his disinterested labor in teaching me Zend according to the European system up to this day.

1) In Wirklichkeit hat Haug Indien erst im März 1866 verlassen: vgl. seine Vorrede zum *Zand-Pahlavi Glossary*.

2) Einer der produktivsten und erfolgreichsten parjischen Gelehrten: er gab z. B. noch i. J. 1900 ein *Avesta-Wörterbuch* heraus.

3) Ferdinand Justi schrieb anderthalb Jahre später (*Zeitschr. d. Dtsch. Morgenl. Ges.* 22,355) „von den unter Fachgenossen allbekanntesten leider nicht gerade urbanen Ergießungen des Hrn. Haug“. Wo der eine Schatten sieht, sieht der andre goldnes Licht!

In conclusion I beg to state that you may enjoy your well-merited repose in your native country & continue to afford the benefits of your Zend knowledge to the Parsi community at large, who have perfect confidence in your just interpretation of Zend Avesta.

Wishing you & your family health & prosperity.

Hoping you will excuse me for trespassing on your valuable time.

I have the honor to be  
Respected Sir  
Your most obedt servant  
Kavasji Edalji Kanga.

NB. Should you, Sir, think it unobjectionable, be so good as to drop me a few lines in receipt of this letter

K. E. Kanga.

Adress: — Moolla Feeroz Madresá,  
Fort, Bombay.

### 23. Destur Hojchang<sup>1)</sup> an Haug.

Poona 28<sup>th</sup> Feby 1867

My dear Haug

I am in receipt of your's of the 13<sup>th</sup> as well as the 1<sup>st</sup> January and would have replied at once but was unable till the last 4 days, now thank god, am quite well

I will send you the preface to the glossaries before the next mail.

I am glad to find that, you have commenced the printing of Glossaries, and therefore it will be all right, only now, I know the way & learent how, Ewropian scholar work, and therefore, am of conviction that there may be much absurdity & inaccuracies in it therefore, should like to have proves here to be corrected, of corse, I will add several notes in which, I will correct those mistakes, there is no fear, when the work is under the able superintendence, like that of yours.

I am very happy to find that you has got your old vigours back, I wish you every success.

I will send you extracts from pehlvi books of the Nosks, if I find any, I beleave, there are still some remarks left, but, the most elaborate of all is that of Dinkard, The idia of Mulla Feroz about „dinkard“ is erroneus, as he was mislaid by the word . . . . .<sup>1)</sup> which He reads Farengi and takes it for greek, but that is wrong the word is . . . . .<sup>2)</sup> pargandgi, as I read it that is from an scattered m. s. it was rearranged“ I will send you positively the extract with a translation of mine.

I also send you books, which I promised you to send in the April, as they are not finished.

I will always indebted to you for the corrections you are so kindly doing in my Glossaries.

[Folgt eine halbe Brief-Seite „Corrections“, die ohne Pehlwi-Typen — die mir nicht zur Verfügung stehen — nicht im Zusammenhang verständlich wiederzugeben ist.]

I am very sorry that you are obliged to rewrite the whole index again, the cause was this that I being then quite unacquented with the system of doing such things my latter works, I hope will be much more accurate & correct.

The shikangumâni is still lying I beleave, upon the tables of some Educational funtionary! but I saw, the resolution of Govt to print all works in India instead of Ewrope, of course they all must come to you for revision, but after your revision it will be printed in India I have finished to-day my ardâe virâf nâ meh with index and glossary I will report it to Govt in a day or two. Khorshedji Dustoor is at Nowsaree now, and will not returen for a year or so.

1) Vgl. oben S. 26.

2) Im Original ein Wort in Pehlwi-Schrift.

My salary is not increased yet, I thought it first, there is no chance of getting it now. Dr. Kielhorn, is a very nice and clever young man, every one likes him very much, he is very friendly towards you and always possess a very high opinion about you we often talk about you and I beleave he is one of your admirer; and always against latinism<sup>1)</sup>, and very hard working with sanskrit grammar now, I like him very much. He has sent you per this mail his phitzsulrâni

My kindest regards & compliments to Mrs Haug & Rudolp

Your's most sincerely

Hoshang

Dustoor.

Poona 5<sup>th</sup> March 1867

My dear Haug

this letter was written to send you by the mail of 1<sup>st</sup> Instant but, for the negligence of my man who took it later at the Post Office the Post Master has kindly told the man to take it back & bring on the 5<sup>th</sup> and accordingly I forward this mail. the new Governor has come in Sir B. Frere<sup>2)</sup> goes with this mail, perhaps, if you go to England you will have an opportunity of seeing him. Yours

Hoshang

Dustoor.

Poona 5<sup>th</sup> March 1867.

My dear Haug

I received your letter of the 1<sup>st</sup> Feb: with specimen of typs, they are of very nice fount, I send positively the preface on the mail of the 20<sup>th</sup>. The list of compound letter is not complete in any farhang. I will give that in my preface, I answer your questions now,

q. Ist who was herbad tōcreh? &ca &ca

A. this is the name of a learned herbad<sup>3)</sup> who lived, they say in the time of Ardeshir bâbagân and was very learned, and afterward he was made a minister,

all this is traditional tale which I knew only I saw this name in the dinkard vol. 3<sup>rd</sup> as the first gatherer of the dinkard. but I have not read his name in any other book.

the . . .<sup>4)</sup> is the name of the Treasure of the Jamshid, Faredoon, qoçrô, Kaûa, Keqobâd and Gustâçp, as they say but where it is or was I am not certain if you write tell me in your next what place or palace was burnt by Alexander the Great when took persia, I will perhaps give you some opinion on it.

another all will be written & sent, in my next in the mail of 20<sup>th</sup>. Yours

H/D.

## 24. Deftur Hoshang an Haug.

Poona

13<sup>th</sup> october 1867

My dear Haug

I hope you will kindly excuse me for my writing so late. I read your letter the Glossary all right. I also made bandobast with the curator for the receipt of the box you mentioned please send per book Post. those printed sheets of pehlvi glossary two copies of each, i e I mean the part which is already printed.

Your remarks in the Zand Glossary are very good though some, I consider superfluous; it will be all mentioned in the second Edition If possible I will make some addition

1) Vgl. oben S. 27.

2) Der bisherige Gouverneur.

3) Folgt der Name in Pehlwi-Typen. Er wird übrigens jetzt Tansar gelesen.

4) Hier steht ein mir nicht mit Sicherheit lesbares Wort in arabischer Schrift.

in my preface of the Pehlvi Glossary. one „K“ has published a review, which is reprinted from the Times of India in the Poona observer a copy of which I send for your perusal, when you send your own Review to the „Times of India. I hope you will do it soon.

I am very much obliged to you for the trouble, you have taken, but I am sorry that by the mistake of copiest several notes were omitted to write which I find now, on examining it. I remember about the <sup>1)</sup> ma drâik in Arda viraf first I mentioned to you when in Poona . . . <sup>2)</sup> which it escaped your mentioning in the notes I hope you have kept in the „Index“ those cognate words I have inserted and, if it will be too tedious & troublesome job I will be happy to correct all the Index & reconstruct it as I have learnt it now very well

Dr Kielhorn & Messrs. Wordsworth <sup>3)</sup> & Oxenham are now in Mahableswar for this vacation. we will go probably in the New College on that side of the Bund in January.

The Sasoon hospital was inaugurated by H. E. the Governor some days ago we have had some showers of Elephanta after all, so we dont consider there will be so much scarcity of water as heretofore considered.

As the time for mail is approaching I conclude this hasty scrawl with my kind regards to self Mrs Haug & Rudolph in which brother Dastür Noshervanji & my mother join very heartily

Yours ever

Hoshang

the cause of my so much haste is only the time as the Post goes at 2 & now 1 o'clock.

## 25. Ewald an Haug <sup>4)</sup>.

Zum ersten mahle, mein lieber herr und freund, wende ich mich mit einer bitte an Sie, welche zu erfüllen Sie vielleicht muße und lust haben. Sie wissen daß, nachdem ich Ostern wo jedermann meine absetzung erwartete, unter den schwersten verhältnissen meine vorlesungen wieder aufgenommen und am 1sten Aug. ganz ruhig beendet, Bismark dennoch nachträglich (etwa wie bei einem zum tode verurtheilten den man noch einige tage nach dem ihm schon angekündigten todestage leben läßt u. damit doppelt quält) mich am 12 Sept. abgesetzt hat, jedoch mit der fast höhnsprechenden erlaubniß daß ich nach allem verluste und aller schande meine vorlesungen fortsetzen kann, was ich denn auch aus besonderen gründen wirklich thue; ich trage wieder die ungeheure last 4 täglicher vorlesungen. Ich wünsche nun aber daß eine kleine schrift von höchstens 3 bogen über diesen fall erscheine, in welcher ich mich denn auch wie es die sache will über das ganze Bismarkische wesen äußere. Da der druck hier unmöglich ist, so würden Sie mir einen großen gefallen erweisen wenn Sie dort einem verleger die Ihnen demnächst zuzusendende schrift überwiesen. Gefahr ist bei der sache nicht im mindesten zu fürchten, weil noch viel ägere worte als ich mache z. B. in Erlangen gedruckt sind u. hier ganz ungestört auch durch den Buchhandel verbreitet werden; das jahr der reinsten viehischen willkür ist seit dem 1 Oct. vorüber. Ich möchte nur nicht gerne nach Erlangen gehen: in Stuttgart wird sich gewiß leicht ein verleger finden, nur bitte ich Sie an herrn K r a b b e (den bruder des Kostockers) nicht zu denken, weil er zu fürchtam u. unbeständig ist wie ich vorigen herbst erfuhr. Am Honorar liegt mir nichts: ich wünsche nur 12 Freieyemplare, auch ist es in einem solchen falle billig daß der verleger nur 400—500 druckt, da er kein Honorar bezahlt. Falls Sie dort auf größere schwierigkeiten stoßen, so können Sie versprechen ich würde wenn der verleger am ende wirklich verluste hätte ihm diese ersetzen.

Daß Sie jetzt ganz gesund sind darf ich wol voraussetzen, und wünsche Ihnen zu der nach der U. Z. jetzt ganz sicheren anstellung in München von herzen glück. Wie heftig man von der andern seite gegen Sie erbittert ist, darüber vielleicht näheres wenn es einmal sich

1) Hier steht im Original zunächst das folgende Wort in Pehlwi-Typen.

2) Ein Wort unleserlich.

3) Der damalige Principal von Deccan College.

4) Vgl. oben S. 28 f.

treffen sollte daß ich Sie wieder sähe. Sie haben auch das werk von Gösche<sup>1)</sup> so eben sehr gelobt: er hat es um Sie verdient, u. hat darin noch eine bessere seite gezeigt, wie lange? weiß ich nicht. Hier in Norddeutschland sind die Professoren auch in unsern fächern durch das Preußentum schon so tief gesunken als möglich; u. auch Gösche spricht jetzt ganz anders über mich als er früher immer sowohl öffentlich als brieflich that! Gegen fleischer und dessen schule muß ich jetzt noch offener reden, habe damit in einer vorrede des 2ten Bandes der Propheten 2ter ausg. der so eben erscheint schon begonnen, setze es in einem stücke der Gel. Anz. fort welches durch Preußische gesinnung um 14 tage aufgehalten ist aber nächste woche erscheint, u. werde weiter gehen wie und wo es nöthig ist.

Mit den besten wünschsen und grüßen

Ihr

ergebenster  
Ewald.

Göttingen  $\frac{14}{1}$  68 früh.

Sie werthet es, darüber nichtmiß zu sprechen wenn er auch wohl zu wissen  
sollte daß ich Sie nicht sahe. Sie haben auch das werk von Gösche  
so eben sehr gelobt; er hat es um Sie verdient, u. hat darin noch eine  
bessere seite gezeigt, wie lange? weiß ich nicht. Hier in Norddeutschland  
sind die Professoren auch in unsern fächern durch das Preußentum  
schon so tief gesunken als möglich; u. auch Gösche spricht jetzt ganz  
anders über mich als er früher immer sowohl öffentlich als brieflich that!  
Gegen fleischer und dessen schule muß ich jetzt noch offener reden,  
habe damit in einer vorrede des 2ten Bandes der Propheten 2ter ausg.  
der so eben erscheint schon begonnen, setze es in einem stücke der Gel. Anz.  
fort welches durch Preußische gesinnung um 14 tage aufgehalten ist aber  
nächste woche erscheint, u. werde weiter gehen wie und wo es nöthig  
ist.

Göttingen  $\frac{14}{1}$  68 früh.

Ihr

ergebenster  
Ewald.

Faksimile der letzten Seite vorstehenden Briefes. Natürliche Größe.

### 26. Ewald an Haug.

Wiederholt sage ich Ihnen lieber freund! meinen besten dank für Ihre so bereitwillige hülfe und freundlichkeit, wie ich solche wieder in dem gestern empfangenen schreiben lese. Ich wollte in meinem letzten noch bemerken daß, wenn der verleger statt der kleinen große buchstaben der gemeinen leser wegen setzen sollte, ich nichts dagegen habe. In meinen wissenschaftlichen büchern habe ich nun zwar seit 20 jahren die kleinen buchstaben überall durchgeführt; u. obgleich das dem absatz derselben geschadet hat, so wird doch sicher diese sitte trotz aller schwankungen am ende durchdringen, wie viele zeichen darauf hindeuten. Für die jetzige kleine schrift lege ich aber kein gewicht darauf.

1) Gemeint ist wohl Gösche's Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländ. Studien 1859—1861, der 1868 (!) erschienen ist. Da diese Schrift indes (vgl. 3 D M G 22, 341 f.) Haug erst am 5. Jan. 1868 „soeben zugekommen“ war, so kann sie Haug, als Ewald an ihn schrieb, höchstens in einer Tageszeitung schon gelobt ge-  
habt haben. Die Sache ist mir nicht ganz klar.

Wenn ich mit dem von Ihnen empfohlenen herrn verleger zufrieden bin, so könnte ich ihm gegen ende dieses jahres wol eine größere schrift übergeben welche wie ich hoffe viel gelesen werden wird.

Die Correcturen wird der verleger hieher gewiß der vorsicht wegen in vollem umschlage wohl versiegelt senden. Die kleine schrift wird wahrscheinlich in der nächsten zeit am meisten gelesen werden, weil die zeiten eben jetzt danach sind.

Daß Sie nun schon zum 1 März nach München übersiedeln ist sehr vortheilhaft: Sie können sich in dieser weise dort sehr ruhig einwohnen. Alle zeichen sind jetzt so überaus günstig: doch möchte ich Sie bitten dort nach keiner seite hin anzustoßen, auch nicht bei Spiegel und seinen freunden, von denen ich Ihnen wenn ich Sie einmal wieder sehen kann, vieles Ihnen weniger bekannte mittheilen würde. Auf Deutschen Universitäten kann man zwar mehr wagen als auf Indischen u. Englischen: allein seine gefahren hat jeder ort, auch München.

Meine frau nimmt an Ihrer beförderung lebhaft theil, und wir beide wünschen Ihnen auch im hause gesundheit und allseitiges wohl.

Vielleicht fallen Ihnen meine letzten auffäge in den Gel. Anz. der ersten und der 4ten (der jetzigen) woche in die hand: Sie finden da rein Orientalisches.

Herzlich grüßend  
Ihr

Göttingen  $\frac{22}{1}$  68.

ergebenster  
Ewald.

## 27. Destur Hoshang an Haug<sup>1)</sup>.

Poona 28<sup>th</sup> February 1868

My dear Haug

I have the pleasure of receiving your kind letter with the proof sheets

I send to day a copy of „Zartoshti Abhiás“ where in Mr Kama has so strongly commented upon me and you regarding our remarks on Dr<sup>s</sup> Spiegel & Justy I heard one of them have complained him and he has done so much that people here, are demanding explanation, if you want to write any thing you may do so in „Times of India“ I did not like from the first to go into controversy with any scholar because, those days are gone, you will see the remark of the learned M. Müller in the „chips from the German shop & ca“ so better time the matter alone, we must go on our own way, let them do as they like.

By the remarks of Cama the people here are in sensation, and of course it lowers my characters in their eyes but never mind I must suffer it for pleasing you But for heaven's sake dont write a single word against any one in my name in the Pehlvi Pazend Glossary —

I believe you not quite understood me when I wrote you about the Z. P. Glossary, my request was this that, you should not give out that, „I am unable to understand any difficult thing“ because by such remarks „This difficult passage was left un-translated by the Dastoor, I have supplied it & ca“<sup>2)</sup>

I do not say that you should put my name under your notes or any thing else, because beleave me, I would have done it much if you had allowed me little time to consider upon at that time I was quite a new man, for such things

You might have heard that Dastoor Noshervanji has got the title of Khan-Bahadour from the Bombay Government

I am going to my office So you must excuse me for the present now as the mail will go weekly I will not fail to write you again

Ever Your's  
Hoshang

My respects to Mrs Haug & Rudolph

I was exceedingly glad to learen your appointment May god spare you to part to enjoy the honour and possition to which you so richly deserve with excellent health & happiness

1) Vergl. oben S. 29.

2) Vgl. Zand-Pahlavi Glossary S. 49. 51.

## 28. Ewald an Haug.

Wiederholt meine besten dankfagungen für die freundschaftliche treue mühe welche Sie lieber freund auf meine kleine schrift verwenden! Seien Sie überzeugt daß ich Ihnen diesen in finsterner zeit mir erwiesenen dienst nie vergessen werde!

Darf ich Sie aber nun bitten dafür zu sorgen daß die 2 Bogen genau nach den bemerkten verbesserungen abgedruckt werden? Ich habe nicht die Interpunction ändern wollen, obgleich die jetzt gewöhnliche sinnlos und störend ist. Nur was ich jetzt verbessert habe, ist höchst nötig wenn der leser mit genuß lesen soll; und es ist nur der vortheil des verlegers daß die leser nicht anstoßen.

In die beiliegenden blätter werfen Sie wol einen blick.

Stets

Ihr ergebenster

Ewald.

Göttingen, 2/3. 68.

## 29. Director J. B. Peile<sup>1)</sup> an Haug.

No. 814 of 1870/71.  
Poona-Office of Director  
of Public Instruction  
6<sup>th</sup> June 1870.

My dear Sir,

I have had the copy of the Pahlavi-Pezand Glossary intended for Destur Peshutan sent to him.

I have read your Essay on the Pahlavi language with very great interest, and am curious to see what reply may be offered by those who uphold a different view of its origin.

I have instructed the Curator Government Central Book Depôt to remit to you the equivalent of Rs 1200 as an honorarium for the labour of editing and the valuable extra matter added to the work.

I have priced the Glossary at Rs 12 in Bombay. But I understand that Messrs Trübner have advertized it at 28/s.

With reference to your letter of the 27. April Dr. Kielhorn has undertaken to see that the Destur will shortly complete his introduction to the Ardâi-Virâf-Nameh.

On the subject of the arrangement of the Glossaries according to the Pahlavi or Roman Character and on the use of diacritical marks I will decide after I have consulted with Dr. Kielhorn and the Destur at Poona and I will inform you of the result.

On the other question, whether the Destur should lay aside his other work to prepare the Kâr Nameh and Pand-Nâmeh, I have some difficulty in making up my mind. Both Dr. Kielhorn and the Destur are opposed to it, and the latter has pointed out that there are about eight Pand-Nâmehs all of equal importance. Although I should be unwilling to appear ungracious in opposing you on a subject where you are so highly qualified to judge, I think that it is better to let the Destur finish the work he is engaged with, and that Ardashir Bâbegâns Kâr nameh and the various Pand Nameh might form another work. But if you adduce reasons why it is important that these works should be printed with the Ardâi Virâf-Nâmeh on grounds of scholarship or history, I will reconsider this decision.

I am

Yours very truly

J. B. Peile

Director PJ.

1) Der 2. Nachfolger Howard's.

### 30. Dastur Hoshang an Haug.

Poona 20<sup>th</sup> January 1871

My dear Doctor Haug

After waiting so long for Your reply to mine of 8<sup>th</sup> October, I am thus obliged again to break the silence. Why You are not writing to me I do not understand if You find fault You ought to mention the same to me but must not treat me so.

I hope the printing of Ardai Viraf will be commenced very shortly. I have prepared P. S. to my introduction & will give it for transmission to you next week. I hope You will do it best You can, as my English is, as You are aware, not so good one as to be printed unaltered. I see from Your letter to our present amiable Director Mr Peile that You are not incline to publish my preface as You think it out of date since the publication of Your most valuable remarks in the Glossary; my dear Haug, it may be so in Your eyes but I think I should take little more liberty to come forward, as I see Your revisions & learned notes have rather eclipsed my fame as a Pehlvi scholar. I did not expect & never thought of that You would mention, some trifle omissions on my part with remark such as „the Editor has left the difficult word untranslated therefore I fill it &ca,“ it is evident that the Editor was unable to explain it & therefore left it out. You would have supplied it without any mention such omissions. Well I do not take any notice to such things at first but people in India in society say differently Even a learned from remarked to me that, „It is Haug that made Your labours so valuable otherwise You drawing Your allowance for nothing look what Haug says „My share is one third“. „My share exceeds much to that of the Dastoor's,“<sup>1)</sup> if you write to Haug tell him not to do so in future &ca let him say what he likes without such mentions people will see what exceeds to what“ these were actual remarks & I felt it as true one. So if You write any thing against my view, please write it in Your own share or if You think some mistake objectionable please alter it to the best of Your judgement & I will be quite satisfied with Your such rectifying because I think You & still believe You my true friend & expect from You indulgences. You have kindly promised me to make my fame as wide as You can possibly do it I hope You have not forgotten it. I know You take soon offence but for Gods sake do not take any offence of my writing. I consider You an elder brother & feel, therefore justified to tell what I have to say; kindly pardon me for the same.

The Vandidad is ready now with index, there are several words unintelligible which, I wish to write to You and consult You if You are kindly inclined to allow me to do so.

I am informed Dr Kielhorn has applied for 15 months leave it is very bad thing for me, he was very kind a sup<sup>t</sup> & is most agreeable to me I dont know, under whom they will put me to work; if under some proterve, native I am sure to resign Dr Kielhorn has promised me, that he will see You & he will inform You all about me. I hane lately prepared a muslmán to write Pehlvi & Zand (to copy fac-simile as it may be from the ms) & consequently I am able to send You copy of any pehvi ms You wish for first of all I will employ him to copy out my pehvi Vandidad (as prepared by me for the press) I have made agreement to employ him for two years at the salary of rupees 25, he knows English, Devanagree, persian & pehvi Zand characters & writes very carefully.

Please write me soon I am very anxious to read your letter every month once with your & family's well fare.

With kind regards & best wishes

Your's ever Hoshang:

Dastoor.

PS.

Bye the bye I forget to ask you one favour Can you not propose me a member to some learned society in your province. Dr Peshuton has long since honour of becoming a honorary member of some learned German society<sup>2)</sup>, and I am told through Dr Spiegel.

1) Vgl. Pahlavi-Pagand Glossary Preface S. V.

2) Dastur Peshotonji Bahramji Sanjaná war ordentliches Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Dastur Hoshangs diesbezüglicher Wunsch ist m. W. unerfüllt geblieben.

Please on the title page, of Ardaī viraf, put my name without „jee“ as I like that, it sounds well if you say „Dastoor Hoshang than you, Hoshangji, if you like you can put any addition to Highpriest Malwa „Fellow of the University of Bombay, Member of the B. B. of the Royal Ast Society & Royal Geographical Society“<sup>1)</sup> this is optional to yourself but I should like my name without „jee“ as Dastoor Hoshang Jamasp My regards and respects to Mrs Haug & lovely kiss & compliments to dear Rudolf

H J D.

### 31. Dastur Hoshang an Haug.

Poona 9<sup>th</sup> March 1871

My dear Haug

I am favoured with Yours of the Feby & was glad and sorry to learen its contents. Glad to find that you have fully regained all the vigour & ca for your literary combat, and sorry to hear Mrs Haug's long ailing I hope she will recover soon.

I certainly wrote you, during this 9 months past time one after perusing the Glossary & other afterwards & it seems from your letter, that they were mis-carried. No I was much pleased with your additions & annotation in the books (Zand & Pehlvi Glossaries) & ca, and I never expected any credit to my self for your researches, nor am ambitious to have such vain glories to my self, my idia is this that, for some difficulty, or for the reason of some further or mature considerations, if some gap, is left out, & by mistake or overlook, it remained, unfilled, you would have acted more gracefully to fill it up to the best of your ability with the usual initial „M. H.“ than to say „The Editor has left out this difficult word (or passage) untranslated which I supply & ca.“ and expressions in the preliminary „my share in the work is more than & ca“ You can have avoided such superfluous wording because every reader must have eyes & sense, to see from the headings & ca that what is original, what is yours & what was added by Mr West. I only mention this as a matter of taste and courtesy, otherwise, I am not so much concerren for such thing. I have often acknowledged and said even publicly that, it was through your scholarship, & kind ammendation that my editions have obtained some respectibities, and am very much obliged to you as well through your kindness, to your friend Mr West for correcting and rearranging my humble trash; & I wish you will accept my heartfelt obligation thus humbly and poorly acknowledged here & express the same to Mr West; I hope we some time meet together!

As regards the writer I have employed him to copy out from my m. s. the Vendidād; which has progressed as far as fargard 3<sup>rd</sup>.

I am really sorry that was unable to send you copies of those Pehlvi mss I promised to you but you are quite aware of the difficulties of getting a copiest, untill now, I send you here in a specimen of the present writer's doing. I shall be very happy to send you „Dinkard“ copied out from the Govt Edition now deposited in the College library here, but first of all I have determined to have a fair copy of my ms of Vandidād, to be sent to Press because my annotations are so bad & zigzag that, one hardly would be able to make them out but myself! as far as I can judge, the Vandidād (as far as the Pehlvi version concerrens) the edition will be very acceptable, only I wish some thing to add to Zand original in the shape of grammatical value, form, root, and what would be the correct form of each Zand word, in the Index, this I can not do without assistance of a good Sanscritist European scholar. meanwhile I have prepared (on my own accord) a Zand text from Westergaard, Spiegel & other Mss & lithographed copies.

1) Auch von diesen Wünschen des Dasturs, einschl. des auf die Namensform bezüglichen, hat Haug keine Notiz genommen.

On account of the sudden departure of Dr Kielhorn, of Course the printing of „Shekand Gumâni ist left off. I hope you will have seen him before this, he is a very amiable, & frank hearted gentleman, and I have no doubt you both be quite pleased mutually by seeing each other, our newly appointed acting supt (Mr Shankar Pandoorang<sup>1)</sup>) has not come yet. The hot season has fairly set in here since a week. I am working, since Dr Kielhorn's departure, in the College Library Mr Wordsworth our Principal often talks of you in high terms & he once told me that he often intends to write to you but put off perhaps by some way or other. Major (now Colonel) Waddington is coming back shortly Mr Chatfield then either revert to his permanent appointment of Principalship or perhaps would go acting for Mr Russel who is going on leave. Dr. Buhler<sup>2)</sup> will be confirmed in his appointment as Inspector in place of Mr Curtis who left will very broken health for England.

With my best wishes to self Mrs Haug and Rudolph

I remain

Ever Yours sincerely

Hoshang.

## 32. Oberamtsrichter Scholl<sup>3)</sup> an Haug.

Balingen 29 Juni 1874

Hochverehrter Herr Professor!

Unter der Verlassenschaft des im Anfang d. J. hier verstorbenen s. Zt. rühmlichst bekannten Orientalisten Maurer pensionierten Pfarrers in Ostdorf hat sich ein Päckchen Briefe gefunden, welche aus der sorgfältigen Verpackung zu schließen dem Verstorbenen besonders wert gewesen zu sein scheinen. Unterschrift und Inhalt weist auf Sie und ich erachtete es daher von Anfang an, nachdem ich mich um die Verlassenschaft angenommen, als Pflicht, sie Ihnen wieder zukommen zu lassen, und hätte dies längst getan, wenn mir nicht, wie es so geht, 1000erlei Hindernisse in den Weg gekommen wären. Ich bin auch jetzt noch so frei, um so mehr da Sie als Aboriginer des mir so lieben Amtsorts Ostdorf so halb und halb zu den Meinigen gehören, wie der Kaiser zu denen des Papsts. Da Sie sich in jungen Jahren in so herzjl. Verkehr mit dem Verstorbenen befunden, so wird es Ihnen auch nicht ohne Interesse sein, von seinen letzten Jahren zu hören, wenn gleich ich vielleicht vermuten kann, daß Sie durch Ihre Angehörigen in Ostdorf das Eine oder Andere schon vernommen haben. Gewiß haben Sie von seiner Pensionierung und ihren Ursachen gehört und ich kann nicht anders annehmen als daß Sie hiebei vom Standpunkt der Pfarrkinder gerechtfertigte harte Urteile zu Ohren bekamen. Es würde mir leid tun, wenn hiedurch das Bild des Verstorbenen bei Ihnen in Schatten gestellt worden wäre.

Ich habe unter der Verlassenschaft des Verstorbenen Gelehrtenbriefe von den 30er Jahren gefunden, in denen der Herr genau so geschildert war, wie ich ihn von s. 75—79. Lebensjahr kennen gelernt habe, als ein Mann voll christl. Demut und echter Humanität, (der das nicht war, was wie ein Gelehrter aus jener Zeit schreibt, die allermeisten Menschen seien, vor allem aber die . . . . . ischen Gelehrten, nämlich ein Heuchler) jeder Zoll ein Priester, freilich vielleicht mehr des alten als des neuen Bundes, nebenbei aber unpraktisch wie es nur ein Mann sein konnte der mehr unter Büchern als Menschen gelebt hatte<sup>4)</sup>. Darum ist er auch hier bis zu seiner letzten Stunde bestohlen und betrogen worden, und die ganze Geschichte die ihn um den Pfarrdienst brachte, war nichts als ein ihm gelegter Fallstrick einer intriganten gemeinen Weibsperson, den ein halbwegs welterfahrener Mann von Weitem hätte erkennen müssen.

1) Er. ist 1874, als Delegierter der indischen Regierung, auf dem Internationalen Orientalisten-Kongreß in London gewesen.

2) Vgl. oben S. 26 Anm. 3.

3) Vgl. oben S. 13.

4) Also genau dasselbe, was die Zuder von Haug sagten: s. o. S. 90.

So kam es denn auch daß seine letzte Ehe aus welcher ihm 5 Kinder geboren sind, auf einer ungeschickten Wahl beruhte und den Kindern keine mütterliche Erziehung zuteil werden konnte.

In den letzten c 6 Jahren als Witwer hier wohnend führte er ein kummervolles Leben als hochbetagter Greis mit 4 unerzogenen Kindern, und befand sich da er einer geordneten weibl. Pflege entbehrte in steten Nahrungsorgen, wenn gleich er, wenn er nicht fortwährend übervorteilt worden wäre mit seiner Pension sich zur Not hätte anständig durchbringen können. Er behalf sich mit Unterrichtsstunden in den alten Sprachen, die er Knaben um ein elendes Geld 18x 12x selbst 7x p Stunde erteilte, und aus dieser Veranlassung war es, daß ich ihn kennen und achten lernte. Ich verschaffte ihm eine Gerichtsbeisitzersstelle, die er weil sie jährlich einige Carolins eintrug, bereitwillig annahm und der geistig noch jugendfrische hochbegabte Gelehrte neben alten ungebildeten Handwerkern 4 Jahre lang versah, wenn gleich es ihm kein geringes Opfer sein mußte, hie und da von taktlosen Verhörrichtern auf gleichem Fuß wie jene alten Handwerker angesehen und nicht mit der ihm gebührenden besondern Hochachtung behandelt zu werden.

Nebenbei arbeitete er noch in s. 78 u. 79 Jahr an einem wissenschaftl. Werk, kritische und exegetische Studien über die schwersten Stellen der Psalmen, das er seiner Ansicht nach druckfertig brachte, allein er hatte hiezu keine literar. Hilfsmittel und so blieb gerade die neue Literatur unbeachtet. Auch fehlte noch die letzte Feile.

Als er im Januar d. J. starb trat eine unerwartet große Armut zu Tage. Es zeigte sich ein großer Mangel an Kleidern und Weißzeug von ihm und den Kindern. Der Heizvorrat bestand noch in 3 Reisfachbüscheln. Sein Vermögen bestand in einer Einlage in die Lebensversicherungsbank, die er mittelst eines ihm von der Pfarrwaisenkasse gegebenen Darlehens gemacht hatte und deren Ergebnis war, daß noch c 200 fl. an die Kinder abzüglich der Schulden übrig blieben. Von den Kindern ist der älteste Sohn Bäckergehilfe, der 2te Lehrjunge bei einem Handschuhmacher, die älteste Tochter ist Präparandin in einem Lehrerinneninstitut und bedarf noch mehrerer Jahre zu ihrer Ausbildung. Die jüngste Tochter ist noch schulpflichtig. Verwandtenunterstützung ist nicht da, weil der Herr durch s. Übertritt von der kathol. zur evangel. Theologie von seiner ohnehin unvermögl. Verwandtschaft verstoßen worden war. Die Waisen stehen somit ganz allein in der Welt und sind auf sich selbst angewiesen.

Eine Kollekte welche ich u. Dekan Cranz eröffneten ergab ein sehr gutes Resultat. Es kann für Erziehung gesorgt werden und bleibt noch ein Notpfennig übrig.

Für das hinterlassene Werk habe ich vergeblich nach einem Verleger gesucht. Das Urteil das mir von sachkundiger Hand wurde, ging dahin, daß es so wie es sei gar nicht gedruckt werden könne, vielmehr weil es auf die neue Literatur keine Rücksicht nehme, überhaupt wenig Neues darbiete, gründlich umgearbeitet werden müsse und eines stark verkürzten Auszugs bedürfe dessen Mühe aber so groß wäre, daß der Bearbeiter das Honorar allein dafür erhalten würde.

Man wird also die hinterlassene Geistesarbeit als Makulatur zu behandeln haben, die vor dem Druck schon zum Käsekrämer wandeln wird, deren Wert aber immerhin darin bestand s. St. dem Gelehrten Hoffnung auf einen seinen Kindern zu Gut kommenden Erwerb zu gewähren, die schweren Nahrungsorgen zeitweise zu verschuncken, und ihn geistig frisch zu erhalten.

Ich sehe, daß ich schon zu viel geplaudert habe, um nicht einem soviel beschäftigten Mann Langeweile zu bereiten und schließe mit dem Ausdruck ausgezeichnetster Hochschätzung

als Ihr ergebenster

Scholl, ORichter.

Anhang III.

Zur Ostdorfer

Ortsgeschichte und Genealogie.

---

### Vorbemerkung.

Dieser Abschnitt sollte, nach meiner ursprünglichen Absicht, eine viel größere Ausdehnung bekommen. Allein die Zeit drängt, und ich muß mich darauf beschränken, einiges wenige, was vielleicht im Zusammenhang dieser Festschrift von besonderem Interesse ist, hier zu veröffentlichen.

F. B.

---

## Die alten Familien in Ostdorf und ihre Namen.

Blättert man in der Geschichte eines Dorfs ein paar Jahrhunderte zurück, so ist man in der Regel erstaunt, welche Fülle von jetzt gänzlich verklungenen Familiennamen einem aufstößt; ebenso bemerkt man aber oft mit Verwunderung, daß gerade von solchen Familien, die jetzt im Dorfe besonders weit verzweigt sind, sich in älterer Zeit noch keine Spur findet.

Im folgenden sollen diejenigen Ostdorfer Familien verzeichnet werden, welche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, als jetzt schon mindestens anderthalb hundert Jahre, im Dorfe ansässig sind. Dabei ist allerdings zu beachten, daß nicht selten eine neu hereinziehende Familie einen Namen führt, der bereits im Dorfe vertreten ist, ohne daß sich für gewöhnlich eine Verwandtschaft nachweisen ließe: dies ist in Ostdorf z. B. bei gewissen Familien des Namens Götz und Schuler der Fall. Auf derartiges ist aber im folgenden keine Rücksicht genommen. Familien, deren Namen hier nicht aufgeführt werden, sind dagegen jedenfalls erst nach 1750 in Ostdorf ansässig geworden.

Die Erforschung der Ostdorfer Familiengeschichte wird dadurch sehr erleichtert, daß sich in der Pfarrregistratur die sog. Kirchenbücher seit 1585 erhalten haben. Mit dem genannten Jahre beginnt das älteste Taufbuch.

Aus diesem Taufbuch ergibt sich, daß von den heutigen Ostdorfer Familiennamen 10 schon anno 1585 im Ort vertreten waren; es sind die folgenden: **Aker, Götz, Koch, Lenkhardt, Maier, Schuler, Stoll, Wötsch, Wörmler, Zimmermann.**

Es ist gewiß für jeden Ostdorfer, besonders aber für die Angehörigen der betreffenden Familien von Interesse, die Einträge des Taufbuchs kennen zu lernen, welche von ihren Vorfahren vor nunmehr 324 Jahren berichten. Diese urkundlichen Belege sollen daher hier, und zwar buchstäblich genau, wiedergegeben werden. Gleich der erste erhaltene<sup>1)</sup> Eintrag enthält zwei noch heute vorkommende Namen:

Am obermelten<sup>2)</sup> Tag ist Hannsen **Akers** eeliche Hufvro Anna eines Kindz genesen, unnd in Touff **Mareia** genant worden; sind Gevatter Johann Wörmler Pfarher, Conratt Hartman, Hanns Sautter, unnd Christina, Auberlin<sup>3)</sup>; **Schulers** Eweib.

Einen weitem Fall liefert der nächste Eintrag:

Am Donnerstag den iten Aprilis ist Hansen **Schweizers** eeliche Hufvro Anna eines Kindz genesen, unnd in Touff **Margretta** genant worden; sind Gevatter Hanns Schmelz Müller, Töbüß<sup>4)</sup> **Götz**, unnd Agatha, Hannsen Hippen ledige Tochter.

1) Vorher ist mindestens ein Blatt verloren gegangen.

2) D. h. einen Tag kurz vor dem 1. April 1585.

3) D. h. Abrahamlein.

4) D. h. Tobias.

Ebenso der darauf folgende:

Auf Samstag Palmensonntag den 2ten Aprilis ist Hannsen Rümppissen eeliche Hufstro Anna eines Kindz genesen, unnd in Touff Anna genant worden; sind Gevatter Alt Conradt Stoll, Jacob Scherer, Balthasar Held, unnd Anna, Hansen Helden Schneiders Eweib.

Und wiederum der nächste:

Auf Freitag den 6. Aprilis ist Ludwig Metzgers eeliche Hufstro Agnesa eines Kindz genesen, unnd in Touff Eva genant worden; sind Gevatter Lang<sup>1)</sup> Schefer, Martin Maier, Hans Held, Margen Helden lediger Sohn, unnd Katharina, mein Pfarhers Johann Wörntzen ledige Tochter.

Dem nächsten Taufbericht sind abermals zwei Namen zu entnehmen:

Auf Orienendonnerstag den 2ten Aprilis ist Balthasar Zimmermanns eeliche Hufstro Anna eines Kindz genesen, unnd in Touff Johannes genant worden; sind Gevatter Hannß Keyß<sup>2)</sup>, Hanns Scherer Schmid, Hanns Bötsch Frießlin<sup>3)</sup>, unnd Dorothea mein Pfarhers Johann Wörntzen Eweib.

Auch der nächste Eintrag ist für unsern Zweck von Belang:

Auf Freytag den 16. Aprilis ist Alt Hannsen Leuckharten eeliche Hufstro Magdalena eines Kindz genesen, unnd in Touff Ottilia genant worden; sind Gevatter Hanns Scherer Schmid, Alt Hans Held Schneider, Hanns Hellin, unnd Margretta, Bartlin Aghers Eweib.

Der übernächste Eintrag lautet dann:

Auf Sonntag den 16. Maii ist Jung Hannsen Leuckharten eeliche Hufstro Margretta eines Kindz genesen, unnd in Touff Katharina genant worden; sind Gevatter Hanns Sautter, Mattheus Staud, Georg Weerlins Vogt, unnd Christina, Auberlin Schulers Eweib.

Vielleicht kommt nicht jeder gleich darauf, daß der hier als Gevattermann erwähnte Vogt „Weerlins“ der älteste bekannte Vorfahr der Familie Wörntze ist: das s am Schluß scheint darauf hinzuweisen, daß dieser Notable seinen ehrlichen deutschen Namen zu latinisieren liebte, und sich gerne als Werlinus od. dgl. präsentierte<sup>4)</sup>.

Endlich lesen wir noch:

Auf Sonntag den 4ten Julii ist Martin Josen eeliche Hufstro Barbara eines Kindz genesen, unnd in Touff Casparus genant worden; sind Gevatter Mary Helz, Conratt Koch, Ulrich Bötsch, und Agnesa, Sigmund Helzen Eweib.

Die bisher genannten 10 Familien haben wir bis auf weiteres als zur Ostdorfer Urbevölkerung gehörig anzusehen: wann und woher dieselben in alten Zeiten nach Ostdorf gekommen sind — das bleibt vorerst dunkel<sup>5)</sup>. Nur bei einem dieser Geschlechter kann man mit einiger Sicherheit sagen, daß es im Laufe des Mittelalters einmal aus einer mehr westlich gelegenen Gegend eingewandert sein muß; das lehrt gerade sein Name: **Leuckhardt**. Dieser Name müßte nämlich nach den Lautgesetzen des Ostdorfer Dialekts etwa „Lufhardt“ lauten; die Leuckhardt müssen also in letzter Linie aus einer Gegend stammen, wo man auch z. B. für ostdorfsch ‚Flug‘ (Fliege) vielmehr ‚Fleug‘ sagt<sup>6)</sup>. Doch lehrt das Taufbuch, daß das Geschlecht der Leuckhardt schon 1585 sehr verbreitet in Ostdorf war, und mehrere Haushaltungen umfaßte.

1) D. h. Lufas.

2) Vgl. oben S. 3 f.

3) Fries bedeutet „Dammarbeiter, Wasserbauerständiger“; vgl. Schwäb. Wörterbuch 2, 1773 f.

4) Pfarrer Wörntze schreibt den Namen stets ohne n, dagegen schreibt z. B. Pfarrer Geiger stets „Werlin“.

5) Daß man durch Nachforschung in Archiven zeitlich noch weiter hinaufgelangen kann, ist von vorn herein wahrscheinlich.

6) Pfarrer Geiger schreibt den Namen allerdings gewöhnlich Lufart oder Lufert; das rührt indes wohl daher, daß dieser Pfarrer aus einer Gegend kam, deren Mundart ni für ostf. u und westlicheres ou hatte: die Fliege

Ebenfalls schon 1585 war wohl die Familie **Ott** in Ostdorf ansässig; doch stammt der früheste Beleg, den ich in meinen Notizen finde, erst aus der Pestzeit des Jahres 1597. Unter diesem Jahr heißt es im Totenbuch:

Uff den 28 Aprilis starb Ursula Gall **Othen** Hausfraw.

Noch ehe das 16. Jahrhundert zu Ende ging, sind dann zwei neue Familien in Ostdorf eingewandert. Zunächst, 1593, die Pfarrfamilie **Geiger**. Bei seinem Amtsantritt schrieb Pfarrer Geiger ins Taufbuch:

Uff das fest Thomae Anno 92 bin von dem durchleüchtigen und hochgebornen Fürsten und hn. hern Ludwigen herzogon zu wirttemberg<sup>1)</sup> etc. Ich Andreas **Geiger** von der pfar pfeffingen gehn Ostdorff gn. bedacht und den 17 Januarii Anno 93 mit meiner haushaltung da hin komen.“

In dem auf den Vorsatzblättern des Taufbuchs von M. Scheyhing (in Ostdorf 1677—1713) angelegten Pfarrerverzeichnis heißt es dann von Pf. Geiger:

Dieser Pfarrer ist Anno 1619 rude doniert<sup>2)</sup> worden.

Daß Geiger in Ostdorf die Pest des Jahres 1597 und auch sonst viel Schwere<sup>3)</sup> durchgemacht hat, ist bekannt. Im Ruhestand war ihm nur noch ein Jahr zu leben vergönnt. Unter dem Jahr 1620 heißt es im Totenbuch:

Den 26. Martii starb weilundt der Ehrwürdige wolgelehrte, Herr Andreas Geiger, gewesener pfarrer allhie, den gott mit freuden wölle erwecken.

Die Nachkommen dieses Pfarrers sind in Ostdorf ansässig geblieben, und zum Bauernstand zurückgekehrt.

Im Mai 1598 hat der Stammvater der Familie **Leisch**, von Tieringen gebürtig, nach Ostdorf hereingeheiratet. Im Ehebuch heißt es:

Uff den 15 May haben hochzeytt gehalten Ulrich **Leisch** von Tieringen mit Agnesa hangen schnaiblin<sup>4)</sup> Tochter.

Jergendwie während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts müssen die Familien **Jetter** und **Scherle** hereingekommen sein; näheres darüber habe ich bisher nicht feststellen können<sup>5)</sup>. Dann hat 1648 der erste **Haug** von Engstlatt hereingeheiratet: s. darüber vorne S. 3 f.

Im Jahre 1665 hat der erste **Burkhardt** von Weilheim hereingeheiratet:

Anno 1665. den 5. Juny haben ihr Ehe confirmiren lassen Mathäus **Burkhardt**, Andrea Burkhardt ehlicher sohn von Weilheim under der Lochen, unnd Catharina, Caspar Singlins ehliche Tochter von Ostdorff, meldet das Ehebuch.

Hierauf kamen 1674 die **Gehr** aus Aldingen O. A. Spaichingen:

Den 22. Novemb: hat hochzeit gehalten Caspar Gög, Wittwer, mit Anna, Jacob **Gyren** Sel. gedächtnuß hinterlassener wittib von Aldingen, Tuttlinger ampts, heißt es im Ehebuch unter d. J. 1674. Diese Witwe aber brachte zwei Söhne 1. Ehe,

heißt in Pfeffingen **Lutig!** Er hat dann den ihm geläufigen Laut einfach dem ihm von den Ostdorfern angegebenen substituiert: vielleicht gab es in Pfeffingen wirklich eine Familie Lutigart. Vgl. auch meine Ausführungen in der Zeitschr. f. dtsh. Mundarten 1908 S. 186 Anm. 1.

1) Herzog Ludwig, der von 1568—1593 regierte.

2) D. h. pensioniert.

3) Gleich im Jahre 1594 starb ihm z. B. ein 18jähriger Sohn Bartholomäus.

4) Vgl. vorne S. 4 Anm. 3.

5) Ich habe leider seinerzeit versäumt, diese Untersuchungen rechtzeitig zum Abschluß zu bringen; und nun sind mir die nötigen Urkunden seit 7 Jahren unzugänglich!

Jakob und Kaspar, mit nach Ostdorf, wo sie sich beide verheiratet haben, und die Stammväter der Familien dieses Namens geworden sind<sup>1)</sup>.

Dann folgte 1684 der Stammvater der Familie **Gastel**. Unter diesem Jahr meldet das Ehebuch:

Den 21. Aprilis hatt Jerg **Gastel** und Agnes Götz Hochzeit gehalten.

Woher dieser Hochzeiter, seines Handwerks ein Bäcker, stammte, wird nicht gesagt. Eine Spur führt aber nach Oberdigisheim. Im Ehebuch von Weilheim-Waldstetten heißt es nämlich unter d. J. 1705:

Dinstag, den 25. Aug. sind copuliert und eingesegnet worden Matthias **Gastel**<sup>2)</sup>, Jeremia Gastels, Burgers und Becken zu Obertigesheim ehl. Sohn, und Catharina, Balthas Schweizers s. gewesnen Burgers zu Waldstetten hinterlassene ehl. Tochter. Der Herr segne sie!

Nach dem Totenbuch der Pfarrei Tieringen-Oberdigisheim ist der Bäcker Jeremias **Gastel** am 17. Juni 1712 daselbst gestorben. Weiter zurück läßt sich die Spur leider nicht verfolgen, da die kirchlichen Register von Tieringen-Oberdigisheim erst mit dem Jahre 1712 einsetzen. Aber da auch das Handwerk stimmt, und der Name doch nicht sehr häufig ist, scheint die Herkunft auch der Ostdorfer **Gastel** aus Oberdigisheim ziemlich sicher.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kamen, im Verlauf des Spanischen Erbfolgekriegs, holländische Soldaten als Verbündete des österreichischen Kaisers und württembergischen Herzogs, nach Ostdorf ins Quartier. Auf diese Weise ist Nikolaus **Jung**, der Ahnherr der Familie dieses Namens, aus Idstein in Hessen-Nassau, nach Ostdorf gekommen: er heiratete eine Ostdorfer Bürgerstochter, Katharine Martis.

Am 18. Juni 1706 hat zu Ostdorf Jakob **Herre**, Michael Herre's Sohn von Zillhausen, mit Ursula Glaser Hochzeit gehalten. Von diesem Ehepaar stammen die Ostdorfer **Herre** ab. Als junger Gemann scheint Jacob Herre eine lustige Haut gewesen zu sein, was ihn einmal sogar mit einem hohen Kirchenkonvent in Konflikt brachte. In dessen Protokoll heißt es nämlich unter dem 20. Nov. 1707:

ist abermahl Kirchen Convent gehalten worden: Hannß scherlin Weber bringt an, das stephen Götz ihne habe auff der Bohr Kirchen geraufft und den Kragen, und den Huot umb gedrehet. stephen Götz erleugnet sich er Habe es nicht gethan, und sagte der Jacob Härin wisse darum. Härin sagte er Habe ihne zwar ein wing gerubfft Sonderlich darum weilten der Weber niemahlen unter dem gebett nider falle auff seine Knie.

Der Spaß kostete den **Herre** damals 15 Kreuzer Strafe (der Denunziant Scherle wurde übrigens auch mit 6 Kr. angesehen). Aber später muß derselbe Jakob **Herre** ein sehr angesehener Mann geworden sein, denn er ist — was für einen Hereingeheirateten gewiß viel heißen will — 1733 bis 1766 Vogt d. h. Schultheiß von Ostdorf gewesen.

Weiterhin hat dann 1714 der Stammvater<sup>3)</sup> der Ostdorfer Familie **Vollmer**, ein Schäfer von Engstlatt, hereingeheiratet: am 1. Dezember dieses Jahres hat er mit Marie Agnese Götz Hochzeit gehalten.

1) Vgl. auch meine Ausführungen in der Ztschr. f. dtsch. Maa. 1908 S. 186 Anm. 1.

2) Dies der Stammvater der Frommerner Familie **Gastel**.

3) Es ist zwar schon am 2. Febr. 1597 ein Jakob Vollmar zu Ostdorf an der Pest gestorben; aber der Name fehlt dann während des ganzen 17. Jahrhunderts in den Registern.

Der nächste, der nun zuzog, war der Müller Jakob Sämann von Rotenzimern, der sich am 15. November 1718 mit der Müllerstochter Rosine Schnaiblin<sup>1)</sup> verehelichte. Er ist der Stammvater der jetzt in Ostdorf so zahlreich gewordenen Familie Sämann.

Endlich, am 2. Februar 1728, hat der Bäcker und Bierbrauer Johann Jakob Beck von Balingen die Ostdorfer Bauerntochter Katharine Maier geheiratet. Von ihm stammen die Ostdorfer Beck, die also das städtische Element in diesem Bauernort repräsentieren.

Was hat es nun mit den Familiennamen, die wir auf den vorhergehenden Seiten angeführt haben, für eine Bewandnis? Wie sind sie entstanden? und was haben sie zu bedeuten? Die Entstehungsweise der Familiennamen ist genau dieselbe, die wir noch heutzutage in konservativen Orten wie Ostdorf an den sog. Übernamen beobachten können.

Ursprünglich, noch im früheren Mittelalter, wußte man von Geschlechtsnamen nichts: jedes Kind bekam eben bei seiner Geburt bzw. bei der Taufe einen Rufnamen. Aber wie solche Rufnamen gelegentlich sich zu förmlichen Uebernamen entwickeln konnten, begreift, wer da bedenkt, daß man z. B. in Ostdorf unter dem August, dem Otto, dem Fritz je eine ganz bestimmte Persönlichkeit versteht. Auf diese Weise ist mehr als ein Drittel aller Familiennamen aus Rufnamen hervorgegangen. Und zwar, da in jenen früheren Zeiten, in denen sich die heutigen Geschlechtsnamen gebildet haben, die altgermanischen Namen noch mehr als jetzt im Gebrauch waren, so kommen hier vor allem solche in Betracht.

Nach ursprünglichem, noch aus indogermanischer Urzeit überkommenem Gebrauch, bestehen diese Namen aus zwei Bestandteilen: wie die Griechen ihre Söhne Polykrates usw. nannten, so legten ihnen unsere altdeutschen Vorfahren Namen wie Burg-hart (Schutz-stark), Leut-hart (Volk-stark), Folk-mâr (Volk-berühmt), Hart-rieh (Stark-herr), Hüg-berht (Verstand-glänzend), Ot-frid (Besitz-friede), Werin-hêr (Wehr-stolz), Got-frid (Gottes-friede) u. dgl. bei<sup>2)</sup>. Und demgemäß finden wir z. B. in Ostdorf als Familiennamen **Burkhardt**, **Leuthardt**<sup>3)</sup>, **Vollmer**<sup>4)</sup>, **Gerre**<sup>5)</sup>.

Aber schon in althochdeutscher Zeit sind die alten zweiteiligen Namen gern gekürzt worden: man hat sog. Kurz- oder Koseformen daraus gebildet, indem man z. B. statt Hüg-berht Hûgo, statt Ot-frid Oto, statt Werin-hêr Werino, statt Got-frid Goto sagte. Dem entsprechend finden wir auch wieder Familiennamen wie **Haug** (mit neuhochdeutscher Diphthongierung des alten u) und **Ott**. — Von solchen Kurzformen

1) Vgl. wiederum vorne S. 4 Anm. 3.

2) Ich weiß natürlich sehr wohl, daß die oben von mir versuchten Uebersetzungen der altdeutschen Namen nicht die einzig möglichen sind, daß vielmehr in alter Zeit oft sogar absichtlich mehrdeutige Namen gebildet wurden: vgl. E. Schröder, Die altdeutschen Personennamen S. 7.

3) Wiefo hier aus dem ursprünglichen t ein k geworden ist, darauf kann ich hier nicht näher eingehen: man vergleiche meine Ausführungen in der Zeitschr. f. dtsch. Mundarten 1908 S. 186 N. 1.

4) Das k von Folkmâr ist an das vorhergehende l angeglichen worden; der 2. Bestandteil -mâr hat den Nebenton verloren, und ist daher gekürzt worden.

5) Aus Hartrich ist durch Angleichung des t an die beiden r zunächst Harrich, dann durch Umlaut Hârrich geworden. Die Behandlung der Endsilbe ist dieselbe, wie etwa bei ostdörfisch freile aus freilich. Weil man diese Entstehung des Namens jetzt im allgemeinen nicht mehr kennt, und dabei an das Wort „Gerre“ denkt, so schreibt man ihn jetzt mit e in der ersten Silbe.

wurden, wie von jedem andern Wort, Verkleinerungsformen gebildet, und zwar entweder mit der gewöhnlichen Endung *-lin* = neuhochdtfch. *=lein* = schwäb. *=le*: also z. B. von Werino etwa Werinlin, woher der Ostdorfer Name **Wörnle**<sup>1)</sup>; oder auch mit einer andern altgermanischen Diminutivendung *-itto*: diese erscheint z. B. in ahd. Got-itzo (zu Goto, s. o.), was nach neuhochd. Lautgesetzen ganz regelrecht **Göh** ergibt.

Daneben wurde jedoch schon im Mittelalter dem neugeborenen Kinde gern der Name irgend eines Schutzheiligen als Rufname beigelegt, besonders wenn die Geburt gerade auf den Gedächtnistag desselben fiel. Ein solcher Schutzheiliger war z. B. der h. **Castulus**, der unter Diokletian lebendig begraben worden und so den Märtyrertod gestorben ist (sein Gedächtnistag ist der 26. März): daher der Name **Gastel**<sup>2)</sup>.

Aber noch häufiger als Rufnamen werden Bezeichnungen von Beschäftigung, Beruf und Stand zu Uebertiteln: jedermann weiß z. B. in Ostdorf, wer „der Moller“ oder „der Hirt“ oder „der Schultheiß“ ist<sup>3)</sup>. Daher sind solche Bezeichnungen auch überaus häufig als Familiennamen. Dabei weisen diejenigen, die sich auf landwirtschaftliche Verrichtungen beziehen, vielfach auf eine Zeit, wo nicht jeder Bauer alle Geschäfte des Ackerbaus selbst besorgte, sondern wo bestimmte Leute bestimmte Verrichtungen, wie pflügen („ackern“), jäten (heißt „grasen“), säen, für die ganze Dorfgemeinde oder mindestens für andere mit besorgten. Daher finden wir Familiennamen wie **Acker** (verkürzt aus „Ackerer“), **Zetter**, **Sämann**. Dann kommt das Handwerk: **Zimmermann**, **Beck**, **Koch** (dieses Gewerbe muß im Mittelalter verbreiteter gewesen sein); der Friseur hieß früher **Scherer**, verkürzt **Scher** (vgl. **Feldscher**!), einen kleinen Friseur, oder auch den Sohn eines Friseurs<sup>4)</sup> konnte man also ganz wohl **Scherle** benennen. So wenig als heutzutage durfte schon in alter Zeit bei Hochzeiten und sonstiger Lustbarkeit die Musik fehlen, nur daß man damals statt der dröhnenden Blechmusik die lieblich tönende Geige bevorzugt: wie im Nibelungenlied der *videlaere*, so war bei uns zu Lande der **Geiger** eine überall willkommene Persönlichkeit.

Solange es noch keinen Schulzwang gab, waren Leute, die eine Schule (meist waren es Klosterschulen) besucht hatten, ziemlich rare Vögel, und die Bezeichnung **Scholar** oder **Schuler** konnte daher gut als Epitheton ornans fungieren: hieß oder heißt doch auch in Erzingen eine Bauernfamilie, nur weil einer ihrer Vorfahren einst die Lateinschule besucht hat, „die Lateiner“<sup>5)</sup>.

Den Vertrauensmann, der für ein Kloster oder einen Großen dieser Erde einen

1) Die heutige Schreibung mit *ö* beruht auf Willkür — wie überhaupt die Rechtschreibung der Eigennamen erst seit dem vorigen Jahrhundert, hauptsächlich aus juristischen Gründen, so streng geregelt ist: in früheren Zeiten konnte sich z. B. ein und dieselbe Person ganz nach Belieben **Majer**, **Mejer**, **Mayer**, **Meyer**, **Mairer**, **Meier**, **Mair**, **Meir**, **Mayr**, **Meyr** oder gar, wie der älteste Ostdorfer des Namens (s. o. S. 104), **Mailher** schreiben.

2) Denkbar wäre allerdings auch, daß dieser Name aus einem altdeutschen mit *Cast-* beginnenden Rufnamen hervorgegangen ist: etwa *Gast(w)olt* könnte ziemlich lautgefällig, indem der 2. Bestandteil seinen Neben-ton verlor, zu *Gastel* geworden sein.

3) Es ist interessant, daß auch moderne Uebertitel oft schon wieder historisch geworden sind: so heißen in Ostdorf die Enkel des früheren Schultheißen **Sämann**, der schon viele Jahre nicht mehr im Amt und jetzt auch schon längere Zeit tot ist, immer noch „s Schultheißen **Martin**“ usw. — und werden wohl auch ihr Leben lang so heißen. Und der Bäcker **Martin Leuthardt**, Sohn des **Schmids Martin Leuthardt** († 1752), dessen Nachkommen noch jetzt, im 20. Jahrh., die „**Schmidbecken**“ heißen, ist anno 1783 gestorben!

4) Vgl. *Zeitschr. f. dtfch. Mundarten* 1908 S. 187 Anm. 1.

5) *Beschreibung des Oberamts Vödingen* S. 143.

Hof verwaltete, nannte man einen **Meier**<sup>1)</sup> oder, besonders wenn er zugleich mit gerichtlichen Befugnissen ausgestattet war (woraus sich dann mit der Zeit das Amt des Schultheißen entwickelt hat), einen **Vogt**. Die Angehörigen und Nachkommen, wohl auch die Klienten und Dienstleute — kurz: die familia im altrömischen Sinn — eines solchen Vogts waren die **Vögtischen**, und daraus sind durch Synkope später die **Vögtchen**, **Vötschen** geworden, nach demselben Lautgesetz, nach welchem für altes mägdeln in Schwaben jetzt „Mädle“ gesagt wird. Daher also der Name **Vötsch**.

Wer in einer Familie oder besonders unter einer Gesindeschar der jüngste ist, heißt häufig kurzweg „der Junge“; daraus hat sich im Neuhochdeutschen bei diesem Wort die Bedeutung „Lehrjunge, Laufbursche“ entwickelt. Ist einer einmal mehrere Jahre hindurch ein solcher „Junge“ gewesen, so kann ihm diese Bezeichnung je nach dem sein Leben lang anhaften: wie **Buob**, so ist **Jung** als Familienname ziemlich verbreitet.

Uebennamen bekommt man endlich, wie männiglich bekannt, gar oft auch nach körperlichen und geistigen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten. Da indes bei der Uebennamengebung überhaupt selten geschmeichelt wird, so enthalten natürlich Uebennamen der soeben erwähnten Gattung häufig nicht gerade ein Lob — wie wir sofort sehen werden.

In der Schweiz versteht man unter einem **Latsch** einen nachlässigen, dummen, plumpen Menschen<sup>2)</sup>; der alte Prälat M. Johann Christoph v. Schmid verzeichnet in seinem Schwäbischen Wörterbuch S. 338 ein wort **latsche** = einfältiger, kraftloser, fauler Mensch. Eine Nebenform **Lätsch**, die auf ahd. **lätisc** zurückgehen muß, finde ich zwar nirgends verzeichnet; aber es ist trotzdem sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß ein derartiges Eigenschaftswort mit einer den angeführten ähnlichen Bedeutung einmal in irgend einem oberdeutschen Dialekt existiert hat oder noch existiert. Dieses Wort gehört zu demselben Stamm, den auch Wörter wie **lotterig** oder das schwäbische (daher-) **lotschen**, nur auf anderer Ablautstufe (sog. Schwundstufe), repräsentieren. Daß ein Mann, an dem man die fraglichen Eigenschaften wahrzunehmen glaubte, infolgedessen der „**Lätsch**“ genannt werden konnte, ist sehr leicht denkbar. Die Familie **Lettsch** verdankt also ihren Namen vermutlich einem Ahnherrn, der sich — vielleicht vor einem halben Jahrtausend — nicht durch besondere Energie und Geistesstärke ausgezeichnet haben wird.

Beliebt sind auch allenthalben die Vergleiche von Menschen mit Tieren. Dieselben können unter Umständen eine Schmeichelei enthalten: es gibt z. B. Leute, die **Löwe** oder **Nachtigall** heißen; aber meist ist doch auch hier das umgekehrte der Fall. Warum man früher so viele Leute **Geier** genannt hat, ob dies vielleicht auf einer Eigentümlichkeit der Gesichtsbildung, oder auf gewissen psychischen Eigenschaften beruht, und auf welchen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Mundarten des Südwestens, schon um **Rottweil** und **Spaichingen** herum, haben für neuhochdeutsch — **eier** — noch das ältere — **ir** — bewahrt: für „**Feiertag**“ z. B. heißt es dort „**Firtig**“. Der

1) Wegen der vielerlei Schreibungen dieses Namens vgl. o. S. 108 Anm. 1.

2) Schweiz. Jbhotikon 3, 1528.

Name **Gühr**, den eine (s. o. S. 105 f.) aus Mdingen N. Spaichingen stammende Familie führt, wird also jedenfalls auch mit jenem des soeben erwähnten Raubvogels identisch sein.

Es ist eine auffallende, aber nicht zu bezweifelnde Erscheinung, daß man in früheren Zeiten die Menschen so gerne mit Holzstücken verglichen hat: ich brauche nur an Namen wie **Bengel**, **Brügel**, **Klog**, **Pfost** zu erinnern. Und zwar wird man im allgemeinen annehmen dürfen, daß derartige Uebennamen für die damit belegten kein Kompliment bedeuteten<sup>1)</sup>. Da nun im Althochdeutschen *stollo* etwa „Stützpfosten“ bedeutet, so wird man den Familiennamen **Stoll** ebenfalls in diese Reihe zu stellen haben. — Eine andere Erklärungs-Möglichkeit soll indes immerhin hier nicht unerwähnt bleiben. So gut man — vgl. oben S. 43 — einen **Georg**, der mit **Vögeln** handelt — den **Vogeljörg**, oder einen **Eusebius**, der **Schweine** aufkauft, den **Sauen-Euseb**, oder einen Mann namens **Koch**, der mit **Salben** haufiert, den **Salben-Koch** nennt, ebenso gut könnte etwa in früheren Jahrhunderten ein **Stollenhans** ein **Hans**, der **Stollen** d. h. **Stützpfosten** u. dergl. anfertigte oder damit handelte, gewesen sein — woraus sich dann mit der Zeit ein Familienname **Stoll** entwickelt hätte . . . .

و الله اعلم

---

1) Vgl. z. B. Reichert, Die deutschen Familiennamen S. 129 f.

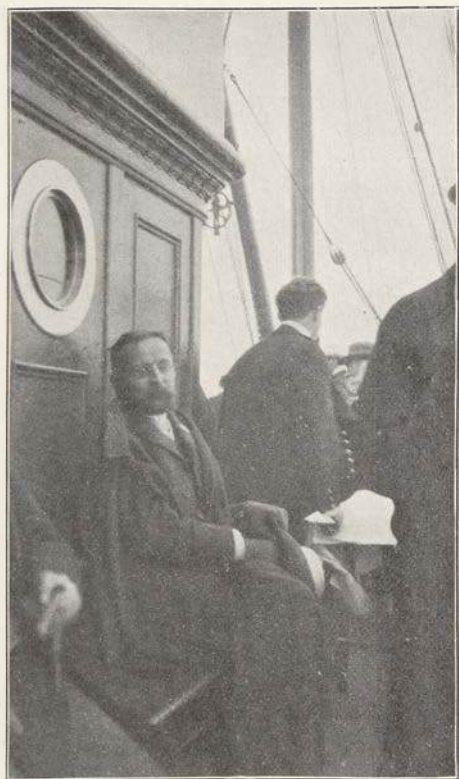
Anhang IV.

Die Geschichte der Gedenktafel.

---



Der erste, dem die Idee kam, Martin Haugs Geburtshaus irgendwie zu bezeichnen, war sein Fachgenosse, der jetzt verstorbene Professor Paul Horn von der Universität Strassburg. Seiner sei daher an dieser Stelle in erster Linie gedacht.



Paul Horn  
auf der Fahrt nach Helsingör (16. August 1908).

Geboren am 4. Jan. 1863 zu Halle a. S., machte Horn seine Studien an der Universität seiner Vaterstadt; er widmete sich zunächst der klassischen Philologie, fühlte sich aber bald besonders von der Iranistik angezogen, die damals in Halle durch Bartholomae so trefflich vertreten war. Mit Glücksgütern nicht gesegnet, musste Horn baldmöglichst irgendwo unterzukommen suchen. Nach vorübergehendem Aufenthalt am Orientalischen Seminar zu Berlin, habilitierte er sich im Jahre 1889 an der Universität Strassburg für iranische Sprachen, woneben er seit 1892 auch die *venia legendi* für vergleichende Sprachwissenschaft hatte und ausübte. Im Sommer 1891 verheiratete er sich mit *Helene Schapp*, der Tochter eines bayrischen Offiziers.

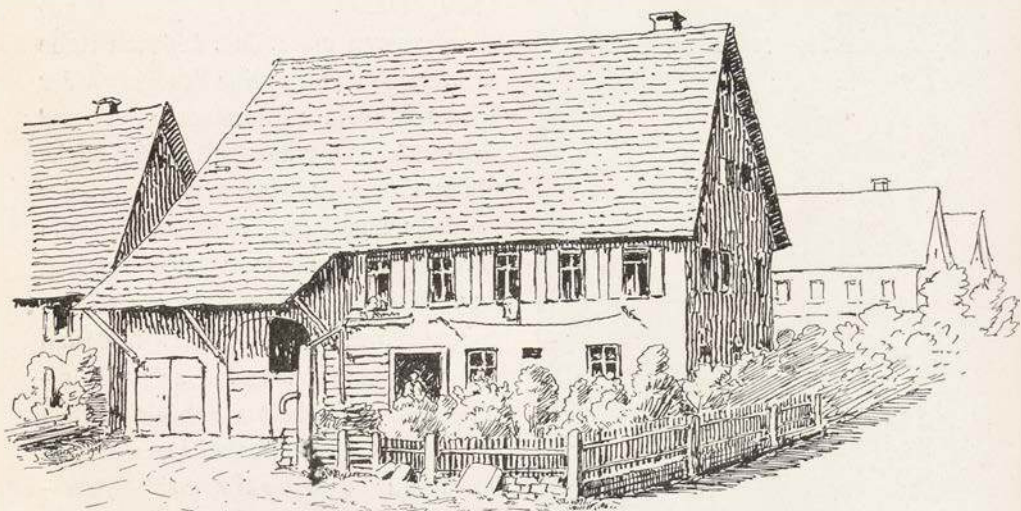
Im Oktober 1891 kam der Herausgeber dieser Festschrift als junger Student

nach Strassburg. Gleich im 1. Semester suchte ich Horn auf, um bei ihm Neupersisch und Türkisch zu hören: die gewinnende Herzlichkeit, mit der er mir schon damals entgegenkam, soll ihm immer unvergessen bleiben. Aus dem Verhältnis von Lehrer und Schüler wurde bald eine engere Freundschaft, die niemals getrübt, für mich stets eine Quelle reichen geistigen Gewinns gewesen ist.

Anno 1900 wurde Horn in Strassburg zum ausserordentlichen Professor ernannt. Er hat im letzten Jahrzehnt seines Lebens den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf das Gebiet der neupersischen Philologie verlegt: eine stattliche Reihe von grösseren Arbeiten zeugen hier von seinem unermüdlichen Fleiss und

mehr als eines davon wird noch auf lange hinaus als *standard work* in den Händen eines jeden der — leider so wenig zahlreichen — Jünger dieser Wissenschaft sein.

Aber all die durcharbeiteten Nächte, welche ihn diese fast überreichliche literarische Produktion kostete, gingen nicht spurlos an ihm vorüber: er rieb sich allmählich auf, und schon 1904 brach er zusammen. Zwar kämpfte seine von Hause aus kräftige Natur noch volle vier Jahre lang, und zwar zeitweise anscheinend mit Erfolg, gegen die heimtückische Krankheit an, die bei seinen Lebzeiten nie recht erkannt wurde und die sich hernach als chronische Gehirnhautentzündung herausgestellt hat: aber für alle, die seinen übersprudelnden Witz und Humor in früheren Zeiten gekannt hatten, war es wehmütig anzusehen, wie der alte Geist nur noch gelegentlich bei ihm zum Durchbruch kam.



*Geburtshaus des Prof. Martin Haug zu Ostdorf bei Balingen (Württemberg), H. geb. 20. Jan. 1827.*

Die von Geheimrat Euting gezeichnete Postkarte.

Rastlos von Ort zu Ort ziehend, nirgends sich recht wohl fühlend, hat Horn die letzten vier Jahre seines Lebens hingebracht. So verfiel er im Frühjahr 1906 auf den Gedanken, es auch einmal mit Ostdorf zu versuchen, von dem er durch mich schon so viel gehört hatte. Am 14. Mai traf er in Ostdorf ein, und hat bis zum 2. Juni unter dem gastlichen Dache der Krone geweiht. Leider hat er es mit dem Wetter nicht eben günstig getroffen; es regnete damals viel. Doch hat er sich im ganzen in Ostdorf wohl gefühlt, und es stets in gutem Andenken behalten.

Damals war es, dass zufällig auch auf Martin Haug, den bislang berühmtesten Ostdorfer, die Rede kam, der zugleich ein Fachgenosse Horns im engsten Sinne war. Und alsbald tauchte bei ihm auch die Idee einer Gedenktafel auf, ohne dass wir übrigens vorerst die Sache näher in's Auge gefasst hätten.

Im Jahr darauf, am 19. August 1907, kam dann ein anderer Strassburger, Geheimrat Euting, von Rottweil aus über Lemberg und Oberhohenberg nach

Ostdorf gezogen; und auch mit ihm wurde nun natürlich die Haug-Sache besprochen. Damals zeichnete dieser Meister des Stifts eine Skizze des Geburtshauses, von vorn herein in der Absicht, sie auf eine Postkarte übertragen zu lassen und zu Werbezwecken zu benutzen. Solche Karten wurden denn auch im Laufe des Jahres 1908 da und dort hin versandt.

Dasselbe Jahr 1908 brachte den XV. Internationalen Orientalisten-Kongress, der vom 14.—20. August zu Kopenhagen statt fand. Auch Prof. Horn und der Schreiber dieser Zeilen pilgerten damals nach der dänischen Hauptstadt: der Kongress bot uns zugleich eine willkommene Gelegenheit, in der Stille für unsern Plan mit der Haug-Gedenktafel zu wirken. Wir haben das auch nach Kräften, und — wie ich annehmen darf — nicht ohne Erfolg getan. Am 21. August habe ich mich damals zu Kopenhagen auf der Strasse von Horn verabschiedet: ich sollte ihn nicht wiedersehen.

Horn hat in jener Zeit eine Postkarte mit dem Haug-Haus auch an einen ihm bekannten Parsi in Bombay, Herrn D. M. Madon gesandt, und dabei der Gedenktafel Erwähnung getan. Herr Madon antwortete unter dem 17. Oktober 1908; er schrieb u. a.: *I am glad to inform you that on my announcing the news in the local newspapers, a fund has been started by the Parsis to participate in your movement to honour the late scholar whose name is so very familiar to us here, and of whom our seniors cherish many pleasing personal recollections . . . . .*

Diesen Brief empfing Professor Horn auf dem Sterbebette. Fröhlich und schaffensfroh war er von Kopenhagen nach Strassburg zurückgekehrt, und hatte die Arbeit an seiner „Kulturgeschichte des Schah-näme“ wieder aufgenommen. Da traf ihn, während er mit den Seinigen am Tische sass, ein Schlaganfall, der seine

L. V.

2. 11. 08.

Zur Sache hat schlecht zum Leidwille  
gefabuliert, wenn auf zu einem Leisten.  
Ich lege im Krankenbett. Die Tassen  
rotten für Lang, vorge, wie Du'suchst!  
Dann kommen wir Januar 1908 hin  
jedenfalls weihen in Ostorf

Faksimile der letzten eigenhändigen Zeilen Horns an den Herausgeber der Festschrift.  
Natürliche Grösse.

Ueberführung in die Klinik notwendig machte. Dort hat er, auf die leer gebliebene Rückseite von Mr. Madons Brief, mit Bleistift noch einige Sätze gekritzelt: es sind die letzten eigenhändigen Zeilen, die ich von seiner Hand besitze.<sup>1)</sup> Sie lauten:

L. V.

2. 11. 09.<sup>2)</sup>

*Der Congress hat schliesslich zum Rückfall geführt, wenn auch zu einem leichten. Ich liege im Krankenhause. Die Parsen wollen für Haug sorgen, wie Du siehst. Dann können wir Januar 1909 hier vielleicht weihen in Ostdorf . . . . . Dank für Deine Bilder. Fischer<sup>3)</sup> hat auch sehr hübsche geschickt.*

*Herzl. Grüsse*

*Dein*

P. H.

Man sieht, der nie verzagende Kämpfer hatte seinen unverwüsthlichen Optimismus, der ihn bis zuletzt auf baldige Genesung hoffen liess, auch damals noch nicht aufgegeben, als bereits die Schatten des Todes sich auf ihn herabsenkten. Und die schon etwas in der Irre schweifenden Gedanken des Sterbenden flogen noch immer um das Haus im Schwabenlande, dem er zu einem würdigen Schmucke verhelfen wollte. Am 11. November, um Mitternacht, ist Paul Horn dann entschlafen; sein Leichnam wurde einige Tage später zu Karlsruhe verbrannt.

Professor Euting und mir aber, uns ward es nun zur heiligen Pflicht, die Angelegenheit der Gedenktafel, gleichsam als ein Vermächtnis unseres toten Freundes, vollends hinauszuführen.

Kurz nach Horns Hinscheiden traf aus Indien das Ergebnis der Sammlung ein, die Mr. Madon veranstaltet hatte. Es war so reichlich, dass es für eine Inschrifttafel, an die zunächst lediglich gedacht worden war, allein schon hingereicht hätte. Aber es waren uns von so manchen anderen Seiten weitere Beiträge in Aussicht gestellt und sonstige Ermutigung zu teil geworden, dass wir den Schritt wagten, die Anbringung einer Reliefbüste des zu ehrenden Gelehrten auf der Tafel in Aussicht zu nehmen — was die Kosten natürlich um etwa das Dreifache erhöhte.

Wir erliessen nun einen Aufruf an solche Persönlichkeiten, bei denen wir ein Interesse für unser Projekt voraussetzen durften; und wir haben dabei, neben einigen nicht allzu schmerzlichen Enttäuschungen, eine ganze Reihe freudiger Ueberraschungen erlebt. Die Spenden für Haug sind so reichlich eingegangen, dass nicht nur die Kosten der Tafel vollständig gedeckt, sondern auch die nötigen Mittel für die mit der Anbringung verbundenen Kosten reichlich vorhanden sind, und wir auch noch der Gemeinde Ostdorf, die das Denkmal in Eigentum und Unterhalt übernimmt, einen kleinen Fonds zu diesem Zweck zur Verfügung stellen können.

1) Eine diktirte Karte ist einige Tage später noch gekommen.

2) Muss natürlich „08“ heissen.

3) Prof. Dr. August Fischer aus Leipzig war ebenfalls auf dem Orientalisten-Kongress in Kopenhagen gewesen.

Hier folgen nun die Namen aller derer, welche Martin Haug durch eine Spende für seine Gedenktafel geehrt haben:

Dr. F. C. Andreas, Professor an der Universität Göttingen.

Oberpräzeptor Attinger in Waiblingen.

Professor Dr. W. Bacher in Budapest.

Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig.

M. Auguste Barth, membre de l'Institut, in Paris.

Geh. Hofrat Dr. Christian Bartholomae, Professor an der Universität Heidelberg.

Pfarrer Beck in Hausen a. d. Zaber.

Professor Dr. C. H. Becker in Hamburg.

Dr. theol. Georg Behrmann, Senior und Hauptpastor in Hamburg.

Mr. A. A. Bevan, M. A., Professor an der Universität Cambridge (England).

Geh. Hofrat Dr. Bezold, Professor an der Universität Heidelberg.

Geh. Regierungsrat Dr. Bezzenberger, Professor an der Universität Königsberg.

Professor Dr. E. v. Borries in Strassburg.

Professor Theodor Bracher in Künzelsau.

Professor Dr. R. E. Brünnow in Princeton (Nord-Amerika).

Ephorus Dr. P. v. Buder, Professor an der Universität Tübingen.

The Right. Rev. Dr. L. C. Casartelli, M. A., Bishop of Salford, in Manchester.

Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel.

Senator Dr. Donner in Helsingfors.

Pfarrer Duncker in Belsen.

Oberamtmann Ehemann in Laupheim.

Dr. Manfred Eimer in Strassburg.

Pfarrer Eisele in Schnaitheim OA. Heidenheim.

Präsident A. v. Euting in Stuttgart.

Dr. H. v. Fischer, Professor an der Universität Tübingen.

Legationsrat Dr. Frankfurter in Bangkok (Siam).

Dr. E. Gaiser in Männedorf, Ct. Zürich.

Rechnungsrat G. Gaiser in Stuttgart.

Oberbürgermeister v. Gauss in Stuttgart.

Dr. Lucien Gautier, Professor an der Universität Genf.

Pfarrer Gmelin in Schafhausen OA. Böblingen.

Dr. L. H. Gray in Newark (Nord-Amerika).

Dr. theol. et phil. Julius v. Grill, Professor an der Universität Tübingen.

Oberförster Habermas in Mössingen.

Dr. J. Halévy, Professor an der Ecole des Hautes Etudes in Paris.

Dr. R. Hartmann in Tübingen.

Pfarrer Hauber in Hirschlanden OA. Leonberg.

Dr. jur. Joseph Heimberger, Professor an der Universität Bonn.

Pfarrer a. D. G. W. Hermann in Stuttgart.

- Dr. H. V. Hilprecht, Professor an der Universität von Pennsylvania, in Philadelphia.
- Dr. Arthur Hjelt, Professor an der Universität Helsingfors.
- Dr. A. F. R. Hoernle in Oxford.
- Dr. Georg Hoffmann, Professor an der Universität Kiel.
- Dr. A. V. Williams Jackson, Professor an der Columbia University, in New-York.
- Dr. Peter Jensen, Professor an der Universität Marburg.
- Dr. Julius Jolly, Professor an der Universität Würzburg.
- Bauwerkmeister Jung in Stuttgart.
- Dr. A. Kamphausen, Professor an der Universität Bonn.
- Oberpräzeptor Dr. Rudolf Arcadius v. Kapff in Göppingen.
- Dr. H. Kern, Professor an der Universität Leiden.
- Dr. J. Kirste, Professor an der Universität Graz.
- Pfarrer Ove Chr. Krarup in Hvidbjerg v. Aa (Dänemark).
- Stadtpfarrer Krauss in Eglosheim (Ludwigsburg).
- Dr. P. Kretschmer, Professor an der Universität Wien.
- Geh. Hofrat Dr. Ernst Kuhn, Professor an der Universität München.
- Stadtpfarrer Kuppinger in Pfullingen.
- Rittmeister a. D. Laiblin in Pfullingen.
- Dr. S. Landauer, Professor an der Universität Strassburg.
- Dr. Charles Rockwell Lanman, Professor an der Harvard University in Boston (Nordamerika).
- Dr. Enno Littmann, Professor an der Universität Strassburg.
- Dr. A. Ludwig, Professor an der deutschen Universität Prag.
- Sir Charles Lyall, K. C. S. I., LL. D., in London.
- Geh. Hofrat Dr. Merx, Professor an der Universität Heidelberg.
- Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. jur. Ottomar v. Mohl in Cairo.
- Pfarrer a. D. Robert Moser in Meimsheim OA. Brackenheim.
- K. K. Hofrat Dr. David Heinrich Müller, Professor an der Universität Wien.
- Dr. theol. et phil. Eberhard Nestle, Professor an der Klosterschule Maulbronn.
- Dr. Reynold A. Nicholson, Professor an der Universität Cambridge.
- Dr. Theodor Nöldeke, Professor an der Universität Strassburg.
- Dr. H. Oldenberg, Professor an der Universität Göttingen.
- Dr. Max Freiherr v. Oppenheim, Legationsrat beim deutschen Generalkonsulat in Cairo.
- Oberstudienrat Dr. Georg Ritter v. Orterer, Präsident der Kammer der Abgeordneten, in München.
- The Parsi Community in Bombay.
- Dr. W. Pfeleiderer, Mitarbeiter am Schwäbischen Wörterbuch, in Tübingen.
- Dr. E. Prym, Professor an der Universität Bonn.
- Moriz Reichmann zur Forelle in Tübingen.
- Geh. Oberregierungsrat Dr. Sachau, Professor an der Universität Berlin.
- Dr. Friedrich Schulthess, Professor an der Universität Göttingen.

Der Schwäbische Albverein.

Dr. Christian Friedrich Seybold, Professor an der Universität Tübingen.

Geh. Hofrat Dr. Sieglin in Stuttgart.

Dr. Christiaan Snouck Hurgronje, Professor an der Universität Leiden.

Frau Apotheker Speidel in Stuttgart.

Frau Forstdirektor v. Speidel in Stuttgart.

Dr. W. Spiegelberg, Professor an der Universität Strassburg.

Pfarrer Stauss in Steinhofen (Hohenzollern).

Pfarrer a. D. Veit in Tübingen.

Marquis Melchior de Vogüé, membre de l'Institut, ancien ambassadeur de France à Vienne, in Paris.

Dr. Jakob Wackernagel, Professor an der Universität Göttingen.

Professor Dr. M. Walleser in Säckingen (Baden).

Hofrat Dr. E. Wilhelm, Professor an der Universität Jena.

Stadtpfarrer Zeiller in Schorndorf.



Martin Haugs Geburtshaus in Ostdorf von Südwesten.  
X Stelle der Gedenktafel.

Mit der Ausführung der Tafel ward nun ein begabter württembergischer Künstler betraut, der sich schon mancher derartigen Aufgabe zur vollen Zufriedenheit der Auftraggeber entledigt hat: Professor Walther Eberbach in Heilbronn. Die Sache war insofern schwierig, als die Zahl derer, die Martin Haug noch im Leben, besonders in seinen jüngeren Jahren, gekannt haben, schon sehr zusammengeschmolzen ist; und es musste aus diesen Gründen darauf verzichtet werden, den jungen Haug, wie er einst in Ostdorf aus und ein gegangen ist, zur Darstellung zu bringen. Doch ist es dem Künstler schliesslich gelungen, einen Haug-Kopf zu modellieren, den

Oberstudienrat v. Orterer (der dem Gelehrten in der Münchener Zeit — s. vorne S. 31 — besonders nahe stand) als porträtähnlich anerkannt hat. Freunde und Bekannte Haugs aus seinen späteren Jahren werden auf der Tafel also hoffentlich „ihren“ Haug wiedererkennen. Über dem Kopf ist ein Spruch aus dem

Awesta in der Ursprache angebracht, und zwar aus den Gâthâ's (Yasna 48, 3); er lautet in deutscher Übersetzung:

*Für den Wissenden [d. h. den Zoroastrier] ist die beste der Lehren die, welche der wohlmeinende Ahura [Ohrmuzd, der oberste Weltgeist] durch Ascha [den Geist der Wahrheit] lehrt.*

Martin Haugs Anschauungen würde das etwa entsprechen haben.

Diese Zeilen sind geschrieben eine Woche vor dem Tag, der für die Enthüllung der Gedenktafel festgesetzt ist. Ob die damit verbundene Feier einen gelungenen Verlauf nimmt? ob die Teilnehmer befriedigt von dannen ziehen werden? ich weiss es nicht. Nicht unsere Schuld ist es jedenfalls, dass sich die Erntearbeiten durch die Ungunst der Witterung so lange hinausgezogen haben, dass nun unsere Feier mitten dazwischen hinein fallen muss; nicht unsere Schuld auch, dass einige Gäste, die wir aus fernen Landen erwarteten, und die ihr Kommen bestimmt in Aussicht gestellt hatten, sich schliesslich fast im letzten Augenblick an der Teilnahme verhindert sahen. Nun, komme, was will: wir trösten uns des Bewusstseins, das Unsrige redlich getan zu haben: *ultra posse nemo obligatur.*

از اندیشه من دل برداختم  
سخن هرچه دانستم انداختم



Univ.-Bibliothek  
Regensburg





Hier folgen nun die Namen aller derer, welche Martin Haug durch eine  
Spende für seine Gedenktafel geehrt haben:

Dr. F. C. Andreas, Professor an der Universität Göttingen.

Oberpräzeptor Attinger in Waiblingen.

Professor Dr. W. Bacher in Budapest.

Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig.

M. Auguste Barth, membre de l'Institut, in Paris.

Geh. Hofrat Dr. Christian Bartholomae, Professor an der Universität Heidel-  
berg.

Pfarrer Beck in Hausen a. d. Zaber.

Professor Dr. C. H. Becker in Hamburg.

Dr. theol. Georg Behrmann, Senior und Hauptpastor in Hamburg.

Mr. A. A. Bevan, M. A., Professor an der Universität Cambridge (England).

Geh. Hofrat Dr. Bezold, Professor an der Universität Heidelberg.

Geh. Regierungsrat Dr. Bezzenberger, Professor an der Universität Königs-  
berg.

Professor Dr. E. v. Borries in Strassburg.

Professor Theodor Bracher in Künzelsau.

Professor Dr. R. E. Brünnow in Princeton (Nord-Amerika).

Ephorus Dr. P. v. Buder, Professor an der Universität Tübingen.

The Right. Rev. Dr. L. C. Casartelli, M. A., Bishop of Salford, in Manchester.

Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel.

Senator Dr. Donner in Helsingfors.

Pfarrer Duncker in Belsen.

Oberamtmann Ehemann in Laupheim.

Dr. Manfred Eimer in Strassburg.

Pfarrer Eisele in Schnaitheim OA. Heidenheim.

Präsident A. v. Euting in Stuttgart.

Dr. H. v. Fischer, Professor an der Universität Tübingen.

Legationsrat Dr. Frankfurter in Bangkok (Siam).

Dr. E. Gaiser in Männedorf, Ct. Zürich.

Rechnungsrat G. Gaiser in Stuttgart.

Oberbürgermeister v. Gauss in Stuttgart.

Dr. Lucien Gautier, Professor an der Universität Genf.

Pfarrer Gmelin in Schafhausen OA. Böblingen.

Dr. L. H. Gray in Newark (Nord-Amerika).

Dr. theol. et phil. Julius v. Grill, Professor an der Universität Tübingen.

Oberförster Habermaas in Mössingen.

Dr. J. Halévy, Professor an der Ecole des Hautes Etudes in Paris.

Dr. R. Hartmann in Tübingen.

Pfarrer Hauber in Hirschlanden OA. Leonberg.

Dr. jur. Joseph Heimberger, Professor an der Universität Bonn.

Pfarrer a. D. G. W. Hermann in Stuttgart.

